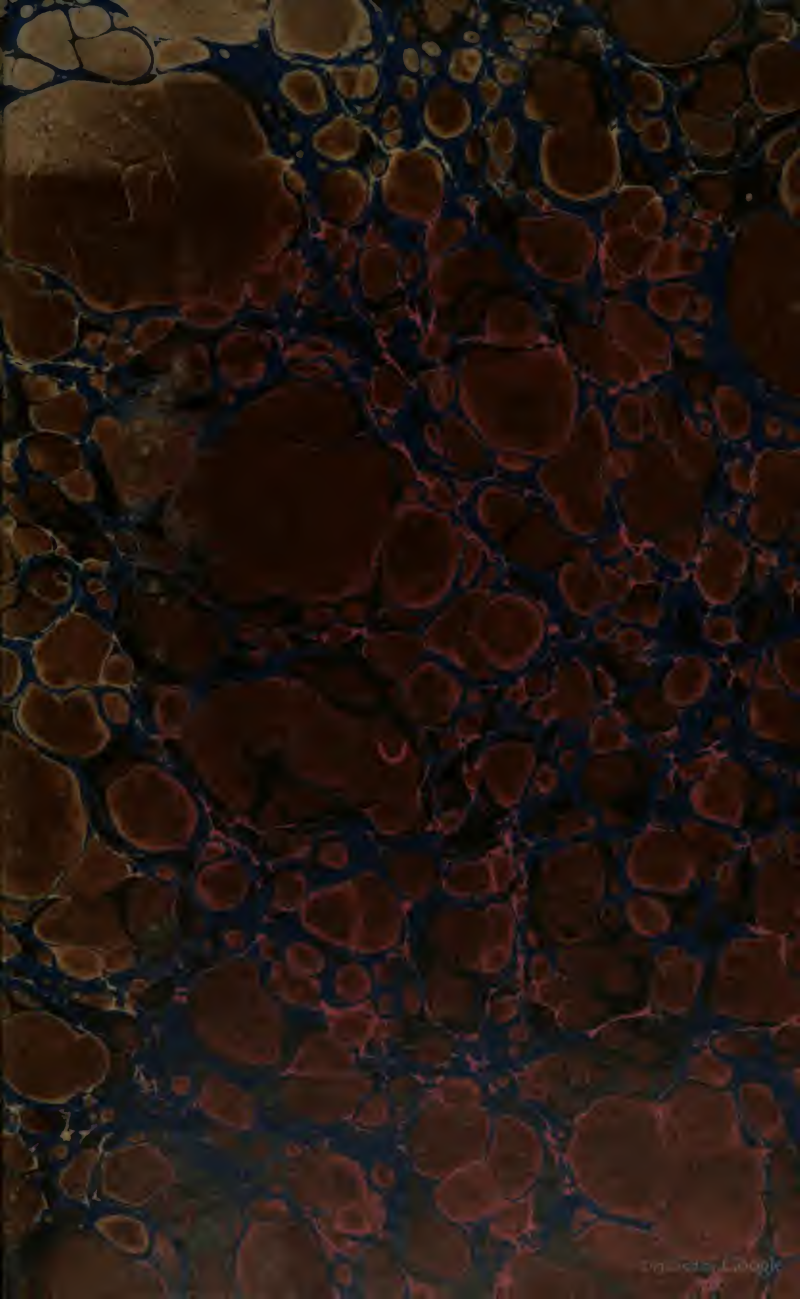
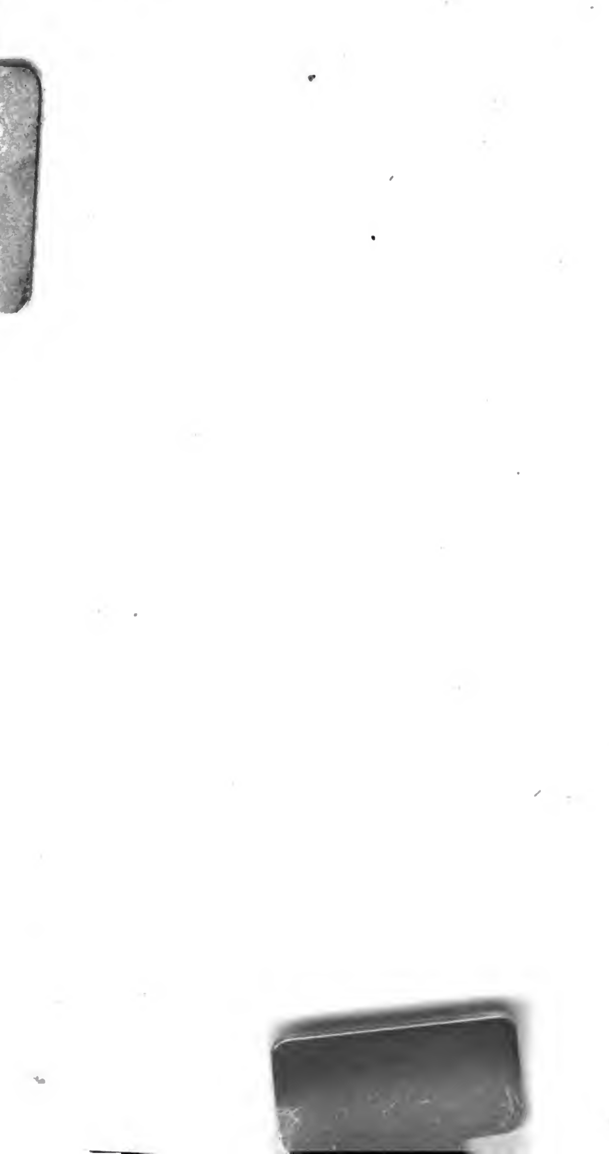






ARNOLD AUGUST SYBEL

Geb. d. 9. Sept. 1804, gest. d. 15. Dec. 1838,

zuletzt Diakonus zu Luckenwalde

im Jünglingsalter.

Arnold August Sybel,

zuletzt Diakonus zu Luckenwalde,

nach seinem

Leben und Wirken,

und

nach seinem schriftlichen Nachlasse

dargestellt

von

Dr. Friedrich Liebetrut,

Diener des göttlichen Worts.

Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin.
1 Kor. 15, 10.

(Der ganze Ertrag zum Besten der wissenschaftlichen Bildung der hinterbliebnen Söhne des Verewigten.)

Berlin, 1841.

In Kommission bei W. Thome.

Vorwort.

Ein kurzes Wort hat der Verfasser an die Leser vorauszuschicken.

Mit dem Vertrauen eines Reichen, der mit voller Hand unter die Empfänger trit, trete ich mit diesem Buche vor meine Leser hin. Es ist das Bild des Freundes, welches ich darbiete; eines Freundes, welcher, obschon in die höheren Kreise der Freundschaft eingegangen, auch jetzt noch die Herzen der Leser gewinnen wird, denen aber, die ihn einst Freund nannten, das Herz in steter Liebe nach oben zieht. —

Ob nun der Leser dem Verfasser eines Lebensbildes auch seinerseit volles Zutrauen schenken kann, ob die Innigkeit der Freundschaft dessen Feder nicht höher gehoben, als recht ist: wenn dieser nicht anders, als mit diesem Geständnisse seine Rede beginnt?

Wir waren Freunde. Doch wir fanden einen Freund, der das Siegel unsrer Freundschaft war, der uns darum theurer als das Theuerste, als die Freundschaft selber wurde; welcher, da sein Name „Wahrheit" ist, Wahrheit, die frei und lebendig macht, uns die Wahrheit über alles schätzen, sie in allem suchen lehrte.

Doch was den ferneren Leser sichrer stellt, als jedes Wort eines Menschen, der irren, sich verirren kann, ist die Darstellung meines Gegenstandes selbst. Was ich dem Leser darbiete, ist fast durchgängig ein Mosaik des Lebens, dazu die Steine, ohne weitere Politur und künstliche Bearbeitung, mitten aus dem Leben und dem schriftlichen Nachlasse des verklärten Freundes herausgeschnitten sind. Der Verewigte hat, durch einen großen Theil seines Lebens hin, die wichtigsten Entwicklungen seines äußeren und inneren Lebens in einer großen Anzahl von Briefen niedergelegt, die er, fast tagebuchartig, früher an den Verfasser, dann während sieben Jahre an die Braut geschrieben, und welche, wie man sehen wird, oft selbst als Entwicklung seines Lebens, immer aber als sprechende Zeugnisse desselben erscheinen. Diese Briefe habe ich, unter steter Vergegenwärtigung des Lebens Sybel's durchlesen, das Geeignetste ausgewählt, geordnet, mit einem Theil seiner gleichzeitigen Gedichte durchflochten, und die jetzt noch bleibenden Lücken so einfach als möglich zu schließen gesucht. Für die letzten Lebensabschnitte aber haben die schriftlichen und mündlichen Mittheilungen der nächsten Freunde und Augenzeugen die eigne Beobachtung ergänzt. So habe ich kaum etwas mehr gethan, als die charakteristischen Zweige, Blätter und Blüten von dem wirklichen Lebensbaume Sybel's gebrochen, und sie wieder in der Ordnung zusammengefügt, in welcher sie das wirkliche Lebensbild abspiegeln.

Was aber noch als Rahmen erscheint, den der Verfasser, so schlicht er vermogte, um des Freundes Bild gelegt hat, zerbreche der Leser immerhin, so es ihm gut däucht; es bleibt ihm genug, des Bildes Wahr-

heit und Schönheit zu erblicken, und dahinauf mit einem Blicke des Sehnens, mit einem Lobe des Höchsten gezogen zu werden, wo die Quelle dieser Schönheit fließt, und wohinauf auch das sehnende Herz des Geschiedenen den Weg genommen.

Was, wenn das Urtheil des Lesers mit dem meinigen zusammentrifft, in dem dargestellten Leben das Erhebendste ist, mag dieses sein, daß ein Mann, ohne in einer Hinsicht ausgezeichnet begabt zu sein, allein durch die Treue seines Wandels sich zu einer Höhe der sittlichen und christlichen Vollendung erhob, wie sie nur selten erreicht wird. Sybel war freilich von der Hand seines Gottes mit Natur- und Gnadengaben reich genug bedacht. Aber in Ansehung jener ersteren ragte er durch keine derselben, ja nicht einmal durch ihre Gesammtheit weit über das mittlere Maß hervor. Aber indem er im tiefsten Herzen der Natur und Gnade treu wurde, indem er mit der Einfalt des Kindes, mit dem Ernste des Mannes dem Rufe seines Gottes folgte, indem er mit der Demuth des gebeugten Sünders, mit dem Heldenmuthe des Gläubigen den Weg der Selbstverläugnung und der Liebe ging: kann er nur die Bewunderung, die Nacheiferung auch derer erregen, die ihm in jener Hinsicht vielleicht weit vorangehen.

Sybel's ganze Geschichte ist ein köstliches Zeugniß davon, was die Gnade Gottes in Christo an einem Menschen vermag, der in der Aneignung ihrer Kräfte treu wird.

In Ansehung der aus der reichen, brautschaftlichen Korrespondenz aufgenommenen Stellen wolle der Leser folgende Bemerkung nicht übersehen. Nachdem ich auf dem schmerzlichen Wege zum Begräbniß des Freundes

den Gedanken der vorliegenden Lebensbeschreibung gefaßt hatte, übergab mir die, damals ihres eignen Todes gewärtige, Wittwe den schriftlichen Nachlaß des Mannes auf ihrem Krankenlager. Unter anderen Umständen hätte sie wohl selbst erst eine Auswahl des Mitzutheilenden getroffen, so konnte sie nicht mehr thun, als meiner Hand und Wahl das Ganze anvertrauen. Für letztere bin daher allein ich verantwortlich, auf mich allein fiele jeder Tadel, wenn der Wunsch, den Lesern das schöne Bild des Lebens und der Geschichte des Freundes nach allen Seiten hin darzulegen, mich in der Benutzung jenes Materials, so weit es die Geschichte seines brautschaftlichen Lebens betrifft, zu weit geführt zu haben schiene.

Im übrigen bin ich wohl gefaßt, manchem Leser einigen Anstoß durch Aufnahme charakteristischer Briefstellen und Gedichte aus dem Jünglingsalter Sybel's gegeben zu haben. Es kann auch wirklich scheinen, als ob meine Darstellung eines Lebens, welches, von seinen amtlichen, pastoralen Beziehungen abgesehen, zuletzt die höchsten Gebiete erreicht, durch die Aufnahme mancher Stellen nur verlieren könnte, die mehr von dem natürlichen Leben Zeugniß geben, als von dem aus Gott. In dieser Hinsicht berufe ich mich indeß zunächst einfach auf den Zweck, den ich bei der Darstellung eines Lebens in seiner wirklichen Entwicklung haben mußte. Nächstdem achte ich, daß die Natur, dieses ursprüngliche Werk der göttlichen Charis,*) soweit sie eben noch Natur, natürlich, nicht Unnatur, widernatürlich und sündlich ist — sie ist dieß nun aber überall in gewissem Grade —

*) Huld, Liebe, Gnade.

der Gnade entspricht, welche nur die Natur in ihrer Wahrheit und Reinheit wiederherstellt und verklärt. Der Leser sehe nun und urtheile, in wie weit dieß in Sybel's Leben sich rechtfertiget. Die Widersprüche aber, welche sich noch zwischen seinem natürlichen Leben und dem späteren der Gnade zeigen mögen, müssen so weit entfernt sein, dem Unbefangenen den Blick auf die leuchtenden Spuren der Wirksamkeit der Gnade zu trüben, daß sie diesen vielmehr nur erleichtern können.

Ob aber alles hier Mitgetheilte dem Leser bedeutungsvoll erscheinen könne, ist eine andere Frage, über die ich seinem Urtheil nicht vorgreife. Der Verfasser wünscht in Ansehung der Mittheilungen aus des Seligen schriftlichem Nachlasse nur, der Leser mögte dieselben betrachten als Blätter-, Blüten- und Fruchtschmuck eines in einem milden Klima freudig aufgewachsnen Baumes. Bricht und schneidet man hier die einzlen Theile zur gründlichen Betrachtung außer dem organischen Zusammenhange ab, so mag wohl manches nicht bloß unreif und unschmackhaft, sondern auch unbedeutend erscheinen, während es, an seiner Stelle betrachtet, den lebendigen Eindruck des Ganzen erhöht. Der Leser befreunde sich also mit dem Ganzen, und betrachte das Einzle nur als vermittelndes Glied für die Entwicklungsgeschichte jenes. Ohne Zweifel wird dann aber der Verf. nicht der einzige sein, der sich oft beim Betrachten einer, zunächst dem irdischen Boden entsproßnen, dem Dießseits zugekehrten, Blüte in dem Leben Sybel's von Düften angewehet findet, die ihren letzten Ausgang aus einer höheren Welt bezeugen. Dieß gilt namentlich von den Zeugnissen seiner Brautliebe, die nicht allein zu dem Schönsten in dieser Hinsicht gezählt werden mögen, son-

dern auch das Herz verrathen, welches der höchsten Blüten heiliger Liebe fähig war.

In Ansehung der in den letzten Abschnitten mitgetheilten Thatsachen hoffe ich mit der Versichrung Glauben zu finden, daß ich durch keine dieser Mittheilungen verletzen gewollt. Gewiß wäre ich dieser Darstellung unwürdig, ihrem Gegenstande ganz unähnlich, hätte ich nicht, soweit es mit dem Zwecke der Darstellung selbst vereinbar war, jede nutzlose Verletzung geflissentlich zu vermeiden gesucht. Wo indeß die Wahrheit der Erzählung einem betheiligten Leser nicht jeden Schmerz ersparen gekonnt: da möge dieser eine Regung der göttlichen Traurigkeit sein, „welche zur Seligkeit eine Reue wirket, die niemand gereuet."

Was den weiteren Segen meiner Arbeit an diesem Buche betrifft, so kann derselbe nicht fehlen, wenn dieses dem dargestellten Leben irgend nahe kommt. Der HErr thue damit, was ihm wohlgefällt. Väter aber, Lehrer und Erzieher mögen sehen, was dieses Buch, nächst dem erbaulichen Genusse der Anschauung eines so lieblichen Lebens, ihren reiferen Söhnen und Zöglingen zur Erweckung eines kräftigen und fruchtbaren Jugendlebens gewähren könne.

Noch bleibt der Dank allen den Freunden des Verewigten zu sagen, welche durch bereitwillige Mittheilung der Briefe und Schriften desselben, oder durch eigne Beiträge, die Ausführung dieser Lebensbeschreibung möglich gemacht haben.

In Ansehung des Druckes war leider ein mehrfacher Wechsel des Setzers und der Korrektur unvermeidlich. So waren auch einige Irrungen und Un-

gleichförmigkeiten im Drucke um so weniger zu vermeiden, als mir selbst nur eine flüchtige Ansicht des ersten Drittheils der Druckbogen möglich war. Um so mehr wird es der Leser dem Fleiße der theuren Freunde Dank wissen, durch deren sorgfältige Aufsicht das Buch dem Anschein nach von störenden Druckfehlern möglichst frei bleiben wird. In den ersten Bogen bin ich nur folgender ansichtig geworden: Seite 32, Zeile 4, ist zu lesen: erstaunt für erfreut. S. 65, Z. 12, ihre für ihm. S. 84, Z. 3 unten, sind die Worte: „Wie viele ... dar" zuletzt, und zwar als Bemerkung des Verfassers zu den eingeführten Worten zu lesen. S. 124, Z. 14, ist zu lesen: auf mein Zimmer. S. 137, Z. 15, in christlicher Verklärung für christliche Verklärung. — Hoffentlich werden auch die folgenden Bogen von gleichem Fleiße des Satzes und der Korrektur Zeugniß geben.

Endlich den auf dem Titel angedeuteten Wohlthätigkeitszweck betreffend, bemerke ich sehr freudig, daß die Kosten des Druckes von 700 Exemplaren dieses Buches durch die Subscription auf etwa 240 Exemplare mit 260 Thalern ziemlich gedeckt sind, so daß der ganze Ertrag der übrigen, durch den Buchhandel gehenden Exemplare (eine Anzahl behalte ich vorläufig zurück, welche noch zum Subscriptionspreise von 1$\frac{1}{6}$ Thlr. mit dem Bildnisse zu haben sind) dem gedachten Zwecke anheimfällt. Die durch Gottes Segen zu hoffende Summe wird nebst Berechnung und Nachweisung in die Hände des Vormundes der nachgelaßnen Söhne des Verewigten niedergelegt werden, welcher (Herr Pastor Straube zu Werder bei Jüterbog) sie so lange mit den zu sammelnden Zinsen verwalten wird, bis einer der gedachten

Söhne, oder beide, im höheren Jünglingsalter, zum Genusse dieses väterlichen Segens gelangen mögen.

Und so sei auch diese Sache Ihm, welchem allein die Ehre gebühret, mit guter Zuversicht befohlen! —

Wittbrietzen bei Beelitz, den 14. Juli 1840.

F. L.

Uebersicht.

Erstes Buch. Jugendalter bis zur Konfirmation.

(9. Sept. 1804 bis 2. Mai 1821.) Seite 1—50.

Erstes Büchlein. Kindesalter. Seite 1—13.

Abriß einer biographischen Skizze von der Hand Sybel's. — Rückblick und Bemerkungen zu der Geschichte der Kindheit Sybel's.

Zweites Büchlein. Knabenalter. Seite 15—50.

Die vaterländische Begeistrung 1813—15, und Sybel im Kreise derselben. — Der turnerische Kreis, als Gegenbild jenes, und Sybel in diesem Kreise, S. 19. — Sybel im Kreise der Verbrüderung und der Freunde, S. 27. — Sybel in mannichfachen Sorgen und Mühen. Schulverhältnisse, S. 36. — Häuslicher, verwandtschaftlicher Kreis, S. 37. — Schluß des Abschnitts. — Nachtrag von Gedichten aus dieser Zeit, S. 43.

Zweites Buch. Jünglingsalter.

(Frühling 1821 bis Frühling 1831.) Seite 50—212.

Erstes Büchlein. Höhere Schuljahre. Seite 52—102.

(Frühling 1821 bis Herbst 1824.)

Zweites Büchlein. Universitäts= und Kandidatenjahre. Seite 103—212.

(Herbst 1824 bis Frühling 1831.)

Drittes Buch. Mannesalter.

Erstes Büchlein. Schulamtsjahre. Seite 215—286.

Zweites Büchlein. Pfarramtsjahre. Seite 287—409.

Erstes Buch.

Jugendalter bis zur Konfirmation.

9. September 1804 bis Mai 1821.

„Der HErr ist mein Hirte,
mir wird nichts mangeln!"
Ps. 23, 1.

Erster Abschnitt.

Kindesalter.

1804 bis 1813.

„Auf Dich bin ich geworfen aus Mutterleibe;
Du bist mein Gott von meiner Mutter Leibe an!"
Ps. 22, 11.

Noch decket Nacht des Vaterlandes Gauen,
Das Nacht für Tag hält, Finsterniß für Licht;
Ja selbst die Sehnsucht nach dem Heil gebricht,
Kaum, daß gen Osten fromme Seher schauen;

Doch sieht im Westen man ein Wetter grauen,
Das bald verheerend über alle bricht,
Verkündend allen Gottes ernst' Gericht,
Daß Reuezähren reichlich niederthauen:

Das war die Dämm'rung, die um Deine Wiege,
Du holdes Kind! so leise nur gespielt,
Die sich durch Wettersturm zum Tage rang;

Doch glänzt Dein Auge freudig, wie zum Siege —
O hat Dein Herz in Ahnung schon gefühlt
Den Arm des Hirten, der sich um Dich schlang?

Arnold August Eberhard Severus Sybel wurde am 9ten September 1804 zu Brandenburg an der Havel geboren. „Mein Vater," schreibt er selbst in einer, vor Jahren entworfenen, biographischen Skizze, der wir mehre Züge für das Bild seiner Jugend entnehmen, „mein Vater, Dr. Joh. Karl Sybel, war Medicinalrath in der genannten Stadt, der Sohn des weiland Pfarrer M. Sybel zu Eßin, eines sehr gelehrten Theologen und eifrigen Schülers Semler's; meine Mutter, Philippine, war eine Tochter des Predigers Wilmsen zu Berlin, eine Schwester des bekannten Schriftstellers. Der Vater hatte eine sehr ernste und strenge Erziehung erhalten, daher waren seine Grundsätze ebenfalls sehr streng sittlich; der Verstand war vorherrschend in ihm, und das Religiöse beschränkte sich, jener Zeit gemäß, auf eine moralische Lebensansicht. Er übte eine rastlose Thätigkeit und hatte ein sehr heftiges Temperament. Die Mutter war dagegen ganz Gefühl, doch ohne feste Haltung. Diesem Gefühle fehlte nicht die Richtung zu Gott, doch bedingte es nur eine allgemeine, wenn auch sehr warme, Religiosität, welcher der eigenthümlich christliche Charakter fehlte."

„In dem Hause eines Arztes einer kleinen Stadt ist immer viel Verkehr; so war das unsrige selten von Besuchern leer. Dieser stete Wechsel weckte natürlich in dem Kinde einen Reichthum von Vorstellungen, und so wurde ich denn für ein kluges Kind gehalten. Indeß hatte diese immerwährende Abwechslung für mich den Nachtheil, daß die immer wechselnden Bilder einander verwischten, und so der Grund zu dem schlechten Gedächtniß gelegt wurde, welches mir alle positiven Wissenschaften so schwer macht."

„Den ersten Unterricht erhielt ich von meinem Großvater, dem gewöhnlich die älteren Kinder für den Sommer zugeschickt wurden. Hier lernte ich lesen, zugleich aber weckte dieser Aufenthalt meine Liebe zur Natur. In den Spielen mit den Geschwistern und Bauerkindern war ich der lebendigste; ich machte alle Anordnungen, und wenn's auf den Rang ankam, so machte ich mich immer selbst zum Könige. Den weiteren Unterricht erhielt ich von dem Superintendenten Schmidt in Brandenburg, in Gemeinschaft seiner Kinder und Kostgänger. Im 7ten Jahre schon wurde ich auf das Gymnasium zu Brandenburg geschickt, wo ich nach Quinta kam. Hier herrschten unter den Knaben allerlei geheime Sünden, in die ich, als unbefangnes Kind, auch hineingezogen wurde. So frühe wurde der Keim der Sinnlichkeit in mir geweckt, und hieraus sind die schweren Kämpfe zu erklären, die ich späterhin gegen jene zu bestehen hatte."

„Als ich 8 Jahr alt war, verlor ich meinen Vater, vor dem ich mehr eine heilige Scheu, als kindliche Liebe empfunden hatte; doch erschütterte sein Tod den Knaben tief. Meine Mutter zog nun im Anfange des Jahres 1813 nach Berlin, wo sie im Hause ihres Schwagers, des Probstes Hanstein, in der stürmischen Kriegszeit einen sicheren Zufluchtsort fand."

„Im Hanstein'schen Hause herrschte eine große vaterländische Begeistrung; mehre Glieder der Familie waren selbst ins Feld gezogen. Des Abends saßen die Frauen und Kinder des Hauses um die Tische, zupften Charpie und sprachen von den für das Vaterland blutenden Kriegern. Hier sog ich denn die erste Liebe zu meinem deutschen Vaterlande ein, und ich wäre als Knabe schon gern für dasselbe in den Kampf gezogen."

„In Berlin besuchte ich die Schule des Professor Hartung, wo ich aber darum wenig lernte, weil ich der wildeste unter allen Knaben war. Boshafte Streiche beging ich nie, doch war mein Uebermuth so groß, daß mich weder die Lehrer, noch die Mutter ziehen zu können meinten, und es fürs beste gehalten wurde, mich einem Prediger auf dem Lande zu übergeben."

„So wurde ich denn nach B. bei Brandenburg zu dem Pred. H. gebracht, der meinem Vater befreundet gewesen war. Es waren hier noch zwei Pensionärs, mit denen ich in allen

Schulwissenschaften unterrichtet wurde. Es wurde uns aber alles zu leicht gemacht, und nicht streng auf die Elemente gehalten, woher eine große Ungründlichkeit in unser Wissen kam."

„Bisher hatte ich noch durchaus keine religiösen Regungen in mir empfunden. Hier traten sie zuerst hervor, sich anknüpfend an meine Liebe zur fernen Mutter und den fernen Geschwistern. Ich dachte oft, wie es ihnen gehen mögte, und dann betete ich zu Gott, er mögte sie mir erhalten. Es waren mir dieß meine liebsten Gedanken, und ich setzte mir für dieselben bald bestimmte Zeiten fest, Morgens, Mittags und Abends. Um mich ihnen ungestört hingeben zu können, hatte ich mir einen einsamen Ort im Garten unter einer schönen Eiche ausersehen, den ich mir nun auf alle Weise zu schmücken suchte. So arbeitete ich mir aus Holz ein Kreuz, das stellte ich unter die Eiche, behängte es mit Kränzen, und wenn ich mit meinen Gedanken dann bis zum Gebet gekommen war, sank ich vor dem Kreuze auf meine Kniee und betete zu Gott. Allemal, wenn ich diesen Ort betrat, ergriff mich eine heilige Scheu, und ich hätte mir hier nie etwas Böses erlaubt. Sonst aber hatte dieses Beten noch keinen Einfluß auf mein sittliches Leben. Lügen und Trügen war mir durch die Erziehung fremd geworden, doch begingen wir Knaben im geheim allerlei Sinnlichkeiten, die zwar in dieser Zeit mehr den Charakter des Spieles hatten, bei denen wir jedoch stets das Gefühl des Unrechts empfanden, und sie daher nur an verborgenen Orten betrieben."

„Hier blieb ich 1½ Jahr, im letzten Halbjahr war mein Bruder J. noch hinzugekommen. Wir hatten eine brüderliche Zuneigung zu einander, waren aber dabei sehr streitsüchtig. Auch ihn hatte ich dazu vermogt, sich einen Lieblingsplatz im Garten zu erwählen, und dort für Mutter und Geschwister zu beten."

„Hierauf kam ich nach Berlin, und zwar in Quarta des kölnischen Gymnasiums, und war hier recht fleißig. Besonders thätig war ich für die deutschen Stunden. Meine Aufsätze bildete ich gewöhnlich zu Fabel, Parabel und Rede aus, und versuchte sogar, einige in Versmaß zu bringen."

„Um diese Zeit, im 13ten Lebensjahre, regte die Bekanntschaft mit der deutschen Geschichte und die Vorstellung von der

Sittlichkeit der alten Deutschen, ihrer Treue, Keuschheit u. s. f. ein sittliches Ideal in mir auf, das sich an die Frage knüpfte: „Wie ein wahrer Deutscher sein müsse?" Zur Beantwortung dieser Frage stellte ich mir bestimmte Regeln, die sich auf Vaterlandsliebe, Wahrhaftigkeit, Nächstenliebe, Frömmigkeit, bezogen. Für diese Ideen fand ich am meisten Nahrung in der Kirche, daher besuchte ich besonders die Predigten von Hanstein mit wahrer Liebe, und schrieb mir zu Hause manches daraus auf. Was mir nun so immer mehr im Geiste aufging, suchte ich auch in mein Leben einzuführen, und so begann denn zuerst der Kampf gegen die in mir so früh geweckte Sinnlichkeit noch zu rechter Zeit."

„Was mich selbst erfüllte, mußte ich aber meinen Geschwistern und Jugendgenossen mittheilen, und so stiftete ich mit diesen eine Verbindung für Tugend und Vaterlandsliebe. Wir schrieben uns bestimmte Gesetze auf, nach denen einer über des andern Sittlichkeit wachen mußte. Wir hatten alle gleiche Rechte gegen einander, und keiner stand über den andern."

„Zu dieser Zeit kam ich auch in den Religionsunterricht zu meinem Oheim Wilmsen, und zugleich entschied sich meine Neigung zum Predigerstande, da ich bisher immer gesagt hatte, ich wollte werden, was mein Vater gewesen. Es wurde nämlich im Jahre 1817 das Gedächtnißfest der Reformation gefeiert. Mich regte diese Feier sehr an. Ich las viel über Luther's Leben, und besuchte an den drei Tagen der Feier Vor- und Nachmittags die Kirche. Besonders ergriff mich eine Predigt, von dem jetzigen Professor Sack in der Domkirche gehalten. Ich kam von hier nach Hause, und sagte meiner Mutter sogleich, ich müsse auch ein Prediger werden. Meinen Bruder J. aber beredete ich auch dazu, und wir arbeiteten nun sogleich zusammen Predigten aus."

„Im 14ten Jahre wurde ich nach Unter-Tertia auf das berlinische Gymnasium versetzt. Es waren damals 104 Schüler in dieser Klasse, ich gehörte zu den letzten derselben; die Lehrer konnten sich wenig mit uns beschäftigen, und ich kam auf diese Weise in eine große Faulheit hinein. Zugleich war ich ein eifriger Besucher des Turnplatzes, was mich zwar noch mehr vom Arbeiten abzog, aber auch manches Gute in mir bewirkte. Ich

fühlte mich hier bald von einigen Aelteren durch ihre ernste sittliche Gesinnung angezogen, und schloß besonders mit Liebetrut eine innige Freundschaft, wiewohl ich ihm an Jahren nachstand. Vaterlandsliebe und Sittlichkeit waren die Ideen, auf die unsre Freundschaft sich gründete; Frömmigkeit schloß sich an, wir trieben uns zum Bibellesen, aber es hatte alles seinen Mittelpunkt nur in der Vaterlandsliebe."

„Da brachen die demagogischen Verfolgungen in Berlin aus; unser Lehrer Jahn, den wir sehr liebten, und dem wir die Belebung unsrer sittlichen und vaterländischen Begeistrung verdankten, wurde gefänglich eingezogen. Wir sahen nur Ungerechtigkeit darin, und das reizte uns gegen die bestehende Ordnung des Staates, die uns schon immer so geschienen, als könne sie die Freiheit nur beschränken. So wurde denn von den überklugen Jünglingen alles gemeistert, und es nahm sie eine Eitelkeit ein, die alles richten zu können sich dünkte. Von dieser verderblichen Richtung, die aber noch immer einen guten Keim in sich trug, wurden wir nur durch das Lebendigwerden des christlichen Glaubens abgezogen. L. wurde durch das Studium der Theologie dahin geführt, bei mir fiel in diese Zeit meine Einsegnung. Diese brachte mich zur Selbsterkenntniß, ich erkannte meine Eitelkeit, und da um diese Zeit auch der Geschlechtstrieb in mir erwachte, und ich von den furchtbarsten Reizungen zur Sinnlichkeit gequält wurde, drückte mich das Gefühl meiner Sündhaftigkeit tief darnieder, und ich wurde wirklich schon in dem Glauben eingesegnet, daß Christus allein es sei, der mich aus diesem Leibe des Todes erlösen und erretten könne."

„Indessen hatte mich meine Mutter von dem berlinischen auf das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium gebracht, welches durch die Ernennung des Director Spilleke große Erwartungen erregte. Hier wurde ich nun wieder fleißig, wozu ich noch besonders dadurch Anregung bekam, daß L. in unser Haus zog, und mich tüchtig zum Arbeiten anmahnte. Dieser Freund verließ nun Berlin, um in T. weiter zu studiren. Den Verlust unsrer Trennung suchten wir dadurch zu ersetzen, daß wir fast täglich einige Zeilen für einander schrieben; und da ich danach strebte,

meinem Freunde mein ganzes Innere zu offenbaren, und ihm auch das Schlechte in mir nicht zu verhehlen: so wurde ich dadurch immer mehr zur Selbsterkenntniß geführt."

„Meine liebsten Beschäftigungen waren in dieser Zeit Geschichte und deutsche Sprache. In der Geschichte ging ich aber weniger darauf aus, eine Fülle von Einzelheiten in mich aufzunehmen, als vielmehr Ideen zu erfassen. Hierzu fand ich besonders Anleitung in dem Unterrichte meines geliebtesten Lehrers Gaupp, dessen Liebe und Frömmigkeit mich so zu ihm erhob, daß ich nicht wie ein Schüler, sondern fast wie ein Freund neben ihm stand. Um diese Zeit machte ich auch die Bekanntschaft mehrer junger Maler, und so kam zu den Dingen, die mich bis dahin begeistert hatten, auch noch die Kunst hinzu."

„Für meine religiöse Bildung danke ich aber in dieser Zeit besonders viel dem Umgange mit meinem Lehrer Gaupp, dem Religionsunterrichte des Director Spilleke und des Prediger Pauli, und endlich den Predigten Schleiermacher's, die ich sonntäglich hörte, auf welche ich mich schon die ganze Woche hindurch freute. Mein persönliches Verhältniß zu Christo aber gestaltete sich dadurch besonders, daß mir die Bücher von der Nachfolge Christi von Thomas von Kempis in die Hände kamen, daraus ich mir nun Morgens und Abends las, wiewohl ich auch die Heil. Schrift nicht vergaß, ein Kapitel las und darüber nachdachte."

„So war ich 18 Jahr alt geworden, als ich nach Prima versetzt wurde. Es herrschte in dieser Klasse ein kalter Ton, der die Glieder derselben sehr vereinzelte. Das mißfiel mir, ich suchte ein gemeinschaftliches Leben zu wecken, was mir so gelang, daß wir zuletzt fast brüderlich mit einander lebten, und selbst die Lehrer sich dadurch freundschaftlich mit uns verbanden, woraus sich großer Segen für uns ergab."

„Nun kam L. von Tübingen zurück, aber, weil er meinem jugendlichen Sinne zu ernst und oft unnatürlich in seiner Frömmigkeit erschien, wollte damit die frühere Innigkeit der Liebe nicht zurückkehren. Um so fester schloß ich mich jetzt an meinen Freund Bernau an, besonders darum, weil er, wie ich, in seiner religiösen Ansicht streng prädestinatianisch war. Dieß hatte

bei mir darin seinen Grund, daß ich erkannte, ich sei nur durch meine beiden inneren Feinde, durch Eitelkeit und Sinnlichkeit, zu Christo gekommen, welche mich stets, bei Ihm Hülfe zu suchen, trieben."

„So beschäftigten mich denn schon in den letzten Schuljahren die theologischen Gegenstände, und mein religiöses Leben war bereits sehr angeregt, als ich im Herbst 1824 die Schule verließ, um zuerst in Bonn zu studieren ....."

Ich habe dieses Bruchstück eines, bald nach seinen akademischen Jahren von dem Verewigten flüchtig entworfnen Aufsatzes, welches sich fast über zwei Dritttheile seines Lebens verbreitet, so vollständig mitgetheilt, theils, weil es einige so anziehende Verhältnisse seines Lebens darlegt, theils, weil ich nicht zweifeln kann, daß jenes in seiner großen Einfachheit allen Lesern lieb sein werde. Wir werfen nun von hieraus unsern Blick noch einmal auf die frühere Jugendgeschichte unsres Sybel zurück.

Als in der tiefsten Nacht vaterländischer und kirchlicher Erniedrigung der ahnungsvollen Sehnsucht die erste, leise Dämmerung einer besseren Zukunft keimte, schlug auch die Stunde seines ersten Lebensmorgens. Bald sollte derselbe von den Stürmen bewegt werden, die sich zur Zeit erheben, da Nacht und Tag sich scheiden will; aber so mußte auch der Morgenglanz des siegenden Tages, der an dem Wiesenblümlein im Grase, wie an den Riesenhäuptern des Hochgebirges sich zu verherrlichen weiß, die Jugend des Knaben lieblich verschönen.

Das bereits kurz angedeutete Bild des Vaters Sybel's vermag ich leider nicht weiter auszuführen. Er starb den, nicht weniger rühmlichen, Heldentod eines Arztes, der sich, ohne die kriegerische Ermuntrung wogender Schlachtmusik, ohne begleitende Schaaren muthiger Kampfgenossen, in den schwülen Räumen eines verpesteten Lazarethes allein dem Todesengel gegenüber stellt. Ein tödtliches Lazarethfieber herrschte im Frühjahr 1813 unter den erkrankten Kriegern zu Brandenburg. Dort, wo der Tod nicht mit kräftig geführten Waffen des Feindes zu muthiger Gegenwehr rief, sondern aus den blassen Angesichtern niedergestreckter Freunde sich in seiner grauenerregenden Schreckensgestalt zeigte, leistete er dem Vaterlande seine treuen Dienste, bis ihn selbst die mächtigere Hand des Todes niederwarf.

Hiermit begann der schwankende, wechselvolle Verlauf der Erziehung, in Folge dessen Sybel bis zu seinem 16ten Lebensjahre hin durch acht verschiedene Schulen ging, und an beinahe eben so vielen Orten erzogen wurde. Wie großer Nachtheil ihm daraus für seine gleichmäßige Entwicklung erwachsen mogte, so flossen ihm ohne Zweifel auch gar manche Vortheile daraus zu. Ist nicht eine wechselnde Erziehung, deren Mängel sich gegenseitig irgend ergänzen, schon ein Vortheil vor einer anderen, die eine verkehrte Richtung bis zu ihrem äußersten Ziele hin verfolgt? So aus einer Menschenhand in die andere geworfen, ohne recht in einer zu erwarmen, mogte das ahnungsvolle Herz des Kindes um so eher dem Zuge zu dem himmlischen Erzieher folgen. Wenigstens wird die fernere Geschichte zeigen, wie der Plan der göttlichen Erziehung, die sich ohne Zweifel im Leben des einzlen Menschen, wie in der Geschichte des ganzen Geschlechtes, verherrlichet, durch jene Schwankungen ungestört blieb, und wie dieselbe die Entwicklung eines so theuren Zöglings dennoch zu dem herrlichsten Ziele zu leiten wußte.

Als der nächste große Nachtheil jenes häufigen Wechsels trit zunächst in wissenschaftlicher Hinsicht der beinahe völlige Stillstand seiner Entwicklung durch ganze sechs bildungsreiche Jahre hervor. Sahen wir den lebensvollen, munteren Knaben bereits im 7ten Jahre (1811) in Quinta des brandenburger Gymnasiums, so finden wir ihn nach sechs Jahren (1817) noch in Quarta des berlinischen. In dieser Hinsicht kann ich nicht anstehen, diese ganze kostbare Zeit für die Bildung Sybel's für mindestens völlig verloren zu achten. Ja er war durch dieses lange, fruchtlose Umherziehen auf großentheils noch ungeordneten Bildungsstätten aller fortschreitenden Entwicklung so entfremdet, daß die verderblichen Wirkungen dieses Stillstandes sich noch weiterhin erstrecken mußten, zumal da er jetzt noch über drei Jahre lang in dem damals ungedeihlichsten Bildungskreise eines überfüllten Gymnasiums zurückgehalten wurde, so daß er endlich erst im Jahre 1821 sich auf die zweite Gymnasialstufe erhoben hatte.

Dagegen scheint die innere Entwicklung seines Gemüthslebens sich unter diesen Umständen um so freier und schöner ge-

staltet zu haben. Namentlich war es sein offner Sinn für die Natur, der, wie wir ihn oben selbst andeuten sahen, bei seinem öftern Aufenthalt zu Eutin schon im frühesten Knabenalter geweckt wurde, späterhin aber sich zu einer seltenen Höhe und Innigkeit der Ausbildung erhob.

Ebenso konnte die, aus äußeren Einwirkungen kaum erklärbare religiöse Richtung seines Gemüthes in dieser wechselnden Entfernung von der geliebten Mutter und den Geschwistern sich in jener rührenden Eigenthümlichkeit gestalten, davon die obige Mittheilung ein so schönes Zeugniß gab. So schmückte die Vaterliebe des dem empfänglichen Kinde damals in seiner näheren Offenbarung noch unbekannten Gottes diesem gleichsam selbst das Kreuz seines eingebornen Sohnes, das der Jüngling und Mann ihm bald, auch statt des Schmuckes von Blütenkränzen mit scharfen Dornen umwunden, mit hehrem Ernste nachtragen sollte!

Auf ein so empfängliches Gemüth mußte nothwendig die vaterländische Begeistrung jener Zeit den tiefsten Eindruck machen, deren Einwirkungen ihm überall begegneten, zumal, da manche andere Umstände dazu mitwirkten, jenen Einfluß auf seine Entwicklung um so wirksamer zu machen.

Der folgende Abschnitt wird uns hierüber näheren Aufschluß geben.

Zweiter Abschnitt.

Knabenalter.

1813 bis 1821. — 9tes bis 17tes Lebensjahr.

„Der HErr HErr hat mir das Ohr geöffnet, und ich bin nicht ungehorsam, und gehe nicht zurück.“
Jes. 50, 5.

So schwebt ein Schiff auf freiem Meeresraum,
Wenn muntre Winde seine Segel schwellen,
Im raschen Tanz der lichtbeglänzten Wellen
Es lachend eilt durch grüner Wogen Schaum:

Als hinfloß Deiner Jugend goldner Traum;
Dein Vaterland erstand, Du sah'st erhellen
Die lange, düstre Nacht — und Du mit schnellen
Begierden brachst die Frucht vom Lebensbaum!

Wie hast Du froh genossen, kühn gerungen,
Das Höchste, Beste dünkte Dir nicht fern;
An Deinem Himmel glänzte Stern bei Stern!

Und als Dir über Sternen noch erklang
Der Ruf des HErrn, der tief die Brust durchdrang:
Du folgtest bald Ihm, der Dein Herz bezwungen.

Auf eine nähere Charakteristik der während der großen Kriegsjahre 1813—1815 herrschenden vaterländischen Begeisterung einzugehen, muß ich mich dieses Ortes wohl bescheiden. Die bloße Erinnerung an diese unvergeßliche Zeit wird ihre hehren Bilder dem Leser vor die Seele rufen, die gegen die matten, niederen Gestalten der Gegenwart — ungeachtet der großen Fortschritte der Zeit in so vieler Hinsicht! — in um so hellerem Licht erscheinen.

Die obige Mittheilung ließ uns einen Blick in den Kreis der Hanstein'schen Familie im Jahre 1813 thun. Wohin wir dem Knaben auch sonst in dem Kreise seiner weit verzweigten Familie in Berlin und der Umgegend gefolgt sein würden, überall würden wir dieselbe hochherzige Hingebung für die Sache des Vaterlandes, die gleichen Bemühungen, derselben, wo nur immer möglich, mit Wort und Werk zu dienen, gefunden haben. Und dieß ist glücklicher Weise nicht ein eigenthümlicher Ruhm dieser Familie, es ist ein gemeinsamer Ruhm des damals so urkräftig aus langem Todesschlafe aufgestandnen Volks; es war eine nicht genug gerühmte Gabe der Vorsehung, die damals das ganze Volk zu einer Höhe ungekannter Begeistrung zu erheben wußte, der ja selbst Tausende, die längst in dem flachsten Alltagsleben verkommen zu sein schienen, nicht zu widerstehen vermogten.

Dieser jugendfrischen Bewegung seines Volkes gab sich nun das Herz des Knaben mit größter Lust und Innigkeit hin. Es war die Liebe, nicht die gemeine Selbstliebe oder die Liebe der

todten Habe, des vaterländischen Bodens und Herdes, den erst die höhere Idee des Vaterlandes weiht; es war die erwachende Liebe des Volkes zu seiner zwar lange verscherzten und verlornen, nun aber auf Gottes Ruf wieder zu gewinnenden geschichtlichen Würde, welche damals das Volk bewegte, aufzustehen wie Ein Mann. Mag ein großer Theil des Volkes sich dieser Bewegung nur äußerlich angeschlossen haben, ohne an dem sittlichen Werth derselben Antheil zu haben; dennoch war es nur diese sittliche Energie frommer Liebe, mit welcher die Besseren ihren Beruf erkannten, die in langer strafbarer Buhlerei mit ausländischem Wesen preisgegebne Wahrheit und Würde des Vaterlandes wieder zu erkämpfen, welche auch die große Masse des Volkes bewegen konnte, an der Lösung der großen Aufgabe — fast unwillkürlich, und dennoch mit solchem Eifer mitzuarbeiten.

Und so war es ein Segen Gottes für Sybel, auf den Flügeln dieser vaterländischen Begeistrung über das träge, eitle, sinnlich und selbstisch genußsüchtige Wesen erhoben zu werden, welches so lange die größte Schmach, der tiefste Schaden des erniedrigten Volkes gewesen, welches so lange die mit wälscher Sprache, Sitte und Unsitte, Art und Unart buhlenden Väter und Mütter um ihre geschichtliche Wahrheit und Würde gebracht, so lange die harmlose Jugend vergiftet hatte — und nun wieder zu vergiften droht. Und wie der junge Aar, für die lichten, sonnigen Räume der Höhe geschaffen, frisch und froh auffleugt, die dumpfen Räume der Niederung unter sich lässet, und mit hoher Lust im Glanz der Sonne die Schwingen schlägt: so trank der Knabe mit dem heißglühenden Herzen den Becher der Vaterlandsliebe, und erhob sich, dem höchsten Fluge der Edelsten folgend, lachend über das, was so lange die Lust und die Schmach der Jugend und des Alters gewesen!

So finden wir schon den zehnjährigen Knaben im Jahre 1815 in wehmüthigem Verlangen, sich den kriegerischen Reihen der reiferen Jugend anschließen zu können. Und da ihm dieß sein Alter versagt, so bewegt schon der Wind der Begeistrung die Saiten seines Herzens, so daß die ersten Töne seiner Leier in einem „Aufruf an die Deutschen" erklingen. So lautet dieses erste Gedicht des Knaben, der damals noch mehre Jahre zu

warten hatte, ehe er in Quarta eines Gymnasiums aufgenommen werden konnte:

Männer, Söhne deutscher Väter,
Rettet euer Vaterland;
Feinde drohen euern Gränzen,
Feinde dringen auf euch ein!

Schleicht euch durch die dichten Wälder,
Dringet herzhaft auf sie ein,
Daß sie euch nicht überfallen,
Und ihr dann nicht unterliegt!

Lasset nur den Muth nicht sinken,
Fechtet kühn mit Löwenmuth,
Denket nur an Weib und Kinder,
Schützet sie mit tapfrer Hand!

Bald war es bei dem Knaben nicht mehr die nackte Liebe zum Vaterlande, die sein Herz erhob, sondern früh entfaltete sich ihm auch das Vaterland als die gottgeordnete Trägerinn eines eigenthümlichen Lebens und der entsprechenden Sprache, Sitte und Art; eines eigenthümlichen geschichtlichen Unterpfandes, das jeder Sohn des Vaterlandes mit heiliger Treue in seiner ursprünglichen Reinheit zu bewahren und fortzubilden habe. Anfangs wirkten hierauf nächst der Mutter manche edelgesinnte Glieder der Familie ein, bald aber war es der Turnplatz, den er vom Jahre 1817 an fleißig besuchte, durch welchen er vor allem in dieser Richtung bestärkt und weitergeführt wurde.

Zum rechten Verständniß der folgenden lebensreichen Jugendgeschichte Sybel's ist es nöthig, den Turnplatz und das sich daran schließende turnerische Jugendleben etwas näher in's Auge zu fassen. Denn dieß war der Kreis, dessen kräftige Lebensäußerungen, zum großen Nutzen und Schaden für Sybel und viele seiner Jugendgenossen, auf die Entwickelung derselben damals einen größeren Einfluß gewannen, als selbst die Familie, die Schule und Kirche.

Soviel ist gewiß, daß alles, was jene große Zeit an eigenthümlichen Vorzügen, oder auch an entgegenstehenden Gebrechen auszeichnete, in wundersamer Verbindung auf dem Turnplatze, diesem reichen Gegenbilde jener Zeit, sich abspiegelte.

Bekanntlich wurde das Turnwesen kurz vor Anfang der Freiheitskriege durch Jahn, jenen Mann, in dem die Vollkraft deutscher Natur sich noch einmal in ihrer ganzen Größe zeigen wollte, zu Berlin neu ins Leben gerufen. Als eine durchaus volk- und zeitgemäße Unternehmung fand diese bald den verdienten Beifall. Durch die Freiheitskriege nur theilweise unterbrochen, wurde nach glücklicher Beendigung derselben das Turnwesen schnell zu dem Gipfel seiner Blüte erhoben, und bald von Berlin aus durch ganz Deutschland hin verbreitet.

Ein großer Theil der vom Turnplatze aus für das Vaterland ins Feld gezognen Jünglinge kehrte von da zu den Arbeiten und Spielen, den Uebungen und Kämpfen des Turnvereines zurück. Hier fanden sie die schönste Gelegenheit, im Genusse des Friedens, Arbeit und Last, Leid und Freude der großen verlebten Zeit theils gleichsam fortzupflanzen, theils aber in brüderlicher Gemeinschaft, in bedeutungsvollen Uebungen und Spielen, in tausendstimmigen Gesängen zum Preise der vollbrachten Großthaten, sich stets zu vergegenwärtigen. So wurden die Turnplätze bald die Sammelplätze der tüchtigeren Jugend, die sich hier, ohne Unterschied der Geburt, der sonstigen Bildung, der besonderen Staatsgenossenschaft, durch ganz Deutschland auf eine vielleicht zuvor nie gesehene Weise brüderlich verbunden fand.

Fragt man nach der leitenden Idee, welche die Jugend und ihre Führer auf dem Turnplatze vereinte, so dürfte es zwar schwer sein, dieselbe klar und bestimmt zu bezeichnen. Die Wahrnehmung des tiefen Verfalles des deutschen Volkes, seiner großen geschichtlichen Eigenthümlichkeit, seiner Sprache, seiner Sitten, seiner physischen Tüchtigkeit, hatten in Jahn den, gewiß nicht bloß seiner Zeit gemäßen, Gedanken erweckt, durch Vereinigung der rüstigen Jugend zu kräftigenden Leibesübungen, unter abwechselnden Wettspielen und geeigneten Gesängen, derselben eine Richtung zu geben, in welcher die eigenthümlichen Tugenden und Zustände der besseren deutschen Vorzeit wiederherzustellen wären. Das wohlverdiente Elend, welchem damals das Vaterland unter Oberherrschaft des französischen Volkes hingegeben war, dessen fremdes und loseres Wesen es so lange mit buhlerischer Lüsternheit nachgeahmt hatte, konnte nur zur Unterstützung jenes Unter-

nehmens dienen. Der poetische, patriotische Aufschwung, welchen das Vaterland während seiner dann folgenden Kämpfe und Siege erhielt, suchte und fand hierauf bei der bewegten, lebensfrischen Jugend den geeignetsten Spielraum. Was nur die geschichtliche Größe, Wahrheit und Würde eines Volkes, und namentlich des natur-, kunst- und lebensreichen deutschen Volkes, bedingt, wurde hier in großartiger Begeistrung, mit urkräftiger Lebendigkeit, dunkler oder klarer, aufgefaßt und angestrebt. Der Turnplatz und die turnerischen Vereine sollten ein Weg und Mittel sein, die Geschichte des deutschen Volkes in der Reinheit und Keuschheit seines Sinnes, seiner Sprache und Sitten, in der Jugendkraft und Frische seines leiblichen und geistlichen Lebens, wiederherzustellen und fortzubilden.

So war es zunächst die leibliche Verzärtelung und Schwächlichkeit, welche durch angemessene Leibesübungen, durch Mäßigkeit und Einfachheit in körperlichen Genüssen, bekämpft wurde; dagegen die Befähigung des Körpers, dem Geiste als kräftiges, gewandtes, beharrliches Organ zu dienen, welche man bezweckte.

Demnächst suchte der Turner sich durch freiwillige Beschränkung auf möglichst einfache, naturgemäße Genüsse, durch Verzichtleistung auf mehr oder wenigere Lieblingsgenüsse der Zeit, als Tabak, Branntwein u. dergl., über die gemeine Sinnlichkeit zu erheben, Leib und Seele von ihrer Uebermacht frei zu halten, und gegen die Gefahr der Verzärtelung und Ueppigkeit sicher zu stellen.

Besonders waren es geschlechtliche Beziehungen, geheime Jugendlüste, die der Turnplatz mit rührendem Ernste und großem Erfolg von sich fern hielt. Hier zeigte sich indeß schon die tiefere, sittliche Tendenz. Es war die Keuschheit selbst, die als ein schönerer Stern in hoher Klarheit an dem ahnungsvollen Himmel des Turnens aufging. Nicht die unkeusche, fruchtlose Berechnung des Verstandes, der die Keuschheit als ein Mittel der Selbsterhaltung, oder als was für ein Mittel zu welchem Zwecke auch, gebrauchen will, war es, welche die kräftige Jugend für die Keuschheit begeisterte, sondern der reinere, höher strebende Sinn des turnerischen Vereins selbst war es, der

sich darin bezeugte, daß die Keuschheit ausgesprochen oder im tieferen Inneren empfunden, hier gesucht oder doch gefunden wurde, wie sonst kaum in einem Bildungskreise.

In naher Verbindung hiermit stand das eifrige Bestreben, in Sprache, Sitte und Kleidung keusch, rein und einfach zu sein. Die Vermengung der Muttersprache mit fremden Wörtern, die Nachahmung fremder Sitten und Trachten, wurden oft nicht bloß für die in die Augen fallendsten, sondern auch wohl für die strafbarsten Vergehungen gehalten. Daß hierbei oft sehr weit gehende Uebertreibungen und Sonderbarkeiten vorkamen, daß überdieß durch hartes Richten über solche, die so leicht anzueignende Tugenden nicht zu den ihrigen machten, durch Eitelkeit und Anmaßung bei so schnellen Fortschritten in der Deutschheit, das Sittliche dieser Bestrebungen vielfach gefährdet und aufgehoben wurde, war freilich unvermeidlich. So leichten Kaufs ist ja die Sittlichkeit in ihrer Wahrheit nicht erlangt — es kostet viel, das alte Herz ganz hinzugeben, um ein wahrhaft neues zu erlangen!

Aber wer kann, ohne den Blick der Wehmuth auf die Gegenwart, den sittlichen Ernst wahrnehmen, der unläugbar die Seele jenes Strebens war! Unsre Zeit mag die Verirrungen beklagen, denen dieses Streben in jener Zeit noch erliegen mußte: aber das Recht, über jene Verirrungen zu richten, hat sie noch nicht, sollte sie nie in Anspruch nehmen. So nicht zu irren, wird ihr leicht; doch so zu irren, sollte ihr schon schwerer werden!

Höher hinauf waren es zunächst persönliche Tapferkeit, dann Männlichkeit, Tugend im alten Sinne des Worts, insbesondere aber Wahrhaftigkeit, Gradheit, in gewissem Maße auch Unpartheilichkeit, die auf dem Turnplatze Gedeihen und Pflege fanden.

Wissenschaft, Kunst, Religion waren und konnten nicht unmittelbare Objekte des turnerischen Vereins sein, mittelbar diente er auch selbst den jüngeren Gliedern dazu, ihre Herzen für jene höchsten Bestrebungen empfänglich zu machen. Nach dem vorigen waren es nicht schulmäßig geordnete Leibesübungen allein, welche die Jugend auf dem Turnplatze vereinigten. Es war vielmehr der festlichfrohe, ernste, höhere Aufschwung, zu dem sich das Volk nach schweren Kämpfen und großen Siegen er-

hoben hatte, und der nun unter den munteren Uebungen und Gesängen der brüderlich verbundenen Jugend sein Gegenbild suchte und fand: wodurch der Turnplatz eine wahrhaft geistige Macht für die Jugend wurde. War jene mehr oder weniger klare Sehnsucht, das noch unerreichte Ideal deutscher Tugend und Trefflichkeit in einer großen geschichtlichen Zukunft verwirklicht zu sehen, jenes glühende Verlangen, zur Herbeikunft dieser goldnen Zeit mitzuwirken, jene Zuversicht des Gelingens der großen Aufgabe, unter den stattgefundnen Umständen auch mannichfacher Irrungen und Täuschungen fähig: so hatte doch auch alles Große und Edle zu dem Herzen der so gerichteten Jugend freien Zugang. Mit aller Frische und Innigkeit wurden die höheren Ideen, die nur irgend die Führer der Jugend zu bieten wußten, von dem besseren Theile derselben aufgefaßt, und gewiß erfreut sich noch die Gegenwart einer Fülle goldener Früchte auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, der Kirche und des Staates, deren Blüten auf dem fruchtbaren Boden jenes turnerischen Lebens erwuchsen.

Noch einer charakteristischen Eigenthümlichkeit dieses Lebenskreises ist zu gedenken, die für Sybel's Entwicklung von großer Bedeutung wurde. Durch jene ernstentschiedne Zurückweisung der geschlechtlichen Beziehungen mußte nothwendig in dem Gemüthe des Knaben und Jünglings das Bedürfniß fühlbar werden, durch innigere Anschließung in engeren und immer engeren Freundeskreisen dem ahnungsvollen Zuge des Herzens zu folgen, und in keuscher, kräftiger Freundschaft und Bruderliebe zu finden, was bis dahin — und nachmals wieder! so oft und so früh in verderblicher, unzeitiger Tändelei und Liebelei beider verweichlichter Geschlechter gesucht wurde. So wurden die rührendsten Verbrüderungen innigster Freundschaft und heilig-ernster Liebe geschlossen, die in dem gemeinsamen Streben nach einem hohen Ziele ihre fortgehende Nahrung fanden, und durch eben dieses Streben vor leerer Sentimentalität und engherziger Absonderung bewahrt blieben. Knaben und Jünglinge, die sich mit bräutlicher Inbrunst der Liebe umfaßten, sahen sich durch diese Liebe angefeuert, dahin zu streben, des Geliebten und seiner Liebe werth zu bleiben; und

dieß konnte, so bezeugte das eigne Herz, nur bei dem Ernst der Selbstverläugnung, bei der Hingabe des Herzens an das Vaterland und an die höheren Güter geschehen, die damals das Gemüth der Jugend erhoben. Nicht selten schlossen sich namentlich Knaben und Jünglinge an einander an, und indem letztere die liebreichen, wachsamen Führer wurden, die sich ihnen mit der vollen Innigkeit des jugendlichen Herzens hingaben, so sahe man die rührendsten Gegenbilder hellenischer Jugendfreundschaft und Liebe wiederkehren.

Diese Bestrebungen wurden außer den regelmäßigen Uebungen und Wettspielen auf mannichfache andre Weise belebt und unterhalten. Von großer Bedeutung waren in dieser Hinsicht gewiß die zum großen Theil trefflichen Gesänge, welche die Großthaten der nächsten und frühern Vergangenheit vergegenwärtigten, Tapferkeit, Tugend und Frömmigkeit erweckten.

Von diesen Gesängen, von den in ihnen gefeierten Großthaten, den in ihnen lebenden Ideen waren jene Uebungen und Spiele nicht bloß äußerlich umfaßt, sondern gleichsam innerlich durchdrungen: so konnten sie die geistige Lebensflamme auf dem äußeren Herde des turnerischen Lebens werden. Gewiß, wer einmal unter und nach den Mühen und Arbeiten eines Turntages, oder unter den festlichen Wanderungen einer Turnerschaar sich der Lust und Macht jener Gesänge hingegeben, wird die Bedeutung wohlgewählter und recht geleiteter Volksgesänge zu würdigen wissen.

Am höchsten flutheten die Wogen des Gesanges an den festlichen Gedächtnißtagen des Vaterlandes, oder auf jenen, Turnfahrten genannten, Wanderungen.

Dort waren die Gemüther der Jugend schon festlich in dem einen Gegenstande des Tages vereinigt, ihre Spiele, ihre Uebungen flossen jetzt von selbst in diese höhere Beziehung über, und die Geschichte des Tages schien sich zu wiederholen, die Siege der Väter und Brüder schienen ihr Eigenthum zu werden, wenn Vater Jahn, oder wem sonst die gemeinsame Achtung das Wort gestattete, die Festrede hielt, und nun endlich Körners, v. Schenkendorf's oder Arndt's Gesänge ihre Flügel boten, darauf die bewegten Herzen sich zu dem Himmel ihrer Begeistrung erhoben.

Auf jenen Wanderungen aber fand wohl, in ihrer allzufreien Weise, der jugendliche Leichtsinn einen weiteren Spielraum. Edlere Seelen aber, welche, wie die eines Sybel, das Niedrige von sich ferner hielten, fanden in diesem Genusse brüderlicher Gemeinschaft auch reiche Nahrung für ihr Herz. Dem Verfasser war es mehrmals vergönnt, an größeren Wanderungen dieser Art (einmal unter Jahn's Leitung) nach Schlesien, Thüringen und Sachsen Theil zu nehmen. Wer da weiß, wie eine längere Reise der Gefährten Gutes und Böses hervorbringt, ihnen täglich Gelegenheit bietet, Leid und Freude zu theilen, kann sich eine Vorstellung von dem Leben auf diesen Wanderungen machen. Mit der erwachenden Sonne vereinigte ein, mehr oder weniger geistlicher, Gesang die Schaar auf ihrem Wege. Nun vereinigten sich Freunde und Liebende in näherer Gemeinschaft, und in kleineren und größeren Gruppen schritt man, unter öfteren Gesängen, die weitere Gemeinschaft erneuend, rüstig weiter. Des Abends suchten sich, halb unbewußt, wenn nicht die Neckereien der Gefährten erinnerten, die Freunde wieder eine nachbarliche Stelle auf dem gemeinsamen Strohlager, und ein stiller Abendgesang, während dessen die Müdesten oft entschliefen, beschloß das Tagewerk.

In größeren Städten fand nicht selten die ganze Schaar eine gastliche Aufnahme, ja es sind Fälle vorgekommen, wo die Turnerschaaren eines ganzen Kreises sich in einer Stadt versammelten, und zur Feier eines vaterländischen Festes die brüderlichste Aufnahme fanden; ja wo die Söhne einer ärmeren Familie weinend nach Hause kamen, wenn ihnen eine geringere Anzahl von Gästen zugefallen war, als ihren Genossen.

So waren denn Vaterlandsliebe, Gemeinsinn, Begeistrung für alles Große und Gute, vorzüglich für das der deutschen Natur und Bestimmung Eigene, nächstdem Freundschaft in der bezeichneten edleren Richtung, und ein eigenthümlich poetischer Aufschwung, der die Fähigkeit bekundete, sich über das Gemeine zu erheben, die vornehmsten Blüten und Eigenschaften des Lebenskreises, in welchen wir den strebenden Knaben Sybel etwa im 12ten Jahre eintreten sehen.

Hier fand sich das schon ähnlich gerichtete Gemüth Sybel's

bald wie in seinem Element. Was der Turnplatz Großes und Gutes bot, wurde von ihm mit höchster Inbrunst aufgenommen, dieß eignete sein tiefes Gemüth sich so innig zu, daß es ihm bleibende Früchte brachte. Sybel's ganzes Leben ist unter fortgehendem Einfluß der Eindrücke geblieben, die er in jenem Kreise vaterländischer Begeistrung empfangen. Wußte er in den frühesten Jahren das mancherlei Unreine, Uebertreibungen, jugendliche Rohheit, Selbstgefälligkeit, Anmaßung in Beurtheilung wirklicher und eingebildeter Zeitgebrechen, nicht völlig von sich fern zu halten — nur alles eigentlich Unedle, Niedrige konnte nie in seinem Gemüthe Anklang finden — so schied er unter Leitung der erziehenden Gnade Gottes diese fremdartigen Beimischungen späterhin bald und glücklich von sich aus, und gab ein bedeutsames Zeugniß dafür, daß jene Mängel, die das turnerische Leben mehr oder weniger befleckten, demselben nur zufällig, nicht aber wesentlich angehörten, und unter angemeßner Leitung wohl zu entfernen wären.

Sybel wußte sich weder durch besondere Gewandtheit und Fertigkeit in den Leibesübungen auszuzeichnen, noch durch ein größeres Maß der Kraft, welches in seinem fein gegliederten Körper noch nicht Raum finden konnte. Worin er aber weder von älteren, noch von jüngeren Genossen übertroffen werden konnte, das war der frische, fröhliche Muth, womit er die leiblichen Uebungen als Bildungsmittel seiner fromm dem Vaterlande geweihten Seele ergriff, die eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, mit der er ihnen oblag. Einst rang er als Knabe mit einem mehr als doppelt stärkeren Jüngling. Leicht war es diesem, ihn einmal über das andere niederzustrecken, unmöglich aber, sich von ihm loszuwinden, oder ihn so zu ermüden, daß Sybel sich für überwunden erklärt hätte. Indem der Stärkere sich anfangs scherzend, dann ernster, und zuletzt in fast zornigem Unmuth mit ihm erhob, ihn immer unsanfter niederwarf, wurde er zuletzt der Arbeit so müde, daß er selbst den Kampf zu enden wünschte.

Bei dem bewahrte er auch hierbei meist glücklich ein gewisses Maß, und kräftigte und stärkte so seinen nicht grade stark gebildeten Körper so weit, daß er bis an sein Ende jede Anstren-

gung des Leibes und der Seele mit Leichtigkeit ertrug. Schon in seinem 15ten Jahre schloß er sich einer großen Wanderung nach Thüringen und dem Harzgebirge an, und war den um mehre Jahre älteren größtentheils immer auf dem Wege voraus. Schwer zu beschreiben ist das Entzücken, mit dem sich der Knabe auf dieser Wanderung der Natur erfreuete, wenn die, mit der Dämmerung aufgebrochne, Schaar von dem Gipfel eines Berges, unter dem Glanze der aufgehenden Sonne, ihr Morgenlied anstimmte, oder wenn er den wankenden Gipfel einer Burgruine erstiegen hatte, und nun wonnetrunken in die grünen Wälder hinabjauchzte. Und doch war es rührender, in seine freudestrahlenden, himmelblauen Augen zu schauen, wenn ein ernstes Wort der Lehre und Ermahnung eines älteren Freundes sein Herz bewegte, wenn der Gedanke seines Vaterlandes, die Sehnsucht, dessen werth zu sein, in seine Seele trat, wenn die gastliche Aufnahme, die der wandernden Schaar in mancher Stadt zu Theil wurde, ihm Zeugniß gleicher Seelenstimmung gab. Da glänzten oft die hellen Thränen in seinem Auge, und es kostete ihm seine ganze Kraft, der Gefühle Herr zu bleiben, die sein Innerstes bewegten, denen sich, wo nicht die That hinzukommen konnte, zu weit hinzugeben, er des Mannes, des Knaben unwerth hielt.

So rang schon in jenem Kreise des Knaben Seele nach dem Höchsten, was ihr in demselben dargeboten wurde, und kein Ziel dünkte ihm zu fern, ihm getrosten Muthes nachzujagen. „Frisch, fromm, froh, frei: das andre Gott befohlen sei!" dieser schöne Wahlspruch des Turners war im vollsten Sinne der Lebenswind, der die Segel des Jugendschiffes Sybel's schwellte, und — Dank sei es dem HErrn! — er ist es ihm durch sein ganzes Leben geblieben, nur daß seine Bedeutung sich ihm immer tiefer erschloß.

Doch es wird Zeit, den weiteren Bildungskreis des turnerischen Lebens zu verlassen, und den Knaben in den engeren Kreisen seines Lebens und seiner Entwicklung zu begleiten.

Schon oben sahen wir Sybel, etwa in seinem 12ten Jahre, als Stifter einer Verbrüderung für Tugend und Vaterlandsliebe unter seinen Jugendgenossen. Man wird nach dem Gesagten

sich vorstellen können, mit wie rührendem Ernste der seelenvolle Knabe hier gelten zu machen suchte, was sein eignes Herz bewegte. So ungewöhnlich war aber die Bewegung der Gemüther in jener großen Zeit, daß sie auch auf das Alter der zarteren Kindheit einen mächtigen Einfluß übte. Selbst ein um mehre Jahre jüngerer, früh entschlafener Bruder, Cäsar Sybel, versammelte damals, etwa im achten Jahre, einen Kreis von Jugendgenossen zur gegenseitigen Ermunterung für Tugend und Vaterlandsliebe um sich. Diese Vereine versammelten sich regelmäßig, die lebendigeren führten das Wort, hielten Reden an die übrigen, die zu ihrer Ermunterung und Befestigung dienen sollten *), und trafen Anordnungen zur Beobachtung der anerkannten Pflichten. Wie manches Ungehörige in diesen Kindervereinen vorgekommen sein mag, wer gedenkt nicht mit Rührung, mit Wehmuth beim Hinblick auf die Gegenwart, einer Zeit, die mit Lebenskräften so reich gesegnet war!

Den treuen, liebenden Sinn für dergleichen Verbrüderungen bewahrte sich Sybel durch sein ganzes Leben hindurch, und wir werden ihn noch öfter in ähnlichen Kreisen wirksam finden; ja noch wenige Wochen vor seinem Tode erquickte sich ein Verein christlicher Freunde an seiner gesegneten Mitwirkung zu ihrem Zwecke.

Verhielt sich indeß Sybel in jenen frühesten Jugendverbrüderungen mehr gebend, und war es ihm gleichsam Bedürfniß, einen Theil der anderweitig angeregten Fülle des Lebens hier

---

*) Man erinnere sich, wie Sybel oben erzählt, im Jahr 1817, als 13jähriger Knabe, mit seinem jüngeren Bruder alsbald nach dem Entschlusse, Prediger zu werden, Predigten ausgearbeitet zu haben. In Ermangelung paßlicherer Zeugnisse mögen folgende, von Sybel dem jüngeren Bruder im Jahr 1818 in dessen Stammbuch geschriebene Worte den Ton einigermaßen bezeichnen, in welchem jene Reden und Ermahnungen gehalten wurden. „Bemühe Dich, immer mehr tugendhaft zu werden, liebe und gehorche stets Deiner guten Mutter, und ehre Dein Vaterland, denn es ist das Land, in welchem Dir Gott das Leben gegeben, und Dir so viel Wohlthaten erzeugt hat. Auch lerne Deine Geschwister und Freunde recht innig lieben, nur dann wird sich freuen, einen so guten Bruder zu haben

Dein Dich liebender Bruder A. S."

wieder auszuströmen, so war es ihm andererseit geordnet, sich durch seine ganze Jugendzeit hindurch an der Seite eines oder mehrer älterer Freunde zu finden, deren reifere Gaben er nur durch die innigste Hingebung und Dankbarkeit zu erwiedern wußte. Darum welche Blüten des Geistes würden schon das Leben des empfänglichen Knaben und Jünglings geschmückt haben, wäre unter diesen älteren Freunden, die sich oft in zu großer Zahl in seine Nähe drängten, einer gewesen, der die in dem Knaben schon allzu hell lodernde Flamme jener vaterländisch-religiösen Begeisterung zu läutern, zu mäßigen, und durch Erhebung auf das wahrhaft christliche Lebensgebiet recht zu richten vermocht hätte! Doch diesen Ruhm behielt die Hand der erziehenden Gnade sich selbst für spätere Zeiten vor. Für jene Zeit aber mußte es genügen, daß ihm jene höhere Richtung durch selbst noch vielfach irrende Freunde wenigstens theilweise angedeutet wurde; wiewohl der Umgang des Knaben mit Jünglingen in den obern Gymnasialklassen, oder mit anderen, die in den ersten akademischen Studien begriffen waren, seinen brennenden Geist zugleich mannichfach auf Gebiete führte, wo seine naturgemäße Fortbildung nur gestört und übereilt werden konnte. Gewiß hat der Selige für den Gewinn, der ihm durch den Einfluß dieser Freunde wurde, manches Opfer zu bringen gehabt; die Vorausnahme vereinzelter Kenntnisse aus den höheren Gebieten der Wissenschaft und des Lebens, womit die Freunde oft sehr unzeitig ihn zu überschütten wetteiferten, konnte seiner schon ungeregelten Entwicklung im ganzen unmöglich zuträglich sein. Indeß war dieß unter den ihm geordneten Verhältnissen unvermeidlich, und die Folge lehrte, daß die Hand des HErrn, die ihn zu einem auserwählten Gefäße der Gnade erkoren, ihn nachmals durch alle zugelaßne Störungen glücklich hindurch zu führen wußte.

Die nächste Ursach davon, daß gleichsam eine Schaar von Freunden sich in die Nähe des Knaben drängte, war ohne Zweifel die Anmuth und Lieblichkeit seiner äußeren Erscheinung, worin sein inneres Wesen sich unverkennbar abspiegelte. Sein Wuchs schritt erst späterhin ein wenig über das mittlere Maß hinaus, früher war seine, erst unter fortgehenden Uebungen erstarkende, Gliederung überhaupt mehr fein und zart. Reiches,

hellblondes Haar floß um seine hohe, freie Stirn, seine Augen waren lichtblau, mit dem Ausdruck der treuesten Innigkeit, das Antlitz licht und klar, doch die Züge mehr weich, als fein und den Gesetzen des organisch Schönen durchaus entsprechend.

Als Knabe und Jüngling hatten seine Züge eine fast mädchenhafte Weichheit, die jedoch späterhin dem Ausdruck männlicher Kraft und Bestimmtheit mehr und mehr nachgaben. Aber eine unbeschreibliche Anmuth bewegte das Bild des lebensvollen Knaben, die fast heroische Kühnheit seines durchdringenden Blickes aus dem klaren, seelenvollen Auge, der die strömende Rede des Mundes begleitete, bildete mit dem fast weiblich-schönen Antlitz den anziehendsten Gegensatz, und gab ihm einen wunderbaren Reiz. Es war jenes eigenthümlich Schöne, welches, wie ein geistiger Anhauch von innen, der deutschen Bildung eignet, und, weil es gleichsam nur der entsprechende Ausdruck der geistigen Schönheit der Seele ist, um so mächtiger wirkt, welches S y b e l auszeichnete.

Bei seinem Uebergange von der kölnischen Schule nach Tertia des berlinischen Gymnasiums in S y b e l's 14tem Lebensjahre, war es, als des Verfassers Blick dem seinigen zuerst begegnete. Von der Stunde an hatten sich unsere Seelen erkannt, und der Bund sich geknüpft, den das Grab nicht lösen wird.

Die Kluft, welche sonst wohl die Hoffahrt des Schülerlebens zwischen den Primaner und Tertianer legt, hätte zwar schon der brüderliche Sinn, der die Turngenossen verband, geschlossen. So aber wurden unsere Herzen in der innigsten Liebe zu Einem Leben verbunden, wir konnten hinfort nichts sein und haben, was nicht unsrer Seelen Gemeingut gewesen wäre. Inniger, das ganze Wesen liebender Seelen verschmelzender, kann die bräutliche Liebe nicht sein, als die süße Liebe, welche uns die Freundschaft bot. Es war die innigste, lebendigste Erfahrung des gemeinsamen Ursprungs unsres Wesens aus der Quelle der ewigen Liebe; ein jeder fand sich selbst in höherem Lichte in dem anderen wieder, indem er jedoch nur den anderen zu finden glaubte. So strebte darum ein jeder, des anderen werth zu sein, auch in hülfreicher Liebe die Entwicklung des anderen zu fördern bemühet.

Von Anfang an richtete unsere Liebe, so süß der Genuß des in ihr selbst Gegebenen war, sich über alles Sinnliche hinaus, auf das Höhere, das Höchste, was an dem Horizonte unsres reich bewegten Lebens aufging. Ohne uns der Gefahren bewußt zu sein, welche bei dem Uebermaße der Liebe die Freundschaft bedrohen, war es uns Grundsatz, unser näheres Verhältniß mit aller Selbstverläugnung im Einklange mit der weiteren Verbrüderung zu erhalten. Dieser wollten wir unsre Freundschaft überall, wo es nöthig wäre, unterordnen.

Aber über dieses bewahrte der HErr durch die heilige Keuschheit selbst, welche der wahren Liebe aus Gott eigen ist, uns unabhängig von jeder Reflexion, vor der gefährlichen Klippe. Lange umfaßten wir uns mit wärmster Inbrunst der Liebe, ehe unsre Lippen je gewagt, mehr als das liebende Wort zu wechseln.

Einst aber waren wir bei Verwandten zu einem ländlichen Feste in eine größere Gesellschaft geladen. Der Gegenstand des Gespräches war hier, wo die Mehrzahl der Gäste gegen Jahn, das Turnwesen und die entsprechende vaterländische Richtung war, öfter auf diese Gegenstände, namentlich auf die kürzlich geschehene Ermordung Kotzebue's durch Sand, gerichtet, dessen Schuld dann unbedenklich auf Rechnung Jahn's geschrieben wurde. Auf einmal erhob sich der damalige Superintendent W. zu Z. von der Tafel, und führte in improvisirten Versen eine beredte Vertheidigung Jahn's und der vaterländischen Richtung der Zeit. Dieser mit großer Begeisterung gehaltene Vortrag überwältigte zwar auch die Gegner, und der Name Jahn's erscholl nun in einmüthigem Lebehoch; aber mit welcher Bewegung umfaßten unsere glühenden Herzen den von dem Augenblicke an geliebten und verehrten Redner! Zuerst eilte Sybel an den Sessel desselben hin, umarmte, küßte ihn, und „nein!" rief er mit freudestrahlendem Angesicht, „ich kann Dich, Vater W., hinfort nicht anders, als Du anreden, Du wirst, Du mußt es mir erlauben!"

Nach einer Weile erhob sich die Gesellschaft von der Tafel, das bewegte Wort, der genossene Wein hatte aller Gemüther in sehr frohe Stimmung versetzt, so daß alle in warmen Um=

armungen die Runde machten. So geschahe es, daß auch unsere Lippen unversehens sich berührten. Aber wie fuhren wir erschrocken zurück! Ungekannte Gefühle durchbebten uns und erfreuet sahen wir uns an, daß ein Zufall uns dahin geführt, wohin wir, so kühn sonst unsere Herzen schlugen, uns sonst nicht gewagt haben würden.

Bei dieser Stellung unsrer Herzen gegen einander und zu den uns aufgegangenen Idealen wird sich der Leser das Entzücken denken können, mit der wir die Gewährung unsrer Bitte von der Mutter Sybel's entgegen nahmen, uns im Frühjahr 1820 ein Zimmer zu unsrer gemeinsamen Wohnung einzuräumen. Ich fing zu dieser Zeit meine akademischen Studien an, Sybel hatte sein 15tes Jahr zurückgelegt, und war bei der schnellen Entwicklung seines Gemüthes und seiner sittlichen Anlagen für alles Höhere empfänglich.

Ein volles Jahr lang war uns der wonnevolle Genuß der innigsten Freundschaft und des dieselbe begründenden Strebens vergönnt. Es war dieß eine Zeit, wie sie nur selten, nur dann hienieden genossen wird, wenn der nagende Wurm der Sünde in einem engeren Kreise zu ruhen scheint, und dem jugendlichen Herzen einen Trunk aus dem Becher paradiesischen Lebensmuthes zu thun vergönnt ist.

Was mir selbst durch meine Studien zu eigen wurde, mußte seinem wesentlichen Inhalte nach bald auch des Freundes eigen werden. Vorzüglich waren es die sittlichen und praktischen Beziehungen, die bei der zumeist praktischen Richtung meiner Studien vorherrschten, welche in unseren Mußestunden uns fast durchgängig in Anspruch nahmen. Hierbei ging unsere natürlich-religiöse Richtung ganz allmählich in die christlich-evangelische über, wiewohl die patriotische Färbung, welche alles erhielt, was in unseren Gesichtskreis fiel, sich auch hierüber, und noch weit über den angegebenen Zeitraum hinaus, verbreitete. Indeß kann ich auch jetzt nicht umhin, den sittlichen Ernst, die unbedingte Wahrheitsliebe, die kaum begränzte Hingebung für alles als recht und wahr Erkannte, als ein preiswürdiges Werk der vorbereitenden Gnade des HErrn in Sybel anzuerkennen, dessen liebendes Hirtenauge schon damals ihn geleitete.

Hier darf ich ein Gedicht einschalten, welches der 16jährige Jüngling in jener Zeit niederschrieb, und mit tiefbewegtem Herzen mir im ersten Monat des Jahres 1821 zu einem, unsrer Freundschaft festlichen, Tage übergab. Es bezeichnet wohl am besten die Stufe der Gemüthsentwicklung, auf welcher der liebende Freund damals stand, und zeigt zugleich die großen dichterischen Anlagen des so früh Dahingeschiedenen.

Liebesweihe.

O süße Liebe, göttlich hohes Streben!
Dich mögt' ich heut' mit Blumen schön umwinden,
Mögt' deine Hoheit, deine Kraft verkünden,
Dich, heil'ge, in den Himmel hoch erheben.

Die Aue wird mir ihre Blumen geben,
Im Buchenwalde werd' ich Rosen finden;
Will alle dann zu einem Kranz verbinden,
Die Rosen mit den Lilien zart verweben.

O, könnt' ich dich doch so erhaben schmücken,
Wie ich dich oft im süßen Traum gesehen,
Wenn mich durchdrang dein minnevolles Wehen;

Wenn mich dein Schwanenarm so fest umschlungen,
Wenn ich von deiner Weihe ganz durchdrungen:
Gen Himmel schaut', im wonnigsten Entzücken!

* * *

Es wälzt sich brausend fort der Strom der Zeiten,
Des Menschen Leben reißt er mit sich fort,
Er fließt durch unermeßlich große Weiten,
Doch Ruhe gönnt er sich an keinem Ort'.
Er brauset durch die grausen Felsenklüfte,
Stürzt schäumend von dem Felsen in das Thal,
Reißt Nachen mit sich in die Wassergrüfte,
Durchbricht die Deiche und den festen Wall.
Doch ruhig sehen wir ihn wieder fließen,
Sobald die Felsen er durchbrochen hat;

An seinen Ufern prangen grüne Wiesen,
Und wie ein Spiegel ist sein Wasser glatt.
An dem Gestade schöne Lilien blühen,
Sie spiegeln in dem blauen Wasser sich,
Und wenn die Kelche von der Sonn' erglühen,
Dann trinken sie vom Fluß und stärken sich.

Ein jeder Mensch muß diesen Strom befahren,
Muß durch die Klüfte, durch die Brandung gehn,
Muß überwinden alle die Gefahren;
Doch tausend, tausend sehn wir untergehn! —
O! traurig ist's für den, der diese Reise
Allein und ohne Freund vollenden muß.
Er wandelt hin, verlassen, eine Waise,
Ihn stärket nicht des Bruders süßer Kuß.
Die Lieb' allein kann diese Fahrt versüßen,
Die treue Liebe hilft durch die Gefahr;
Ihr leises Weh'n, ihr himmlisch heilig Grüßen
Erfüllt das Herz mit Muth so wunderbar.
Wer ihre Hand erfaßt, braucht nicht zu zagen,
Sie hält ihn fest an ihrem Gängelband,
Kühn kann er sich in Gruft und Schlünde wagen,
Sie hält ihn fest mit treuer Mutterhand.
Wer sich der Lieb' mit Seel' und Herz ergeben,
Der hat den Hauch des Vaters in der Brust:
Ja — Gott gab sie dem Menschen mit dem Leben,
Denn schon das zarte Kind schmiegt an die Brust
Der treuen Mutter sich, als wollt' es zeigen,
Daß schon den kleinen Busen Lieb' durchdringt.
Und dieses stille Schmiegen, dieses Schweigen
Der Mutter süßer, als ein Wort erklingt.

Nun sollt' auch ich den großen Strom befahren,
Sollt' durch die Klüfte, durch die Brandung hin;
Doch bebt' ich nicht zurück vor den Gefahren,
Denn muthig war mein jugendlicher Sinn:
Da blickt' ich mich noch einmal um im Gehen,

Und schaute einem Jüngling in das Aug';
Mir schien's, als hätt' ich ihn im Traum gesehen,
Als kennt' er mich schon lang', so war's ihm auch.
Als kennten sich schon lange unsre Seelen,
So flammte in uns heiße Liebe auf;
Wir mußten uns als Brüder fest vermählen,
Vereint zur Tugend richten unsern Lauf. —
Und dieser Jüngling, der in's Aug' mir blickte,
Der meiner Seele gleich so nah' verwandt,
Der mich durch seinen Anblick schon entzückte,
Der sich mit mir bis in den Tod verband;
Der warest Du, mein ewig, ewig Treuer,
Du, den ich jetzt so fest an's Herze drück',
Du Bruder! der mir über alles theuer!
Du, meiner Seele Trost, mein größtes Glück!
O! könnt' ich Dir doch diese Gluth verkünden,
Die Liebesgluth, die mich so ganz durchdringt —
Ich kann es nicht — wirst sie wohl auch empfinden,
Wirst kennen wohl, was in der Seel' erklingt.
Jetzt halt' ich mich so fest an Deinem Herzen,
Das mit mir theilt und fühlet Freud' und Leid.
Froh schiffen wir dahin ohn' Sorg' und Schmerzen,
Uns scheint die weite Fahrt nicht weit;
Und wie um uns des Stromes Wellen brausen,
Wie neben uns der Strudel niederstürmt,
Wie Wind und heft'ge Stürme uns umsausen:
Die feste Hoffnung unsre Seelen schirmt.
Denn wer im Herzen trägt den Liebesfunken,
Wer ganz in reiner Liebe webt und lebt,
Dem ist der Hoffnungsstern noch nie gesunken,
Der glänzend über seinem Haupte schwebt.
So sind wir nun bis hieher wahr geblieben,
Bis hieher standen wir so fest vereint,
Wir hörten niemals auf, uns treu zu lieben,
Des Friedens Sonn' hat über uns gescheint;
Doch bald soll nun die herbe Stunde schlagen,
Die Dich entführt in's ferne, weite Land.

Nicht will ich traurig ihr entgegen klagen; —
Ich kenne Dich, Du gabst mir Deine Hand,
Du gabst mir mit der Hand auch Deine Seele,
Sie bleibet mir, ist auch die Hülle fern,
Auf daß sie sich noch fester mir vermähle.
Sie bleibt mir, dieser süße Liebesstern!

Wenn wir nach Jahren uns dann wiederschauen,
Wenn Freundesaug' in Freundesauge blickt,
Dann fließet jener Strom durch grüne Auen,
Und wir sind froh, und fühlen uns beglückt.
O Liebe! ewig wirst Du uns durchdringen
Mit Deiner Kraft, mit Deinem süßen Weh'n,
Du wirst uns fest mit Deinem Arm umschlingen,
Du wirst im Tod nicht in uns untergeh'n!

Doch in keiner Hinsicht sollte uns diese Zeit des Genusses kampf- und mühlos verstreichen.

Zunächst waren es Sybel's Schulverhältnisse, die uns, namentlich für die Zeit unsers Zusammenwohnens, zu ernster Sorge und Thätigkeit führten. Sybel machte überhaupt in den Schulwissenschaften nur mühsam Fortschritte. Vielleicht wäre dieß weniger der Fall gewesen, hätte er in dem zarteren Knabenalter einen geordneteren Unterricht in den Elementargegenständen erhalten, oder wäre ihm auch jetzt nur eine den besonderen Bedürfnissen seines hochstrebenden Geistes entsprechende Anleitung zu Theil geworden. So aber wurde er noch drei Jahre lang in Tertia des genannten Gymnasiums aufgehalten. Diese Klasse war zwar in zwei Abtheilungen getheilt, aber auch diese waren so überfüllt, daß an eine methodische Fortbildung nicht zu denken war, und es nur den fähigsten, und für die Schulwissenschaften eifrigsten Schülern gelingen konnte, sich früher hindurchzuarbeiten. Wie konnte aber nach einem so langen Stillstande, während seine Gemüthsentwicklung nur zu schnell fortgeschritten war, die Beschäftigung mit der Elementargrammatik und den niederen Studien dieser Klasse Sybel noch anziehen? Indeß war er gern bereit, sich jetzt der ihm obliegenden Pflicht mit ganzem

Ernst und mit Selbstverläugnung hinzugeben. Um diese Zeit entschloß sich auch seine Mutter, seinen Bildungskreis nochmals zu verändern, und ihn dem Friedrich=Wilhelms=Gymnasium zu übergeben. Hier werden wir ihn bald mit vieler Anstrengung, und wenn nicht mit glänzendem, doch mit genügendem Erfolge arbeitend finden.

Nächstdem war es Sybel's eigenthümliche Stellung in seinem näheren und ferneren Familienkreis, die ihn schon damals mannichfachen Sorgen und Kämpfen aussetzte.

Die gedachte Verirrung Sand's hatte den Gegnern der vaterländisch=turnerischen Richtung hinreichende Gelegenheit gegeben, die Freunde derselben mit immer mehr Nachdruck anzugreifen. Welchem unbefangnen Beobachter hätten auch, abgesehen von jener Verirrung, die Gefahren verborgen bleiben können, welche die Entwicklung der Jugend bedrohen mußten, wenn sie jene Richtung fernerhin so einseitig wie energisch verfolgte. Eine dem Jugendalter schlechthin unangemeßne politische Tendenz trat allmälig an die Stelle des früheren unbefangneren turnerischen Strebens, und jemehr die Behörden und die Stimme der Unbefangnen jener Tendenz entgegentraten, um so mehr sahen sich auch die Anhänger derselben genöthigt, wenn ihr Enthusiasmus ihnen keine unbefangne Prüfung vergönnte, in Opposition zu treten. So nahmen die Verirrungen jugendlicher Unbefangenheit mehr und mehr den Charakter bewußter, planmäßiger Ueberlegung an. Was Sybel und den engeren Kreis seiner Freunde betrifft, so war dieser lange durch die Unbefangenheit ihres Enthusiasmus, durch den sittlichen Ernst ihres Strebens vor dieser bedenklicheren Verirrung geschützt. Indeß versäumten die theils ängstlichen, theils vor den Verirrungen eines so edlen Enthusiasmus anderweitig geschützten Beobachter, Wahres und Falsches gehörig zu sondern, und mit dem Ernst der Liebe jenes zu pflegen, indem sie dieses bekämpften. Hierdurch wurde es dem besser gerichteten Jüngling schwer, ja unmöglich, sein eigenthümliches Unrecht zu erkennen, da er sich oft so lieblos verkannt, so schonungslos verurtheilt sahe.

Sybel nun fand in dem weiteren Kreise seiner Familie eine Anzahl von strengen Gegnern seiner Richtung. Dagegen nahm

jetzt die Mutter, das Unrecht und die entgegengesetzten Uebertreibungen der Gegner erkennend, und für das Wahre und Schöne unsres, nur zu hoch gespannten, Enthusiasmus empfänglich, eine Zeitlang für uns Parthei. So gewährte sie auch mir, der Besorgnisse der Familie ungeachtet, mit dem edelsten, wohlwollendsten Herzen die Aufnahme in ihr Haus, welches eine Zeitlang ein Sammelplatz von Gleichgesinnten wurde.

Indeß konnte und durfte die Mutter den Gegenvorstellungen der Verwandten, auf deren Seite denn doch auch in vielen Stücken das Recht war, unmöglich ganz das Gehör versagen, und so entstand auf ihrer Seit' ein Schwanken, welches für Sybel um so langwieriger und störender war, als die theilweisen Siege, die er über die Vorstellungen der Mutter davon trug, ihn nur bewogen, den Angriffen der Gegner um so kühner und fester entgegen zu treten.

Wie sehr viele der lebendigeren Knaben und Jünglinge unter den berliner Turnern, hatte auch Sybel mit auswärtigen Freunden, welche die größeren Wanderungen im Vaterlande gewinnen halfen, Briefwechsel angeknüpft. Der Inhalt derselben konnte natürlich kein andrer sein, als lebendiger Ausdruck der diesen Kreis bewegenden Strebungen und Gefühle. Man ermunterte sich, das Ziel deutscher, vaterländischer Tugend und Trefflichkeit, wie es dem begeisterten Gemüthe des Turners vorschwebte, fest im Auge zu behalten, und dabei — was ja nicht von einander zu trennen war — der entgegengesetzten Richtung, von woher sie auch ausgehen mogte, tapfer entgegenzutreten. Einige dergleichen Briefe Sybel's waren auch von den nachforschenden Behörden in Beschlag genommen, und in der Staatszeitung als bemerkenswerthe Zeugnisse der überspannten Jugendrichtung abgedruckt worden. Man kann sich denken, wie dadurch theils vielleicht die mütterliche Eitelkeit, theils das gedachte Schwanken unter dem wachsenden Andringen der Verwandten, besonders aber der jugendliche Muth Sybel's nur verstärkt werden konnte.

Endlich kamen hierzu noch die bereits um diese Zeit in dem Schooße des mütterlichen Hauses selbst beginnenden Kämpfe, die späterhin einen großen Theil der Kraft Sybel's in Anspruch nahmen, sein jugendliches Alter oft fast aller Lebensfreuden beraub-

ten, aber auch gewiß sehr viel dazu beitrugen, seinem Gemüthe die höhere, heiligende Richtung zu geben, die wir bald immer deutlicher hervortreten sehen werden.

Die Mutter Sybel's vereinigte auf merkwürdige Weise die Gebrechen ihrer Zeit, und insbesondre ihres näheren Lebenskreises, mit dessen eigenthümlichen Vorzügen in sich.

Sie war von lebhaftem, leicht erregbarem Gemüth, und die vaterländische Bewegung jener Zeit hatte mit all' ihrem Großen und Schönen in demselben Anklang gefunden. Indeß fand der Ernst und die Beharrlichkeit, ohne welche die Aneignung und Durchbildung des Guten und Göttlichen unmöglich ist, weniger eine Stätte in ihrem so leicht für dasselbe zu gewinnenden Herzen. Ihre Erziehung hatte, wie zu vermuthen steht, des religiösen Einflusses nicht ermangelt, indeß war derselbe größtentheils in dem halt- und kraftlosen System der natürlichen, nur mit einigen abgerißnen Lappen des Evangeliums übeldurchflochtnen, Religion jener Zeit aufgehoben worden. So unter dem Einflusse des Leichtsinns und des ungezügelten Sittenverderbens der Residenz in jener Zeit erwachsen, und, noch jung und schön, zweimal einem frühen Wittwenstande anheimgegeben, wie hätte sie sich ohne den durchgreifenden Ernst des Evangeliums die Festigkeit des Charakters erringen mögen, durch welche ihr erregbares Temperament allein in den sie erwartenden Kämpfen des Lebens sicher gestellt werden konnte? Dagegen aber gab sie, während sie ihr edles, wohlwollendes Herz den Zeugnissen des Evangeliums nicht verschloß, sich arglos und unvorsichtig dem bald immer mächtiger an sie dringenden Weltgeiste preis, bis derselbe zuletzt doch den völligen Sieg über die Arme davon trug! *)

Damals nun zeigte sich die Haltungslosigkeit ihres Charakters zunächst in dem Unvermögen, zu erziehen. Bald machte sie die Kinder selbst zu Vertrauten ihrer unbegränzten Schwäche, suchte den Rath und Beistand des einen gegen den anderen, bald sahe sie sich wieder genöthigt, die so eben freigelaßnen, ihrem natürlichen Standpunkte überhobenen, Kinder selbst in Zucht und

*) Der Leser wird weiter unten sehen, wie hier nicht mehr und nicht weniger gemeint ist, als die Geistesverwirrung, der sie zuletzt anheimfiel.

Vermahnung zu nehmen, und die nun wohl unausbleiblichen Gegenvorstellungen mit dem Eifer des gekränkten Muttergefühles zu bestrafen. Zwar gelang es unsrem, noch immer sehr erziehungsbedürftigen, Sybel bald, das ihm oft geschenkte Vertrauen der Mutter recht zu würdigen, ihrer großen Schwachheit die möglichste Nachsicht angedeihen zu lassen, ja sein Auge für ihre, unter allen Mißgriffen unverkennbaren, edlen Gesinnungen offen zu erhalten, und sie mit zunehmender, inniger Liebe zu umfassen.

Indeß reizten jene großen Fehlgriffe, die bald er selbst, bald die Geschwister zu büßen hatten, doch häufig den Unmuth des Knaben, und verwickelten ihn, jemehr er mit strengem Ernst für jede Uebereilung gegen die Mutter sich selbst bestrafen lernte, in fortwährenden Kampf mit sich selbst und mit seiner Mutter.

Doch unter allen diesen Sorgen und Kämpfen, die schon sein jugendliches Alter bedrängten, bewahrte sich Sybel einen frohen, freien Muth. Wurde ihm der Druck zu schwer, so fing er schon damals an, mit kindlicher Unbefangenheit auf sein Knie zu fallen, und die Hülfe des lebendigen Gottes mit Inbrunst und Zuversicht zu erflehen. Seiner Mutter blieb er, ungeachtet häufiger Uebereilungen, zu denen ihn die Schwachheit derselben nur zu oft reizte, mit kindlicher Dankbarkeit und inniger Liebe ergeben. Hatte er sich zu einer unkindlichen Begegnung fortreißen lassen, dann flossen, welches auch die Veranlassung gewesen sein mogte, bald ihm die Thränen von den Wangen, wenn ein ernster Freund ihn ermahnte. Mit Anstrengung überwand er dann seine lebhaften Gefühle, und bemühte sich eifrig, wieder ein guter Sohn zu sein. Seiner jüngern Schwester war er ein zärtlicher Bruder; er umfaßte seinen jüngeren Bruder mit herzlicher Liebe, und theilte, selbst noch unerzogen, so gut er nur vermochte, die Sorgen der Mutter um deren Erziehung.

So leicht erregbar seine Gefühle waren, so war er in der Liebe und Freundschaft doch eben so treu und dauernd, als innig.*) Er war redlich bemüht, auch die Liebe der ferneren Freunde

*) Während des oben bezeichneten Jahres geschahe es einst, daß ich mich im Gewissen verbunden glaubte, zu des Freundes eignem Besten die Wohnung in dessen mütterlichem Hause zu verlassen. Nachdem ich ihm von diesem Vorhaben Kunde gegeben, zerfloß

zu erwiedern, und mied es sorgfältig, so leicht ihm auch die Herzen der Freunde sich zuwendeten, der Freundschaft in den engeren Kreisen zu sehr auf Kosten der ferner Stehenden zu pflegen.

---

sein Herz in Wehmuth. Die Versicherung, daß das Band unsrer Freundschaft dadurch nicht loser geknüpft werden würde, konnte ihn nicht zufrieden stellen. Bald fand ich folgendes Schreiben auf meinem Pulte, welches die Stimmung seines Herzens sprechend darlegt:

„Es darf der Sieg dem Streiter nicht entgehen,
Wenn er getreu den Kampf besteht.
Auf Dich, mein Heiland, will ich hoffend sehen,
Daß felsenfest das Ziel mir steht.
Drum tret' ich rüstig in die Schranken ein:
Der HErr mit mir — wer will der Gegner sein!"

So sangst Du selber, als Dir noch das Leben,
Weil Du im Sinne froh, so schön erschien.
Doch jetzt, ich weiß nicht, wie es ist gekommen,
Hat Schwermuth sich in's treue Herz gesenkt.
O Jüngling, faß' doch wieder neue Kräfte,
Erneue Deinen Muth, trit fröhlich in die Welt,
Und härme nicht Dein frisches, junges Leben
In Tiefsinn und Betrübniß ab.
Sei frei, und kraftvoll trit auf festen Boden,
Steh' unerschütterlich wie eine deutsche Eiche,
Und blicke frei zu Gottes Himmel auf!
Steh' fest im Glauben und im Hoffen;
O drück' mich fest an Deine Brust!
Ich halt' mich fest an Dir, ich laß' Dich nimmer,
Zu treu hat Dich mein heißes Herz geliebt.
O, halt' auch Du Dich fest an mir, ich will Dich stützen,
Ich fühle Kraft dazu in meiner Brust.
Nur scheide nicht! — Vertrau' auf Gott:
Wir helfen uns durch Noth und Tod und Schmerzen,
Wir helfen uns in treu vereinter Kraft.
Allein, für sich, da ist ein traurig Leben,
Versinken würdest Du, versinken ich,
Wenn dann uns träfe Leid und Erdennoth,
Doch für Dein Herz — da will ich Bürgschaft geben,
Es bliebe treu dem Guten zugewandt.
Und, glaube nur, ich steh' jetzt fest,
Gewiß, ich werde nicht erzittern,
Das Böse prallt von mir zurück:

Den tiefsten Schmerz der Seele aber empfand schon der Knabe, wenn einer der großen Verbrüderung für Vaterland und deutsche Sitte untreu zu werden schien. Gewiß, die bittern Thränen, die er um jeden, welcher der guten Sache abzufallen schien, damals weinen konnte, und die gleichwohl die eignen Entschließungen nur um so fester machten, treu auszuharren — sie waren bedeutsame Vorbilder der Thränen, die er einst um die Schafe der ihm vertrauten Heerde Christi weinen sollte!

Indem dieß genügen mag, das Bild des Freundes in seinem Jugendalter bis zum vollendeten 16ten Jahre zu zeichnen, füge ich noch einige der ersten dichterischen Versuche, welche in jene Zeit fallen, hinzu. Sie mögen wenigstens nicht ungeeignet sein, die Anschauung des gegebenen Bildes zu ergänzen.

Ich hab' gebetet auf den Knieen,
Ich habe Gott gefunden, stehe fest!
Dir bleib ich treu, Dir starke Seele,
Dir, meinem Bruder, meinem Freund.
Komm Du, o komm in meine Arme,
Ich mach' Dich glücklich, mach' Dich froh!

Dein Dir ewig treuer, Dich innig liebender,
Dich fest umfassender, nicht von Dir lassender
Arnold S.

Ueberschrift zu der Sammlung seiner Gedichte.

Töne der Leier sind süß,
Stärken das traurige Herz,
Kommen vom Himmel herab,
Heben zum Himmel empor.

Der Freiheit Ruf.

Freiheit ruft und mahnet,
Deutsche Männer, wehrt
Euch zum Kampf. Auf, bahnet
Kühn den Weg durch's Schwert!
Sprengt der Knechtschaft Bande,
Die man euch gelegt,
Die im deutschen Lande
Jetzt zu wuchern pflegt.

Jetzt ist Zeit, zu retten
Eurer Väter Gruft,
Zu zersprengen Ketten,
Hört, die Freiheit ruft!
Tragt doch Gott im Herzen,
Freiheit in der Brust:
Dann sind Todesschmerzen
Euch die höchste Lust.

Fallen dann auch Brüder
In dem Freiheitskrieg:
Sie sind Himmelsglieder,
Sie belohnt der Sieg.
Hermann, Scharnhorst reichen
Ihnen froh die Hand,
Als das Bruderzeichen —
Deutscher Treue Pfand.

„Gott zum Gruß! ihr Helden,
Nehmt den Druck der Hand;
Höret, was wir melden
Von dem Vaterland:
„„Freiheit ist errungen
Durch viel deutsches Blut;
Zwingherrn sind bezwungen
Durch der Brüder Muth!““

Solches wird verkündet
Von den Brüdern dort,
Und wir steh'n verbündet —
Wahr ist jedes Wort!
Schmückt mit Eichenzweigen
Euch das lange Haar;
Tanzt den Siegesreigen,
Deutsche Kämpferschaar!

Auch zur Ehr' der Brüder,
Die gefallen sind,
Singt nun Freiheitslieder,
Frei, wie sie, gesinnt!
Laßt die Todten leben
Dann bei'm Siegesmahl,
Die dem Tod' gegeben,
Sich aus freier Wahl.

(In der Nacht des 26sten Aerntemonds 1819,
Jahrestags der Katzbacher Schlacht.)

Am Tage des Heimgangs Carl Pischon's
(Jahrestag der Schlacht an der Görde) seiner guten Mutter.*)

Nicht erneuen will ich Deine Schmerzen,
Nicht die Wunden öffnen Deinem Herzen

*) Die Verwandtschaft dieses Gedichtes mit der Epistel Carol. Pichler's an die Mutter Körner's wird der kundige Leser leicht erkennen; nicht weniger aber auch die eigenthümliche, freie Behandlung, welche der Knabe Sybel seinem Gegenstande zu geben wußte.

Gute Mutter, die so viel verlor!
Aber innig mich mit Dir vereinen,
Um den Treuen heute zu beweinen,
Der heut' ging ins blaue Himmelsthor.

Ja! ich weiß es, was Dein Herz zerrissen,
Weiß es, was es alles leiden müssen
Um den heißgeliebten einz'gen Sohn.
Nur zum Hohen wandte er sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' der Freie leben,
Wandte fromm den Blick zu Gottes Thron.

Für sein Vaterland zu sterben weihte
Sich sein freier Geist, und niemals scheute
Er Gefahr noch Arbeit, wenn es galt,
Kühn zu kämpfen für die deutschen Rechte,
Zu verjagen schnöder Zwingherrn Knechte;
Heldenblut in seinen Adern wallt'!

Als daher der Freiheit Ruf erschollen,
Alle Herzen hoch vor Liebe schwollen
Für das alte, heil'ge, deutsche Land,
Da ergriff auch ihn die heiße Liebe,
Folgt er mit Begeistrung seinem Triebe,
Zog mit Muth das Schwert fürs Vaterland.

Gott hat zwar den Frommen früh geschieden
Von der Erde; aber auch zum Frieden
Ihn schon früh ins Freiheitsthal geführt.
Dort genießt er alle Himmelsfreuden,
Ist entfernt von allen Erdenleiden,
Trägt den Siegerkranz, der ihm gebührt.

Doch von hier selbst ist er nicht geschieden;
Denn sein Name ist zurück geblieben,
Lebt in aller seiner Brüder Brust.
Ewig bleibt er uns ein heilig Zeichen,
Das wir alle streben zu erreichen;
Ihm gehört das Sehnen unsrer Brust.

Ewig wird er auf den Lippen schweben,
Wird im Herzen jedes Guten leben,
Wird ein Urbild wahrer Tugend sein.
Und dies Urbild wird die Jugend stärken,
Wird sie leiten hin zu guten Werken,
Und zur Vaterlandesliebe weih'n!

Abendlied.

Auf, auf! zum Abendliede
Erhebet jetzt die Brust;
Auf, singt aus reinem Triebe
Dem HErrn mit frommer Lust!
O seht die Wolken glänzen
Vom gold'nen Abendroth;
Man schmücket sich mit Kränzen
Und lobt den lieben Gott.

Auf Erden wird's schon stille
Nach harter Tageslast,
Nach schwerer Arbeit Fülle
Beginnt des Abends Rast.
Doch Einer schaut von oben
Mit ewig klarem Blick,
Vom blauen Himmel droben
Lenkt er der Welt Geschick.

Der wird uns unterstützen,
Wenn alles um uns stürmt;
Kann keiner uns beschützen:
Er ist's, der schützt und schirmt!
Er ist ja unser Streben,
Er unser Schild und Hort,
Er führt zum ew'gen Leben
Durch sein geheiligt Wort.

Loblied.

Auf, gen Himmel laßt die Stimme klingen,
Laßt dem Vater uns ein Loblied singen,
Laßt uns ihm die heiße Liebe künden,
Die zu ihm wir in dem Herzen finden!

Laßt uns danken ihm für seine Milde,
Die er täglich uns im reinsten Bilde
Zeigte; ihm, der seinen Sohn gegeben,
Der für unsre Sünden ließ sein Leben.

Jesus! ja Du bist dahin gegangen
Ohne Zagen, ohne Todesbangen
In den Tod. — Für diese Sündenerde
Trugst Du freudig Kreuz und Todsbeschwerde.

Worte nicht vermögen, sie zu schildern,
Thränen — ach — sie können ja nicht mildern
Deine Leiden, Deine Todesschmerzen,
Die Du trugst für unsre sünd'gen Herzen.

Doch, wenn Wort' und Thränen nichts vermögen,
Wenn die heißen Klagen in die Luft verflögen:
Unsre Liebe kann Dir doch verkünden,
Daß wir Deine Schmerzen mitempfinden!

Liebesweh'n und Tugendsehnen.

Es klingt durch meine Brust
Ein wundersüßer Klang,
Er füllt das Herz mit Lust
Und heißem Liebesdrang.
Da fühl' ich mich zur heil'gen Tugend hingezogen,
Hoch wallen in der Brust die heißen Liebeswogen!
Ich bin so hehr entzückt,
So hoch, so sehr beglückt;
Zu Gott erheb' ich demuthvoll die Stimm':
O lieber, treuer Vater! o vernimm,
Vernimm mein kindlich Fleh'n,
Laß mich in Kraft besteh'n,
Mich Deine Wege gehn!

An meine Muttersprache.

O Sprache voller Leben,
O Sprache voller Lieb',
Dir hab' ich mich ergeben,
In treuer, fester Lieb'!

Dich werd' ich nimmer lassen,
Du bist mir angetraut,
Ich will dich fest umfassen,
Als eine liebe Braut!

Wenn Fremde dich bekriegen,
Ich bleibe dir getreu.
Du, Himmlische, wirst siegen,
Du bist, du bleibest frei!

(Am 13. Christmonds 1820.)

Der edlen Frau Schmidt,

meiner liebwerthesten Frau Base.

Dich sah' ich einst, Dich, edelste der Frauen,
Am Bette Deines bleichen Kind's im Schmerz;
Ich sah' Dein tief verwundet Mutterherz
In stiller Demuth auf den Vater schauen!

Auf Deinem Antlitz ruhte fest Vertrauen,
Es kehrte sich Dein Auge himmelwärts,
Du schienst gefaßt, selbst in dem herbsten Schmerz,
Doch fest auf Gottes Liebe noch zu bauen.

Und wie ich Dich so sah' in Deiner Liebe,
Da war es mir, als sei es Gottes Wille,
Daß Dir zum Lohn Dein theures Kindlein bliebe,

Und was die Ahndung mir ins Herz gegeben,
Was mir so klar erschien als Gottes Wille,
Das ist gescheh'n: Gott ließ Dein Kindlein leben!

Am heil'gen Christtage 1820.

Durch finstre Nacht
Brach Gottes Macht.
Es stand die Welt an des Verderbens Thoren:
Da ward der Christ geboren.

O Jesu Christ!
Als Heiland bist
Du hier in dieser Sündenwelt erschienen,
Um uns mit Gott zu sühnen.

Unschuldig Lamm!
Am Kreuzesstamm
Bist Du für uns den herbsten Tod gestorben,
Hast uns das Heil erworben.

Hier knieen wir,
Und danken Dir
Mit tiefgerührtem, kindlichfrommen Herzen
Für Deine Todesschmerzen!

Zweites Buch.

Jünglingsalter.

Frühling 1821 bis dahin 1831.

„Dein Wort ist meines Fußes Leuchte,
Und ein Licht auf meinem Wege."
Ps. 119, 105.

Erster Abschnitt.

Höhere Schuljahre.

Frühling 1821 bis Herbst 1824. — 17tes bis 20stes Lebensjahr.

„Ich trage meine Seele immer in meinen Händen, und ich vergesse Deines Gesetzes nicht. HErr, mich verlanget nach Deinem Heil, und habe Lust an Deinem Gesetz. Ps. 119, 109. 174.

Früh winkte Dir des Vaters Liebeshand,
Sie zog Dich sanft zum eingebor'nen Sohne;
Dich schreckte nicht die hehre Dornenkrone,
Die noch ein Blütenschimmer Dir umwand.

Des Kreuz' Geheimniß war Dir kaum bekannt,
Doch rann Dein Auge oft vor Gottes Throne;
Du rangst so treu, daß keusche Sitte wohne
Und Zucht und Ehr' in Deinem Vaterland.

Wie sah' man oft Dein sehnend Auge glänzen,
Trat auch nur Einer zu der Brüder Reih'n,
Dem Vaterland sich treu und keusch zu weih'n!

Und wankten andre — ha, wie schlug Dein Herz,
Wie rannen Zähren in so bitt'rem Schmerz,
Als Thau nur perlt von frischen Blütenkränzen!

Wir haben bisher der religiösen Entwicklung Sybel's nur beiläufig gedacht. Und doch war es das Licht von oben, welches schon die Knospe seines Jugendlebens lieblich röthete, die sich uns nun zur schwellenden, reich duftenden Blüte entfalten wird — wenn meinem Griffel vergönnt ist, die Linien seines Lebensbildes treu und wahr zu zeichnen.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solcher ist das Himmelreich!"*) dieses Wort der ewigen Wahrheit Dessen, der den tiefen Schaden unsres gefallenen Geschlechtes nicht zu verdecken, sondern aufzudecken und — zu heilen kam, bezeugte schon das Kindesalter Sybel's, als in der Wahrheit gegründet. Zwar sahen wir, wie der gefräßige Wurm der Sünde, der an dem Tiefinnersten aller nagt, die in diese Welt kommen, vom ersten ihrer zeitlichen Lebenstage an, bis zum letzten, seine zarte Jugend nicht verschonte; ja, wie er seinen giftigsten Zahn an die verwundbarste Stelle des holden Kindes legte, das den Namen der Sünde noch nicht kannte, welche es frühe zu verzehren drohte. Aber die Hand des HErrn, welche das geheimnißvolle Einwirken der Sünde (dieser falschen, und darum sich selbst vernichtenden, Richtung der Freiheit), auf das königliche Geschlecht der Erde nicht wehren will, waltete über dem geliebten Knaben. Das Licht der Gnade beleuchtete früh die dunklen Schatten, welche die Sünde auf das Herz des Kindes warf; mit der Erkenntniß der Sünde wuchs schon in dem Knaben die Sehnsucht nach der Gnade, und als noch die unerkannte Sünde diesen unbewußt an den Abgrund des Ver-

*) Matth. 19, 14.

derbens hinriß: lauschte schon das ahnungsvolle Herz der locken=
den Stimme des guten Hirten von oben, der ihn mit den
Lämmern seiner Heerde aus dem Rachen des Wolfes in seine
Arme zu sammeln kam.*) Gewiß, Sybel's Jugendleben
giebt einen Schlüssel zu dem Geheimniß, wie die Kindheit unter
der segnenden Hand des HErrn dem Himmelreich nahe sein,
und doch dem tödtlichen Einwirken der Mächte der Finsterniß
hingegeben sein kann, deren Gewalt nur der höheren Macht der
Gnade weicht!

Doch lassen wir auch ferner das Leben Sybel's selbst
das Wort zu uns reden. Sanft und lieblich, aber doch frisch
und freudig, oft mit geflügelter Lust und Eile, wird sein Le=
benslied uns ferner antönen, wenn wir das Bild seines Jüng=
lingsalters in seiner frei und kräftig aufstrebenden Entwicklung
uns vorführen.

Mit dem Schlusse des vorigen Abschnittes fällt der Abschied
des Verfassers aus der Nähe des Freundes zusammen. Zwar
werden die nächsten Mittheilungen zeigen, welche innige Lebens=
verbindung auch während einer längeren Trennung unter uns
stattfand. Indeß kann ich nicht anstehen, eine höhere Fügung
der Vorsehung in dieser, für Sybel's Leben bedeutungsvollen,
Trennung zu finden. Sie war ein dringendes Bedürfniß für
dessen freie, eigenthümliche Entwicklung, welche bei dem un=
unterbrochnen Fortgange unsres Verhältnisses hinfort leicht hätte
Schaden leiden mögen. Traten wir dann zwar, nach kaum zwei
Jahren, nochmals in sehr innige Verbindung, so hatte indeß die
eigenthümliche Entwicklung Sybel's sich soweit entschieden, daß
der selbstständige Fortgang derselben für die Zukunft gesichert war.

Einige Wochen später, als unsere Trennung, fiel auch die
Zeit der kirchlichen Konfirmation Sybel's, eine Zeit,
die für ihn von sehr großer Bedeutung war.

Er war von seinem Oheim Wilmsen mit väterlicher
Liebe und der Sorgfalt eines pflichttreuen Mannes hierzu vor=
bereitet, und der Erfolg zeigt, wie derselbe auch von seinem
Standpunkte aus empfängliche Schüler zu wecken wußte. Nur

*) Jes. 40, 11.

war es von diesem, damals leider noch von wenigen Geistlichen des Vaterlandes verlaßnen, Standpunkte aus, durch eine mehr menschliche als göttliche, jedenfalls weniger schriftgemäße, unkirchliche Lehre, freilich unmöglich, den Schüler mehr als menschlich zu begeistern. Denn auch der wohlmeinendste, in diesem Kreise treueste Lehrer konnte und wollte ja nur die natürlichen Kräfte des Menschengeistes und Herzens bilden und anregen, dessen Grundübel er nicht anerkannte; auf eine wahrhafte und wesentliche Wiedergeburt des Menschen, auf eine Erneuerung desselben zu seiner ursprünglichen Wahrheit und Gottbildlichkeit durch die übernatürlichen (d. i. über die Natur in ihrem jetzigen, gefallenen Zustande hinausgehenden, göttlichen) Kräfte der höheren Welt, durch eine freie und wahrhafte Verbindung des heiligen Geistes Gottes mit dem Herzen, welches bußfertig und gläubig den Erlöser umfaßt, konnte und durfte man es von diesem Standpunkte aus nicht anlegen.

Daher sehen wir Sybel noch oft, wenn auch auf die rührendste Weise, in dieser mehr menschlichen Begeisterung ringen, die den Menschen auf sich selbst, auf die gebrochnen Kräfte seines armen Herzens verweist, und ja darum auch nicht über sich selbst hinaushebt. Indeß trit auch Der, welcher den sehnenden, freiheitdürstigen Geist allein wahrhaft frei machen konnte, schon immermehr aus dem Hintergrunde seines Herzens hervor, und der Jüngling reichte ihm die treue Glaubenshand.

Folgende Stellen aus den ersten Briefen Sybel's an den geschiedenen Freund mögen zeigen, wie er unter dem Sehnen der Liebe und Freundschaft sich zu der Konfirmation, der festeren Verbindung mit dem höheren Freunde, der ihn zuerst geliebt, vorbereitete und unter welchen Eindrücken und Vorsätzen er die Konfirmation empfing. *)

*) Von diesem Zeitpunkte an schrieb Sybel fast täglich die wichtigsten Anschauungen und Erfahrungen seines äußern und innern Lebens in Briefen an den Verf. nieder. Diese sind daher eine Hauptquelle für die Darstellung des nächsten Zeitabschnittes. Um den Zusammenhang der ausgewählten Mittheilungen nicht zu sehr zu zerreißen, wird der Leser hieraus zuweilen einiges mitgegeben finden, was nicht mehr streng als Beleg für den Text meiner Darstellung zu achten ist.

Berlin, den 18. Ostermonds 1821.

Gott grüße Dich, meine Seele!

„Du warst also weg, Du warst geschieden, und traurig stille wanderten wir vom Postwagen nach Hause. Ich drückte Bernau an meine Brust, als er schied, und den lieblichen Albert. Das Herz war mir so voll. Auch Deine Eltern schieden bald, wir waren allein, sprachen viel, um das Herz zu erleichtern, und Du warest immer der Gegenstand unsres Gespräches, denn wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. — Ich ging endlich nach unsrem Zimmer, ich ging wahrhaft froh; die lieblichen Bilder unsers Zusammenlebens erneuerten sich mir dort; ich las Deinen Nachlaß, und Thränen feuchteten die Schriftzüge Deiner Liebe. Ich war tief erschüttert, tief, und auf den Knieen flehte ich zu Gott für Dein Wohl. Und er hat die Bitte gewährt, denn ..."

... „Man muß seine Vorbilder so gestalten, daß sie nicht süße Träumereien sind, nicht überirdisch und unanwendbar auf das Leben. Der Mensch lebt einmal auf der Erde, er soll für die Erde leben, so lange er auf derselben ist, folglich nicht seinen unausführbaren, süßen Träumereien nachhängen. — Die klare Vorstellung meines Urbildes ist immer für mich sehr stärkend und erhebend. Kämpfe ich und fange an zu straucheln: schnell schau' ich zu dem Bilde meines Strebens auf, und dieser klare Blick hilft siegen. —

Heut über 14 Tage steh' ich schon am Altare, dort, wo schon viele ihr Bekenntniß gaben, o, wo schon viele unserm Heilande Treue schworen! Ich gebe mich in diesen Ferien ganz der Vorbereitung zu jener heiligen Handlung hin. Ich habe mich geprüft, und habe viele Schwächen in mir wahrgenommen, und viel, gar mannichfacher Kampf erwartet mich. Doch fest, wie deutsche Eichen, werd' ich als deutscher Mann der Sünde nimmer weichen. Gott schützt die Muthigen! Am Abend vor meiner Einsegnung schreib' ich wieder, drum heut' nicht mehr, dann wird es süßer klingen. Der Herr behüte Dich. Bleib' fromm!"

Dein Arnold.

B., am 1. Wonnemonds.

„Den Leib gekräftiget und erfrischt durch die gesunde Landluft, den Geist erhoben und geheiligt durch Selbstprüfung und Andacht, findest Du mich am heiligen Abende vor dem großen Morgen meines feierlichen Christengelübdes.

O Freund, o Bruder, o Licht der Seele, o Du, den das Wort nicht zu schildern vermag, dessen Werth nur die innerste Empfindung mit wahrem Namen belegt, ich blicke heut' durch den weiten Raum ganz in Dein Herz, ich durchschaue es heut' ganz, unser heiliges Verhältniß! Ich fühle, daß die Saat der Liebe Frucht getragen, ich fühle, daß der Liebe Genuß dieß sehnsüchtige Herz so gekräftiget, fühl' es, was ich Gott zu danken ...

Bruder, ja es ist ein segnendes Wort, es hebt zur hohen Freudigkeit, zum festen Mannesmuthe, zum Siege vor dem Kampfe, das Wort: Es gehen viele treue Seelen mit dir zum Altare, es pochen viele liebevolle Herzen, es beten viele geliebte Lippen für dich und mit dir ...

Heut' noch einmal, heut' auf der letzten Stufe eines großen Abschnitts meines Lebens, schwör' ich Dir: — „„Ich bleibe Gott, dem Vaterlande, ich bleibe meiner Ueberzeugung, meinem Willen treu!"" Bruder, ich will es, ich will ein Mann werden — frei und fromm, frisch und froh im Wirken und Kämpfen für Gottes Reich auf Erden. In Demuth will ich kämpfen, nicht zu viel der eignen Kraft vertrauend, Gott um Hülfe anflehend. Und Gott, der Geist der Liebe, der das Gute zum Vollbringen führt, wird mich schützen, mich stärken. Sein Geist erleuchte mich! — Glaubensmuth Wunder thut! Gott segne mich und stärke mich, Amen!"

Am 2. Wonnemonds.

„Bruder, es ist vollbracht, der HErr hat mich gesegnet, ich habe mit göttlicher Traurigkeit, mit tiefer Rührung den Segen empfangen, ich habe dem HErrn das Gelübde gebracht. — Der Vater wird mir gnädig sein, daß ich am Sonntage mit frommer Andacht das Heil. Mahl empfange, mich dann ganz mit Jesu vermähle. Lieber, die Kirche hat uns ja nun auch verbunden, und fester, heiliger und bedeutungsvoller ist das

Band geworden, das uns bindet. Mehr kann ich nicht, daß ich nicht unterliege den großen, hehren Eindrücken. — Deinen Brief aus Nürnberg hab' ich so eben bekommen. Morgen früh, wenn die Sonne mich geweckt, wenn ich dem HErrn gedankt, dann les' ich ihn! Schlaf wohl, es ist schon spät. Ich bete mit Dir."

Zwei kleine Gedichte, am Tage vor seiner Konfirmation niedergeschrieben, sind gleichfalls für seine damalige religiöse Entwicklung sehr bezeichnend; das eine lautet:

Gott, ich flehe, stärke meinen Willen,
Stärk' das Herz, das oft noch Böses thut;
Hilf mir stets durch Deinen Geist erfüllen
Dein Gesetz, das mir im Herzen ruht.
Fache an das schwache Licht der Brust,
Daß ich klarer werde mir bewußt!

Gieb, daß Lieb' und Glauben in dem Herzen,
Ich voll Hoffnung auf zum Himmel blick';
Daß ich scheidend ohne Grau'n und Schmerzen
Eingeh' in des freien Himmels Glück,
In der Wahrheit Reich, wo banges Grau'n
Aufgeht in das lichte Schau'n.

Ja, Dir Vater, Urquell alles Lebens,
Dir, o Höchster, weih' ich meinen Geist,
Führ' ihn hin zum Kleinod meines Strebens,
Hin zur Seligkeit, die Du verheiß'st,
Wo mich Deine Klarheit mild erfüllt,
Meine Sehnsucht heilt und stillt!

* * *

Stand Christus um diese Zeit, wie sich aus den obigen Stellen ergiebt, noch mehr im Hintergrunde des ahnenden Herzens, welches sich oft noch in Anspannung der eignen, mit aller Wärme der Phantasie erregten, Kräfte, zu genügen sucht, so sehen wir ihn doch bald immer deutlicher in das Glaubensleben Sybel's eintreten. Oft zwar werden wir, und zwar selbst noch über diesen Abschnitt hinaus, jene Schwankungen des bald auf sich selbst, bald auf den Erlöser bauenden Herzens wiederkehren sehen. Aber mit rührendem Ernste strebte er kräftig

auf der halberhellten Bahn weiter, und freute sich jedes neuen Lichtes, das ihm von oben auf dieselbe fiel.

Die fleißige Lesung der Bibel, und daneben der Bücher von Thomas v. Kempis über die Nachfolge Christi, vorzüglich aber auch die nähere Befreundung mit einigen seiner jetzigen Lehrer, endlich die ununterbrochne Anhörung der kirchlichen Reden des von ihm hochverehrten Schleiermacher, war für seine religiöse Fortbildung von großem Einfluß. Folgende Mittheilungen aus seinen Briefen und Gedichten aus dieser Zeit mögen zur näheren Bezeichnung derselben dienen.

23. Brachmonds 1821. *)

„Welch' ein hehrer Tag, an dem ich mich so frei gefühlt, wie fast noch nie! Heut' drück' ich Dich mit wahrer Wonne an mein Herz. — Eben hab' ich Mutter ein herrliches Abendgebet vorgelesen, was das Innerste meiner Seele ergriffen; in dieser Stimmung geb' ich Dir die Hand; schlag' ein!"

24. Brachmonds 1821.

„Konnte heut' recht innig beten, recht freudig zum Vater aufschauen. — O, es ist ein seliges Gefühl, die Andacht! Bruder, ich kann es fühlen, sehe den Engel der Kindheit neben mir stehen, der mir die Unschuld, die der Jüngling aufopfern und sich wieder erkämpfen muß, darreicht, mit der ich mich zum Vater aufschwingen, zu ihm selbst reden kann."

26. Brachmonds.

„Daß es mit unsrem lieben K. so übel steht, betrübt mich sehr. O, könnt' ich ihm doch helfen! Kein Opfer wäre mir zu schwer, ich brächt' es freudig dar. Denn daß in K. eine edle Seele lebt, kann niemand läugnen. O der verderblichen

*) Für der deutschen Monatsnamen etwa unkundige Leser sei bemerkt, daß die Frühlingsmonate hier: Lenzmond, Oster- oder Wandelm., Wonnemond; die des Sommers: Brachm., Heum., Aerntemond; die des Herbstes: Herbstm., Wein- oder Siegesm., Windm.; endlich die des Winters: Christm., Hartm. oder Wintermond und Hornung bezeichnet werden.

Frömmelei! O, daß meine Zunge noch nicht scharf, nicht stark genug ist, gegen dieses Unwesen zu predigen; o, daß dieser Arm noch kein Mannesarm ist, die Geißel zu ergreifen, und die Frevler zum Tempel des HErrn hinaus zu treiben!"

19. Hartmonds 1822.

„Theure, liebe Seele, gestern war Dein —, heut' kamen Deine Briefe. O, wie haben sie mich erhoben! — Doch noch ein Wort von gestern. Sieh', ich sank auf mein Knie, und betete, o so innig, so, daß ich mich im Beten ganz verlor! — Ich flehte für Dein Heil. — Und Du glaubst, ich hätte Dich nicht verstanden? Auch ich glaube fest an die Kraft des innigen Gebetes, und habe selbst in diesem Jahre Deiner Entfernung dieselbe wirksam in mir gesehen. Der wahrhaft demüthige Sinn, die treue Hingebung an Gott, ersehnt ja nur das, was Gott bewilligen kann; nur das, was Gottes Ehre bei dem Menschen wirkt, was heilsam für das überirdische Reich! In diesem lebhaften Bewußtsein von der Kraft des Gebetes betrachtete ich auch das Auftreten des Hohenlohe, und kämpfte nicht gegen die Idee, die ihn leitete, sondern gegen seine Wundergier und äußerliches Wesen. O, unbeschreiblich ist der Frieden, den ein recht brünstiges Gebet in unsre Seele gießt. Ja unbegreiflich sind die Wunder einer frommen Bitte! Jak. 1, 6. Er bitte aber im Glauben, und zweifle nicht."

2. Wonnemonds 1822.

„Mein lieber, lieber Bruder! Auf gestern fiel der Bußtag, da hab' ich denn am Morgen in Dräseke's „Glaube, Liebe, Hoffnung" gelesen, und dazu in der Schrift nachgeschlagen. Ich habe mich selbst geprüft, und war betrübt über meine Sünde; doch habe ich mich heut' erst recht erkannt, als ich einsam im Mondenschimmer mit meinem mir so theuren Buchholz wandelte. Gar vielen Aufschluß hat er mir erst über mein Wesen gegeben. Mich hält noch immer die Eitelkeit, wie Du sie wohl auch oft in mir wirst erkannt haben. Sie bringt mich noch oft ganz von mir selbst zurück, und ich muß mit Dir sagen, was ich immer wieder lesen muß: Wie doch die stille Seelenruhe so spät gedeiht! ..."

11. Wonnemonds.

„Eben hab' ich mir noch ein schönes Lied gesungen, und Du sangest mit. Ruhe hat sich über mein Gemüth ergossen, heilige Ruhe. Ich umfasse Dich so innig, umfasse alle, die ich liebe."

29. Brachmonds 1823.

... „Der Christ will nicht durch sich selbst zur Vollkommenheit gelangen, sondern durch Christus. Er fühlt, daß ihm ein seliger Zustand entgangen sei, in seinen Ahnungen und Erinnerungen. Diesen seligen Zustand ersehnt er sich wieder, und durch dieses Sehnsuchtsgefühl giebt er schon seine eigne Unfähigkeit, sich selbst zum Heil zu leiten, in Demuth zu erkennen. In dieser Hingebung an Christus, in dieser Anerkennung der Unselbstständigkeit, wären die Menschen Demuth und Liebe, ganz Geist. Doch wir haben auch eine zeitliche Eigenthümlichkeit, die sich im frischen und freien Wesen des Deutschen kund giebt, ein deutsches Leben: das ist das Bewußtsein einer Selbstständigkeit. Dieß sollen wir mit dem Christlichen vereinen — aber welch' schwere Aufgabe!"

13. Heumonds 1822.

... „Unter denen, welche Du mir zu fliehen räthst, muß ich mich heut' bei der Eitelkeit halten. Sieh', ist mein Wille fest entschieden gegen diese Sünde, so finde ich mich doch oft in derselben; mit tiefer Reue muß ich meine Schwachheit bekennen. O mein Gebet, es ist nicht anhaltend, nicht kräftig genug, mich ganz frei zu halten. Doch Du betest ja, das weiß ich, betest auch für meine Seele ... Immer tiefer erschaue ich das Verderben der Welt, immer mehr wird mir klar, wie wir uns zu stählen haben!"

Von einer gleichen Stimmung zeugt auch ein Gedicht mit der Unterschrift: Am 10. Aerntemonds 1822 meiner lieben Mutter gebracht, nachdem es mich so tief durchdrungen, und mir zum Wort geworden. Es lautet:

Ich bin ein Sünder.

Wenn ich in der Stille singe,
Gott, mein ganzes Herz Dir bringe:
Dann hat Ruhe mich umwoben,
Mich dem Ird'schen überhoben.

Klarer schau' ich in die Tiefen
Meiner Seele. Bei dem Prüfen
Schweigen meine Eitelkeiten,
Die das Herz so oft bestreiten.

Und was ruf' ich dann in Demuth,
Was bekennet meine Wehmuth?
Werde meiner Schmach Verkünder:
Bist ein Sünder! bist ein Sünder!

Will dann in den Staub versinken,
Traue kaum der Gnade Winken,
Mögte nicht zum Himmel schauen,
Deinem Sitz, dem klaren, blauen.

Wenn ich nun so sehr betrübet,
Trit der, der so innig liebet,
Zu mir reu'gen Sünder hin,
Christus mit dem treuen Sinn.

„Stehe auf von Deinen Knieen,
Alles, alles ist verziehen,"
Spricht der liebe Heiland mein,
„Deine Sünd' soll meine sein!"

Ach! er schaut mit sel'gen Blicken,
Die das Inn're mir entzücken;
Reiche froh die Hand hinauf —
Und er hebt mich Sünder auf!

Wie die oben, den Bußtag betreffende, Stelle, so zeigen manche andre, wie er jetzt schon sich aus freiem Trieb gewöhnte, der Feier der kirchlichen Tage sich mit inniger Andacht hinzugeben. Die begeistrungsvolle Frische der Vorträge Schleiermacher's, die er von jetzt an nie versäumte, und die ebenso zu seinem Herzen drangen, als sie vorherrschend den Verstand mancher andrer Zuhörer ansprachen, hatten hierauf gewiß vielen Einfluß. „Bruder," schreibt er am 14. Juli 1822, „ich habe eben den heiligen Geist gehört in göttlicher Posaune durch meines Schleiermacher Mund. Der verkündet jetzt immer das Himmelreich, und im Himmelreiche die Liebe." — Oft strömte dann seine erhobene Seele ihm Anschauungen in festlichen Liedern aus. Hier sind einige aus dieser Zeit.

Sonntags Frühgebet.

Ruhig, ruhig, heil'ge Stille
Decket noch die grüne Flur;
Nacht, in Deiner süßen Hülle
Ruht so sanft noch die Natur.

Doch durch heil'ges Dunkel schauet
Bald ein klarer Lichtesstrahl;
Stiller Sonntagsmorgen grauet:
Steigt Gebete sonder Zahl!

Und es weint im Wiesengrunde
Fromme Thränen jeder Halm.
O Natur! im Aug', im Munde
Ruht Dir Dank und Freudenpsalm.

Berg und Wald, sie alle preisen;
Ihrer Vögel Sang erschallt,
Und in wunderbaren Weisen
Dank im Bachgemurmel hallt.

Da trit aus der kleinen Hütte
Vater mit dem Sohn hervor,
Bringen fromme Christenbitte
Leise nur zu Gottes Ohr.

Doch es drängt ein inn'res Weben
Mächtig das gepreßte Herz,
Ihre Seelen bald sich heben
Im Gesange himmelwärts.

Es verhallen ihre Lieder,
Ruh'ger fließet das Gefühl;
Englein, Englein steigen nieder,
Und umweh'n die Schläfe kühl.

Zum Gebet sie niedersenken
Ihre Knie auf's grüne Gras,
Blicke sie zum Vater lenken,
Von der Andacht Thräne naß.

Als sie ausgebetet beide,
Vater froh zum Sohne blickt,
Hat er in der heil'gen Freude
Ihn an's Vaterherz gedrückt.

Um des Vaters Hals geschlungen
Hat der Knabe seinen Arm; —
Lange steh'n sie, tief versunken,
Und im Herzen liebewarm.

8. September 1822.

Sonntagsmahnung.

Trittst Du in die heil'gen Hallen,
Um dem HErrn zu dienen, ein:
Um dem Vater zu gefallen,
Mußt Du ihm ergeben sein,
Mußt der Welt Du ganz entsagen,
Nur Dein Herz zum Himmel tragen.

Schaue nicht nach andern Leuten,
Schau' hier in Dein eigen Herz,
Bann' die Lust, die Eitelkeiten,
Schau' allein nur himmelwärts,

Stimm' Dich zu Gebet, Gesang,
Gehe auf in Preis und Dank!

Dann nur wirst Du recht empfinden,
Wie die Kirche uns beschenkt,
Wie die Andacht läßt verschwinden,
Was Dein sündig Herze kränkt.
Dann nur trist Du klar und rein
Nach der Kirch' in's Leben ein.

14. September 1823.

Die Mutter des Christkindleins.

Knäblein in der Krippe liegt,
Mutter hat es eingewiegt,
Mutter schaut entzückt im Sinn
Auf den Mund des Kindes hin.

Welche Mutter muß das sein,
O, welch hehres Knäbelein?
Beide so von Glanz umglüht,
Daß mich's auf die Kniee zieht.

Engel Gottes vor mir schweben.
Ja! ich ahnde heilig Leben,
Engelsang durchdringt mich lind:
Mutter Gottes und ihr Kind!

24. Christmonds 1821.

Weihnachten 1822.

Luc. 1, 26—38.

Maria saß im Kämmerlein
Bei ihrer Lampe dunklem Schein,
Das Herz dem HErrn gegeben;
Da trieb ein inn'res Wehen sie,
Und zog sie nieder auf das Knie,
Sich betend zu erheben:

„Herr Gott! Herr Gott! Du starker Held,
Dein hoffet jetzt die ganze Welt,
Messiam ihr zu senden.
Wir schwachen Menschen können nicht
Zu deinem klaren Angesicht
Aus eigner Macht uns wenden.“

„So schau' denn, HErr, auf Deine Magd,
Die sich zu Deinem Throne wagt,
O laß sie Gnade finden!
Laß nimmer ihres Glaubens Stern,
Die Hoffnung auf den nahen HErrn,
Im treuen Herzen schwinden!“

So fleht sie leise, fleht sie laut,
Gott ihre reine Seele schaut,
Die reinste von den Frauen.
Und um ihr edles Angesicht
Verbreitet sich ein mildes Licht,
So wunderbar zu schauen.

Von oben in das Kämmerlein
Senkt sich ein heller Lichtes Schein,
Und aus dem Lichte tönet:
„Maria — sei gegrüßet mir —
Holdselige, Gott ist mit Dir,
Er ist mit Dir versöhnet!“

Maria hört' den hehren Sang,
Ein heil'ger Schrecken sie durchdrang;
Doch hebt sie ihre Blicke.
Mit wunderbarem Glanz umwebt
Ein Engel Gottes vor ihr schwebt —
Nun schreckt sie nicht zurücke.

„Maria!“ spricht der Engel ihr,
„O, banne jede Furcht von Dir,
Genade hast Du 'funden!
Der heil'ge Geist kehrt bei Dir ein,

Du sollst des Kindes Mutter sein,
Das heilet alle Wunden;"

Das Gottes eingeborner Sohn,
Der niedersteigt vom Himmelsthron,
Die Welt mit Gott zu einen." —
„Ich bin ja meines Gottes Magd,"
Maria zu dem Engel sagt,
„Mein Wille dient dem Seinen!"

Da scheidet von der Jungfrau mild
Der Engel, doch sein heilig Bild
Lebt in Maria's Herzen.
Oft betend harrt sie jener Stund',
Verkündet durch des Engels Mund,
Voll heil'ger Sehnsucht Schmerzen.

Weihnachten 1822.

Eins der schönsten dieser Festlieder findet sich mit der Unterschrift: „Ostern 1824." Dieß bezeugt wohl unverkennbar, daß es nicht mehr der Aufschwung der Poesie allein war, der schon damals die Seele des Verewigten so hoch erhob.

Osterlied.

Wie sprech' ich meine Wonne aus,
Daß Du, mein Jesus Christ,
Bezwungen hast des Todes Graus,
Und auferstanden bist!

Ich bringe meine Seele dar,
Ich gebe sie Dir hin,
O mach' sie fromm und mach' sie klar,
Christ, läutre meinen Sinn!

Dann erst werd' ich geschmücket sein,
Dich dankend zu erhöh'n,
Wenn, wie ein Bach so klar und rein,
Der Seele Wellen geh'n.

Noch immer reget Sünde sich
In meines Herzens Schrein,
Und will ich innig preisen Dich,
Oft mischt sie sich hinein.

Drum freu' ich, lieber Jesus Christ,
Mich auf die Wonnezeit,
Wo Du mein einzig Lieben bist
In alle Ewigkeit.

O, dieses süße Vorgefühl
Trägt mich schon oft zu Dir,
Und frohe Hoffnung wehet kühl
So Trost und Stärke mir.

Drum kämpf' ich rüstig wider Welt
Und wider Sünde an,
Du bist mein Feldherr, hoher Held,
Führst mich zur Siegesbahn!

Einst leb' ich ganz mit Dir vereint,
Bin Dein und Du bist mein,
Dein Licht in meinem Herzen scheint,
Wie selig werd' ich sein!

Auch jeder erneuten Feier des Heil. Abendmahls ging er jetzt schon mit inniger Sehnsucht entgegen; in jedem Jahrgang seiner Briefe finden sich mehrfache Stellen, worin er von jenem Verlangen, von seiner ernsten Vorbereitung zu dieser Feier, von dem genossenen Segen Zeugniß giebt. Gern genoß er das Heilige Mahl auch in Gemeinschaft von Seelen, denen er sonst schon in Liebe verbunden war, und suchte, wenn es möglich war, selbst mit entfernten Freunden eine gleichzeitige Feier zu verabreden. „Ich muß wieder in heiliger Gemeinschaft zum Tische des Herrn treten," schreibt er im Dezember 1821, „ich fühle ein Sehnen nach dem Brote des Lebens. Da denke ich mir's nun im höchsten Grade erhebend, wenn wir dieß beide, Du in Tübingen, ich hier, in unsichtbarer Gemeinschaft thäten. Das Weihnachtsfest mag

uns zum Tische des Herrn rufen. Nicht wahr, Lieber? O, ich fühle die Wonne dieses seligen Augenblicks! Also wir nehmen zu W. zugleich das H. A., wir stärken uns zugleich und heiligen unsern Willen." Folgendes Gedicht scheint mit dieser Feier in Verbindung zu stehen.

Gnadenruf.

Noch oft umfängt der Zweifel banges Zagen
Das Herz, ich fühle dann sein lautes Schlagen,
Mich findend außer mir und Gott.
Doch sucht der Vater mich, mein Gott,
Und lockt mich mit der süßen Himmelsspeise,
Da trifft mich seine Hand, berührt mich leise,
Ich fühle seine Näh', sein Urbild seh' ich schweben:
Es kehrt beschämt der Geist zurück zum wahren Leben.

Im Winter 1821.

So leitete die religiöse Richtung des Jünglings denselben immer mehr zu der Wahrheit und Tiefe des Evangeliums hin. Sehen wir nun, wie diese Richtung sich eben darum als wahrhaft naturgemäß erweis't, des Jünglings Natur heiligt und veredelt, sein ganzes äußeres und inneres Leben durchdringt und tüchtig macht!

Wie das Leben erst in der Religion seine Wahrheit findet, so findet ja auch die Religion die ihrige erst in dem Christenglauben. Wie dort das Herz schon über sich, seine Armuth und Ohnmacht, hinausgeht, ein Höheres sucht und sich an den gefundenen, doch mehr oder weniger unbekannten Gott anschließt: so findet der berufene, durch den Vater zum Sohne gezogene Christ in Christo den wahrhaftigen Gott. In Ihm schaut er das aufgedeckte Angesicht des bis dahin geahnten, und in seiner Verborgenheit gesuchten Gottes, ergreift, bußfertig und gläubig, die Hand seines Erlösers, und kommt so durch den Sohn zu dem Vater, zu dem wahrhaftigen Gott, und so — zu sich selbst, zu seiner Wahrheit, Freiheit und Würde. Denn die Freiheit des Menschen ruht in dem Gehorsam gegen Gott, in dem Gehorsam, der in der Sünde aufgehoben, in der Annahme des Erlösers wieder erneuet wird; seine verlorne Wahrheit und Würde findet der

Mensch in seiner Bekehrung zu Christo, der ihn los und frei macht von allem Fremden, Gott- und Naturwidrigen; der die Scheidewand aufhebt zwischen dem Menschen und seinem Gott, und ihn so zu seiner Gottbildlichkeit erneuet. Darum, wie die Religion die Wahrheit des Lebens: so ist das Christenthum die Wahrheit der Religion.

Begleiten wir nun Sybel in die verschiedenen Kreise seines äußeren und inneren Lebens, und betrachten die Rückwirkung jenes religiösen Strebens auf diese Lebenskreise: so bieten sich uns in jener Hinsicht die Kreise der Schule, der Freunde und des häuslichen Lebens dar.

In der Schule fanden wir Sybel am Schlusse des vorigen Abschnitts noch in der 3ten Klasse des Gymnasiums. Gleichzeitig mit seiner Konfirmation wurde er nach Sekunda versetzt. „Zu meiner hohen Freude," schreibt er im Mai 1821, „habe ich die strenge Prüfung des Herrn Dir. Spilleke bestanden, und bin jetzt in allem in der 2ten Klasse. So hat sich mir wieder ein neuer Kreis meiner Thätigkeit eröffnet, Gott wird mir Fleiß und Ausdauer geben, ihn auszufüllen! Wir lernen Spilleke immer mehr kennen, es ist ein prächtiger, liebevoller Mann. Unsere Schule hat jetzt so zweckmäßige Einrichtungen, daß man sie kaum wieder erkennt."

So, als den Kreis seines ernsten Arbeitslebens, als den Boden, worin die von oben gefallene Saat seines Herzens zunächst wurzeln, sich sittlich bewähren mußte, betrachtete Sybel von jetzt an selbst die Schule, und ward so nicht weniger im Verhältnisse zu seinen Lehrern und Mitschülern, wie als Schüler an sich, ausgezeichnet.

Mit aller Anstrengung arbeitete er, die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse zu überwinden und tüchtig vorbereitet die Universität beziehen zu können. Oefteres, durch Monate hin anhaltendes, betäubendes Zahnweh, sein vorgerücktes Alter, noch mehr sein über dieses hinausstrebender Flug des Geistes, am meisten die Schwäche seines Gedächtnisses, sein beschränkteres Talent für sprachliche und mathematische Studien, erschwerten ihm dieses Ziel.

„Gestern mußte ich zu Schönfeld," schreibt er 22. Jan. 1821, „um mit ihm im Virgil zu arbeiten, als ich die Feder niederlegte, mich von Dir trennte. Was ich in ihm für Ersatz

bei Deiner Entfernung finde, kann ich Dir nicht sagen. Vor allem zieht mich sein tiefes, edles Gefühl für Frömmigkeit, Liebe und Vaterland zu ihm. Wir arbeiten fast täglich zusammen, und mahnen uns zum Fleiße, wie zur Tugend. Mit meinen Arbeiten bin ich jetzt zufrieden. Cicero's Reden werden mir nicht schwer und ihr Styl gefällt mir sehr, der Virgil dagegen spricht mich nicht sehr an, zumal da ich ihn mit Homer zugleich lese; übrigens wird er mir auch nicht schwer. Der Homer ist mein Liebling, zumal da Siebenhaar ihn erklärt. Diese und die Religionsstunden bei Spilleke sind mir die liebsten. Die Anabasis dagegen wird mir, sobald Reden übersetzt werden, schwerer, als die Iliade. Spilleke und Siebenhaar sind mir die liebsten, die ehrwürdigsten Lehrer. Nimmer nimmt die Liebe zu ihnen ab, nein täglich, in jeder Stunde bei ihnen, wird sie erhöht, und erst in dieser Klasse ist es mir recht möglich, in ihr inneres Wesen einzudringen." ....

3. Christmonds 1821.

„So lange ist es wirklich her, daß ich einmal Ruhe finde, zu Dir zu eilen. Schon seit drei Monaten habe ich täglich die heftigsten Zahnschmerzen. Das Ausziehen und alle von Oheim Schmidt angewandten Heilmittel bleiben ohne Wirkung, auch die Blutigel und das russische Bad. Heut Abend bin ich nach langer Zeit wieder frei von Schmerz, und so bist Du denn auch der erste Gegenstand meines Denkens und Sehnens. O, traurig ist es, daß der Leib so sehr auf den Geist wirkt! Ich bin daher durch den langen Schmerz nicht schlaff und träge, aber doch etwas mürrisch geworden, und das empfinde ich recht tief. Zeit gönne ich mir wenig, meine Zeit ist genau eingetheilt und keine Stunde lebe ich unbeschäftigt. — Eben unterbrach mich wieder der heftigste Zahnschmerz; ich kann Dir nicht beschreiben diese furchtbare Qual, diesen sinnverwirrenden Schmerz!" So auch noch späterhin.

16. Lenzmonds 1822.

„Dein guter Rath in Deinem letzten Briefe über das zweckmäßige Studiren ist eben der, welchen ich mir oft selbst gebe.

Doch immer muß ich mit Sch. klagen, daß wir ihn nicht ganz befolgen können. Wir sind mit Arbeiten, die wir machen müssen, über alle Begriffe überladen. Ich darf keine Arbeit ausfallen lassen, behalte so nur noch einige Zeit zum Selbstlesen des Livius, zu meinen Stunden bei Hohnhorst, bei Schmidt's, einer St. zur lateinischen Uebung mit Sch., und zu meinem wissenschaftlichen Verein, so daß zu besonderen Erholungen mir nichts übrig ist... Gestern war uns ein freier Nachmittag zu Theil geworden, die schönstrahlende Frühlingssonne hatte in Spilleke's Herz geschienen, und da sie die erste milde nach so vielen Regen- und Sturmschauern war, ließ er ihr zur Feier den Nachmittag frei. Dennoch arbeitete ich den ganzen Nachmittag bis 7 Uhr. Da kamen Buchholz und Sch., und Julius und ich gingen mit ihnen beim schönsten Sternenhimmel, bei der lautersten Luft nach dem Thiergarten. O, dort war es wunderschön! Die ernstesten und lieblichsten Gespräche entspannen sich, und oft machte ein Lied die dunklen Empfindungen des Herzens frei." ...

Dieser Anstrengungen ungeachtet, war es ihm aus den angeführten Gründen nicht möglich, in den eigentlichen Schulwissenschaften mehr, als genügende, Kenntnisse zu erwerben. Mit Begeisterung gab er sich den historischen Studien hin, es war ihm ein erhebender Gedanke, in das Alterthum einzudringen, und bei der innigen Liebe und Verehrung, mit der er sich seinen Lehrern hingab, bei der jugendlichen Frische, mit welcher diese ihren Gegenstand zu behandeln wußten, hat Sybel in dieser Hinsicht sich auch ohne Zweifel über den gewöhnlichen Standpunkt der Gymnasiasten erhoben. Dagegen widerstrebten die Gegenstände des mehr äußerlich, mit dem Verstande und dem Gedächtniß, anzueignenden Wissens zu sehr seiner Eigenthümlichkeit.

„Nun ist die schöne und traurige Stunde da," schreibt er am Tage seiner Abreise zur Universität, am 30. Herbstmonds 1824, „heute reise ich ab. Glücklich sind die Schulangelegenheiten überstanden, und da unter 10 Abgehenden nur einem Nr. 1 gefallen, ziehe ich natürlich mit Nr. 2 zur Universität. Mir ist das Bewußtsein der Freiheit so erhebend, ich kann's nicht sagen, und die traurigen Empfindungen, die der Abschied weckt, werden durch die herrliche

Aussicht in die Zukunft fast zurückgedrängt. So lebe Du denn wohl, geliebte Seele, lebe wohl, lebe wohl!"

In welchem innigen Verhältnisse Sybel in dieser Zeit zu mehren seiner Lehrer, vorzüglich zu Gaupp und dem Director Spilleke stand, ist schon aus dem Obigen, vorzüglich in dem eingangs gegebenen Abrisse seiner Selbstbiographie, zu ersehen. Noch bezeichnender aber ist für Sybel's tüchtige Gesinnung in dieser Zeit sein Verhältniß zu den Mitschülern, und der dadurch bewirkte Einfluß auf den Geist und die Richtung eines großen Theiles unter ihnen. „Ich lernte Sybel," schreibt ein damaliger Mitschüler, jetzt Pfarrer K. zu Dr., „im J. 1821 kennen, als wir beide das Fr.-W.-Gymnasium besuchten. Auf der Schule war er, besonders in Prima, ohne rücksichtlich der Kenntnisse zu den ersten zu gehören, durch den entschieden sittlichen Ernst, der ihn erfüllte, und durch die Lebendigkeit seines sittlich religiösen Strebens, der, welcher einem großen Theile seiner Mitschüler ein ähnliches Streben einzuflößen wußte, und so die Richtung und den Ton angab. Ich erinnere mich noch gern der Spaziergänge und Zusammenkünfte, die er unter den Schülern anregte, wobei er stets einer der Belebenden, zum höheren Streben Anregenden, war."

Man denke sich hiergegen den kalten, steifen Ton, in dem gewöhnlich die, durch ihr ersterworbenes Wissen aufgeblähten, Schüler der oberen Gymnasialklassen einhergehen, das eitle, thörichte Wesen, die geheimen und offenbaren Fleischeslüste, in denen so viele in Worten und Werken Entschädigung suchen für das, was sie Lieblosigkeit und Schülerdünkel zu entbehren zwingen; um die geistige Kraft recht zu würdigen, mit der Sybel die Schüler der ersten Klasse unter einander zu verbinden, sie ihren Lehrern näher zu stellen, und zu einem höheren Streben zu vereinen wußte!

Begleiten wir nun Sybel in den Kreis der Freunde, so sehen wir, wie derselbe unter seinen angestrengten Arbeiten recht wohl die Muße zu erringen wußte, der Freundschaft in engeren und weiteren Kreisen zu pflegen, und geistiges Leben in Vereinen und Verbrüderungen zu suchen und zu wecken.

In Ansehung des Verf. haben schon die obigen Mitthei-

lungen die Innigkeit und Frömmigkeit der Liebe bezeugt, mit der er an dem geschiedenen Freunde festhielt.

Nur einige Stellen seiner Briefe mögen noch den Charakter dieser seiner Freundschaft näher bezeichnen.

26. Wonnemonds 1821.

„In frohster Stimmung, so frei und frisch, kam ich heut nach Hause, fand Deine Briefe, und erbrach sie in freudigstem Entzücken. Ich las, immer höher wallte mein Blut, ich war ganz bei Dir, fühlte die Schläge Deines Herzens an meiner Brust. Du sprachst von Deiner Liebe zu mir, und große Freudenthränen füllten meine Augen. Sie waren Dir, sie waren unsrer Liebe geweiht! — O Bruder, achte mich aber nicht zu hoch, ich bitte Dich — Du thust es wahrlich. — Du hast noch nicht tief genug in das Innere mir geschaut, hast nicht die tobende Menge der Leidenschaften, nicht den immerwährenden Kampf gesehen. Theuerster, Du solltest es hören, wenn ich mich des Abends vor Gott prüfe, wie ich dann fast nie mit mir zufrieden bin, so oft mit zitternder Stimme sprechen muß: Vater, vergieb mir! Den Willen kann mir niemand knechten, doch die Gedanken knechten mich noch oft. Die bösen Gedanken — und die Seele ist noch nicht stark genug, sie augenblicklich zu verscheuchen! Wer pflanzte dem zarten, unschuldigen Kindlein den Keim des Bösen in die Brust, wer löste die völlige Gemeinschaft des Geistes und Leibes auf?" —

8. Herbstmonds 1821.

„So eben habe ich die letzten Zeilen Deiner Briefe beendet, und ihre Weihe ist in mein Herz übergegangen. Wie kamen mir diese Briefe so erwünscht, welche Ahndung habe ich schon, ehe sie hier ankamen, gehabt. Wenn ich des Mittags heimging von der Schule, war es mir so warm im Busen, es zog mich so nach Haus, als wenn ich Dich, oder doch den Ausfluß Deiner innersten Empfindungen dort finden sollte. Wie war heut' vor einem Jahre Dein Geist für mich beschäftigt, um mir am Tage meiner Geburt die mahnenden Worte der Liebe, der innigsten Freundschaft, darzubringen. Wie hat es dort Dein Mund

ausgesprochen, was das Innerste durchglühte! Solche Worte sind täglich mit derselben Kraft begabt, geben täglich dieselbe Weihe, als an dem Tage, zu dem sie bestimmt waren."

12. Hornung 1822.

„In meinem letzten Briefe hab' ich Dir die Gründe auseinandergesetzt, die Dich bewegen könnten, in T. zu bleiben. Der Himmel mag Dir dann den Sommer recht freudig glänzen, die Wissenschaft möge Dich recht innig an ihren Busen drücken! Wie will ich mich im Sommer gegen die Eindrücke der bösen Zeit stärken und kräftigen, wie will ich immer inniger und freudiger mich mit der Tugend verbinden, damit Du einem frommen und starken Arnold in die Augen schau'st."

16. Heumonds 1822.

„Gestern Abend, liebe Seele, als ich zur Ruhe ging, befiel mich plötzlich eine große Bangigkeit Deinetwegen, die immer wuchs, und mich sehr bekümmerte, denn es war mir, als müssest Du sehr, sehr krank sein.*) Und als mir das so ganz lebhaft vor Augen schwebte, betete ich innig für Dich zum Vater, und ich ward bald ruhiger, und entschlief in seliger Hoffnung. O, wie liebe ich Dich so innig."

10. Wintermonds 1822.

„Heut' Abend, als ich bei Schmidt's Unterricht gab, war A. Baur hier gewesen; als ich nach Hause kam, war er schon heimgegangen. Das betrübte mich, und da ich den lieben Albert so lange nicht gesehen, ergriff mich ein heftiges Sehnen, dem ich kaum widerstehen konnte. Ich glaubte immer, er müßte das merken, und noch einmal kommen, doch ist er nicht erschienen. Da will ich denn mein Sehnen gegen Dich ausströmen ..."

Schon die obige Stelle zeigt, wie Sybel mit vollem Herzen auch die andern Freunde umfaßte. In den engeren Kreis

*) Der Verfasser lag an jenem Abend auf einer Reise durch den Schwarzwald an einem heftigen Schmerze leidend und des fernen Freundes gedenkend, auf dem Lager. Am folgenden Morgen konnte ich die Reise fortsetzen.

derselben traten jetzt zu den älteren Freunden Baur, Hohnhorst, Bernau, noch vorzüglich v. Schönfeld und Buchholz ein, die er, an Jahren ihnen noch näher stehend, mit innigster Liebe umschlang.

Mit den jüngeren unter ihnen stiftete er einen Verein zu gegenseitiger, wissenschaftlicher und sittlicher Anregung. „Zuerst," meldete er hierüber, „setzte ich fest, daß kein Studierender, noch überhaupt solche, die schon über unsrem Kreise der Ideen lebten, zu dem Verein gezogen würden, damit wir nicht aus unserm Kreise hinausgeführt, sondern in unsrer Eigenthümlichkeit erhalten würden. Ich habe die Versammlungen damit eröffnet, daß ich mir unter den von Dir gesandten Aufgaben gewählt: Ueber Gesinnung und Wissenschaft, besonders im Leben des Jünglings."

Wie wenig es freilich bei einmal so angeregten Gemüthern gelingen mogte, in ihren Besprechungen sich in den mittleren Regionen fest zu halten, zeigt schon die Angabe, daß noch in der ersten Zusammenkunft folgende Fragen sich ihnen aufdrängten und besprochen wurden: „Ob der böse Mensch, der sich der Lust hingiebt, seine Seele vernichte? Wie kommt das Böse in den Menschen; ist er von Natur rein? Hat der Mensch einen Willen, das Böse zu thun?"

Einige Monate später, 2. Hornung 1822, wiederholt er: „Es ist gar nicht der Zweck dieser Vereinigung, schneller als die Zeit es will, in die Philosophie einzudringen; es ist uns nur daran gelegen, unsere Gesinnung zu veredeln, den Geist zu schärfen, und uns geistig fest zu vereinigen. Wahrlich, es thun jetzt kleine, innige Verbindungen noth, theils um sich selbst durch jene zu binden, sich selbst treu zu bleiben, theils um der Tugend und dem Vaterlande doch einige Treue zu erhalten. Man wird ja vom Strome fortgerissen, wenn man jetzt allein seiner Kraft vertraut — wir müssen uns treue Brüder werden, und fester und inniger uns verketten."

Am Abend desselben Tages.

„Eben sind meine Lieben heimgegangen. B. hat uns einen herrlichen Aufsatz vorgelesen über die Nothwendigkeit, daß auf

Schulen die deutsche Literatur betrieben werde. Die mündliche Rede führte uns dann auf die jetzige Schuleinrichtung .... Ja, so Gott will, für Schule und Erziehung muß ich einst etwas wirken, muß die Wehen des Volks lindern, die von ihrer Vernachlässigung ausgehen. Das will ich. Ein gleich schöner Aufsatz von Wackernagel über deutsche Sprache und Kunst hob uns vor 14 Tagen, und begeisterte uns für Kunst und Vaterlandsliebe."

16. Brachmonds 1822.

... „Buchholz hatte uns eine schöne, wirklich schöne Stelle aus dem Ofterdingen gelesen, und wir waren tief bewegt. Wir kamen auf alte und neue Kunst. Raphael malte vor uns seine Maria. Und wie konnte dieser Künstler hier die höchste Keuschheit und Reinheit darstellen, wie konnte sie aus der tiefsten Auffassung seiner Seele hervorgehen, da er dort sich der Sinnenlust, der scheuslichsten, hingab? Wie konnten Schlegel's so Hohes erfassen, und so niedrig in Koth und Unflath dahinwelken? Das machte unsre Gemüther traurig. Und ganz ergriffen sprach Buchholz: Brüder, wir leben in einer traurigen Zeit; es lebt ein entartetes Geschlecht, wir sind dessen Kinder, auch in uns regt sich noch der böse Feind, die Sinnlichkeit. O, ich bitte euch, lasset uns ringen, lasset uns kämpfen! Er ist schwer, der Kampf, doch Einer hilft siegen. Ja ich will, ich darf nicht und nimmer unterliegen. Lieber ja sterben, als je der Sinnlichkeit nur einen Augenblick fröhnen! Da schwieg er, und wir alle schwiegen lange, lange mit. Dann las ich noch ein Abendgebet von Arndt, wir gingen, und ich begleitete noch B., denn ich konnte nicht von ihm lassen. — Doch was uns beide da noch erfüllt, welche glühende Flammen unsre Brust erwärmten, die uns täglich an die heiligen Gelübde mahnen werden: das kann der Brief nicht, das kann nur das lebendige Wort Dir sagen. Wir waren wieder so erfüllt, daß wir lange, lange schwiegen. Als wir schieden, drückten wir uns innig an die Herzen; treu sein, war unser Abschiedswort." —

Aehnliche Mittheilungen finden sich in Beziehung auf das

nähere Verhältniß zu v. Schönfeld. Mit dem rührendsten Ernste ermahnten sich diese Freunde, und wachten über einander, daß das Unedle und Niedrige keinen Zugang zu ihnen fände. Nur eine Stelle bezeichne noch den Gegensatz, in welchem diese Bestrebungen mit den, ach so gewöhnlichen! des Schülers stehen.

15. Ostermonds 1822.

Mir war heut' so innig, so innerlich. Gestern strebte die Kraft, sich auszulassen, da hätt' ich gegen den Türken das Schwert mit Muth schwingen können, heut' war es ein tiefes Sehnen, das mich durchwehte. Ein köstlicher Frühlingstag; ich holte Schönfeld ab, mit ihm nach dem Thiergarten zu gehen. Die Erde zog schon ihr dunkles Gewand an, mit dem vielen, schönen Goldwerk, den leuchtenden Sternen; der schwarze Schleier kleidet ihr so wohl. — Morgen wird Sch. eingesegnet, bald ist es jährig, daß ich den Segen empfing. Ich hatte Dir neulich über Sch. etwas geschrieben, daß er gefehlt. Du hast das zu hart aufgefaßt, als wäre er abgefallen von der heiligen Bahn. O nein, dazu ist diese Seele zu hoch; der Zeitgeist hatte ihn nur ein wenig angegriffen, der leere Klassengeist der Schule — und das läßt sich wieder ausgleichen." (Doch hatte ihn ein unkindliches Wesen, was er an dem Freunde bemerkt, tief bewegt; er hatte nicht eher sich beruhigt, als bis er zur geeigneten Stunde sein Herz ausgeschüttet, sich mit ihm wieder zu dem vorgesteckten Ziel erhoben.)

Schon um diese Zeit suchte Sybel, bei dem Ernst und der Innigkeit seiner Gefühle der Freundschaft, denselben an besonders festlichen Tagen auch besonderen Ausdruck und Zeichen zu geben. Später erlangte er in dieser Hinsicht eine Art von Meisterschaft; nicht leicht entging, bei der großen Zahl seiner Freunde, ein nahender Geburtstag der ernst und tief bewegten Woge seines theilnehmenden Gefühles, mit dessen Ausdruck er oft an demselben Tage mehr, als einen Freund erfreute. Nach dem Vorigen dürfen wir in Zeugnissen dieser Art auch innige Wahrheit voraussetzen. Hier zu dem obengegebenen noch ein solches von demselben Jahre.

Zum Wiegenfeste des Freundes.

Das Herze sann, es bildlich auszudrücken,
Was in dem Busen mächtig sich bewegt,
Und himmelan gleich Feuerflammen schlägt;
Zu malen reiner Liebe süß Entzücken.

Und aufwärts schaut' ich, Sehnsucht in den Blicken,
Hin, wo sich droben Stern bei Sterne regt,
Ob dort vielleicht ein Bild sich ausgeprägt,
Das gliche diesem heiligen Entzücken;

Ich tauchte mit den Augen in die Sonne,
Durchschweifte Berg und Thal in der Natur —
Doch fand ich solchen Bildes keine Spur;

So ward mir klar, die Brust des Menschen nur
Sei reiner Liebe Wehen ein'ge Flur:
Der Mensch allein empfind' der Liebe Wonne.

28. Herbstmonds 1821.

Wie seine Liebe und Innigkeit in dem engeren Kreise der Freunde, so zeigte sich seine Kraft und Beharrlichkeit in dem weiteren Kreise der turnerischen und vaterländischen Verbrüderung. Obwohl das öffentliche Bestehen der Turnplätze und die geordneten Zusammenkünfte der Jugend auf denselben leider bald nach der Sand'schen That ihr Ende finden gemußt: so erhielt sich doch hie und da ein Stamm des alten jugendkräftigen Baumes, der noch immer neue Schößlinge trieb, und von der nur gehemmten Lebenskraft Zeugniß gab. Ja, je kleiner die Zahl derjenigen wurde, die unter „viel vaterländischer Lust und Schmerzen" treu zusammen hielt, je tiefer begründete sich unter ihnen das, was als der Kern jener vaterländischen Gesinnung gelten konnte, je inniger schlossen sich diese nun an einander an.

Namentlich war dieß in Berlin der Fall. Anfangs versammelten sich diese Reste des turnerischen Vereins in der Nähe der geliebten Stätte, wo sie so lange ihre jugendliche Lust und

Kraft entfaltet. Da sahe man lange Wehmuth und bittren Schmerz mit den Regungen alter Lust und festen Vertrauens kämpfen, obwohl die mit weittönenden Gesängen auch jetzt abwechselnden rüstigen Spiele und Uebungen dem fernen Beobachter mehr dieses, als jenes verriethen.

Später zog man es vor, diese Zusammenkünfte mit weiten Wanderungen zu verbinden. Man wählte daher hierzu am liebsten die Sonntage, wo nicht selten ihrer Viele nach der kirchlichen Versammlung bei Schleiermacher, der sich die meisten anschlossen, ihre Wanderung antraten. Außerdem wählte man gern die Gedenktage der vaterländischen Großthaten, oder die Todestage einzler Helden, als Hofer's, Schill's, Scharnhorst's, deren Geschichten dann jederzeit mit neuer Bewegung von einem erzählt, von allen gehört wurden.

Sonst begnügte man sich auf diesen sogenannten Fahrten, die Erinnrung des Alten frisch zu erhalten, dabei die eigne jugendliche Kraft und Munterkeit zu wecken, ohne daß sich hier eine durchgehend sittliche, oder gar religiöse Richtung geltend gemacht hätte.*) Noch weniger aber nahmen sie einen staatsgefährlichen Charakter an. Man schalt auf die Polizei, als auf die Störer eines Strebens, welches in diesem Kreise kaum anders

---

*) Wie tief dessen ungeachtet die sittliche Wirkung dieser jugendlichen Vereine gehen konnte, mag folgende Thatsache bezeugen. Während Verfasser im Jahre 1822 die neu geordneten turnerischen Uebungen in Tübingen leitete, bestand ein gleicher Kreis auch zu Stuttgard. Hier hatte ein hoher Staatsbeamter einen ungerathnen Sohn, der, von verschiedenen Bildungsanstalten ausgestoßen, nirgend mehr Aufnahme finden konnte. In tiefem Schmerz wendete sich der Vater jetzt an den Turnwart, mit der Bitte, seinen Sohn zu dem Turnplatz zuzulassen, durch dessen sittlichen Einfluß er noch allein Besserung hoffen könne. Nach angestellter Berathung mit den Turnenden und mannichfachem Bedenken und Widerspruch, nahm man ihn mit der Bedingung auf, bis zu seiner erfolgten Besserung des brüderlichen „Du" zu entbehren, und bis dahin von allen „Sie" angeredet zu werden. Dieser herben Bedingung unterwarf sich, seinen Stolz bezwingend, der vornehme Jüngling, und — besserte sich bald! — —

als unschuldig erscheinen konnte; damit aber hatte es sein Bewenden. Ein zu unbesonnenes Wort fand keinen Anklang.

Vor allem war nun Sybel, obwohl noch lange der jüngeren einer, darauf bedacht, diese Reste des turnerischen Lebens zusammen zu halten, nächst jugendlicher Rüstigkeit und Kraft auch die höheren vaterländischen Beziehungen darin geltend zu machen. Seine Briefe aus den ersten Jahren dieses Abschnittes sind daher voll von Mittheilungen über diese wöchentlichen Wanderungen und Spiele, diese Feier der vaterländischen Gedächtnißtage. Es gehörte zu seinen größten Freuden, wenn er einen sonst gewonnenen Freund auch diesen, jetzt durch nichts, als durch die gleiche Gesinnung bestehenden, weiteren Verbrüderungen befreunden konnte, oder wenn er sonst einen neu gewonnenen, wackeren Jüngling in diesen Kreis eintreten sah. Wie dann sein Herz lauter schlug, seine Lebenskräfte sich zu erweitern schienen, so fühlte er einen Theil seines Herzens bei dem Abfall eines andern sich entrissen, auf dessen treue, auch in dieser Hinsicht feste, Gesinnung er gerechnet hatte. „Dein Brief an F. fand diesen nicht mehr," schreibt er in diesem Sinne von einem, dem Anschein nach von dem Ernst des sittlichen Strebens abgefallnen Freunde, während derselbe in politischer Beziehung eine vielleicht eben so tadelnswerthe Richtung nahm, „F. wird durch Tübingen kommen. Dann schau' ihm tüchtig in die Augen, ob er klar und frei blickt, ich mögt's wohl wissen. Bruder — ja ich bin sehr betrübt, wenn ich an F. denke, habe eine ganze Nacht nicht schlafen können, weil der Gedanke an ihn, wie er war, und wie er jetzt wohl sein mögte, mich quälte." Als er sich von seinem sittlichen Fall überzeugte, konnte er ihn darum noch nicht aus seinem Herzen lassen.

Indem Sybel so diesen Ernst der Gesinnung auf den Kreis wieder übertrug, welchem er selbst die erste Anregung hierzu verdankte: warum hätte er nicht so treu und fest an demselben halten sollen? Indeß bleibt es bewundernswerth, wie er bei der Lebendigkeit, mit der er auch jetzt noch jene vaterländischen Beziehungen verfolgte, der Aufgabe, die er als Schüler zu lösen hatte, mit solchem Eifer obliegen konnte. Aber, indem er sein bewegtes Gemüth zu den großen Gestalten der Vergangenheit

erhob, war es, als ob er ihren Heldenmuth sich nur zur Treue in dem Berufe ermuntern ließ, der ihm für jetzt angewiesen war.*)

Mit großem Entzücken begrüßte er das Morgenroth, welches damals der griechischen Freiheit dämmerte; doch wohl noch nicht ahnend, welchen Wehen die Neugeburt eines, durch eigne mehr, als durch fremde Schuld, so tief gesunknen Volkes unterliegt. „Hörst Du," ruft er am 12. Christmonds aus, „wie's im Osten siegerschallend tönt? Leonidas, die Thermopylen erheben sich! O, diese Zeit soll die versandeten, vertrockneten Seelen wieder rütteln; denn es ist eine arge Zeit. Wie doch in jeder freien Brust der Freiheit Stimme tönt! Wir haben's lange nicht erlebt, ist wenigstens schon seit 1815 vergessen, daß eine heil'ge Schaar von Jünglingen für's Vaterland keinen Tod scheut, keinen Schritt dem Feinde abtrit. Ja, es sieht noch immer spack in den Gemüthern aus, doch aber hat die Sache der Griechen wieder einige Frische erregt. Man sieht wenigstens wieder für etwas Augen glänzen, Herzen für etwas schlagen. Gott wird's wohl machen, mit allen Völkern, mit jedem Einzlen!" —

Folgen wir nun zuletzt Sybel auch in den häuslichen Kreis seines Lebens, so war dieser inzwischen durch die Aufnahme eines Gliedes der Familie vermehrt worden. Hierdurch stiegen die bereits oben geschilderten Leiden um vieles höher. Nur die fromme, ernste Entschiedenheit der Mutter hätte dem unkindlichen Frevel wehren mögen, mit welchem der neue Ankömmling

---

*) Nicht leicht mogte eine Woche hingehen, ohne daß eine große geschichtliche Erinnrung dem Herzen Sybel's ein Fest bereitete. So eröffnet er die Mittheilung vom 24. Brachmonds 1822 mit den Worten: „Heil. Johannistag. Der deutschen Treue Feiertag, wo Friedrich v. Oesterreich sich Ludwig dem Baier wieder zur Haft stellte." Darauf am 25. Brachmonds: „Heut' erfüllt mich ein altes Lied aus dem 14ten Jahrh., vom alten Hildebrand, ein herrliches Lied. Ueberhaupt schwebt mir heut' der einfache und tiefe deutsche Geist so klar vor der Seele." Und am 28. Brachm. schließt er: „Heut' ist des hohen Scharnhorst Sterbetag. „„Zu den hohen Bergesforsten, wo die freien Adler horsten, hat sich früh sein Blick gewandt."" Wie viele erhebende, bildende Freuden böten sich doch in dieser Weise der Jugend und ihren Erziehern dar! Laß' uns nach Klarheit ringen!"

damals die mütterliche Schwachheit versuchte. Nicht genug, die sich selbst preis gebende Autorität der schwachen Mutter in den Staub zu treten, scheute er sich auch nicht, was ihr noch heilig galt, aber ihre Schwachheit nicht zu schützen wußte, schonungslos anzutasten.

Hierdurch wurde Sybel in die heißesten Gemüthskämpfe verwickelt. Auf der einen Seite empörte sich sein Gefühl, selbst in dem mütterlichen Hause das Heilige gekränkt zu sehen; nach einem Vorfalle bekam er aus heftiger Gemüthsbewegung Zittern in den Gliedern. Auf der anderen Seit' erkannte er, mit der rührendsten Liebe zu Mutter und Geschwistern erfüllt, wie nur die gränzenlose Schwachheit der Mutter jenen frevelhaften Aeußerungen des Muthwillens Raum gab. Hierzu kam noch die Sorge für seine Schwester, deren ruhige Entwicklung er unter diesen Umständen gefährdet sahe. Bald schien es ihm daher durch die äußerste Nothwendigkeit geboten, daß die Mutter die häusliche Einrichtung verändere, und sein gepreßtes Herz wollte sich ganz gegen den verschließen, welcher zunächst den Frieden des Hauses störte, und jede mütterliche und brüderliche Ermahnung noch lange zurückwies. Bald aber sprach die Liebe wieder ein, und nährte die Hoffnung *), das in dem Verirreten nie verkannte Gute werde von der Uebermacht des Bösen wieder frei werden, welches damals wie ein böser Dämon ihn beherrschte; die Mutter werde durch die Folgen ihrer Mißgriffe weiser werden, oder auch seine treuen Bemühungen würden zuletzt nicht fruchtlos bleiben.

Aber wie sehr diese Zustände auf dem Herzen des Jünglings lasteten; wie oft die mit stets erneutem Eifer gemachten Versuche, der Haltlosigkeit der Mutter Festigkeit zu geben, fehlschlagen, ihn demüthigen, ja seinen Glauben versuchen mogten: „denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen" — dieses Wort der Wahrheit mußte sich auch ihm bezeugen, dessen Herz der HErr gefunden hatte. Diese Leiden

*) Wie diese Hoffnung nicht zu Schanden geworden, und die Frucht der Saat dieser Liebe nicht ausgeblieben, mögte hier gern näher angedeutet werden, wenn es hier auf etwas anderes ankäme, als darauf, etwas der Vergangenheit Angehöriges, und das Wirken Sybel's in dieser Vergangenheit, darzulegen.

führten ihn immer mehr auf den Weg der Wahrheit und des Lebens hin. An dem Horizonte seines, mit den Idealen einer frommen Phantasie reichgeschmückten, Himmels trat ihm immer deutlicher das Kreuz des Erlösers hervor, und gern nahm er aus der Hand des Dornengekrönten, was sein Herz ersehnte, was der Himmel seiner Ideale nicht gewähren konnte, was allein in Seiner Hand zu finden war.

Folgende, auf einem einzlen Blättchen sich findende Stelle mag dem Leser hiervon weitres Zeugniß geben.

„Wer an Ihn glaubt, wird selig.
Dieß Wort steht ewig fest!
Die Freuden sind unzählig,
Die es mich hoffen läßt."

„Ach wie mögt' ich allen geben, was mich so tief durchdringt; das Sehnen nach dem Reiche Christi, nach seiner heiligen Gemeinschaft! Mit einem festen Liebesbande fühle ich mich ja an alle meine Brüder geknüpft, und ach! darum macht es mich so unglücklich, wenn ich noch so viele fern sehe von dem Heile, nach dem ich mich doch mit ganzer Seele strecke. Mir ist es immer, als halten mich die mit zurück; darum will ich sie alle heiß umschlingen und mit mir nehmen. O Jesu, gieb mir Deine Kraft dazu, das flehe ich in Demuth."

A. Sybel, der ein dringendes Verlangen fühlt, das seiner Mutter zu verkünden, was in seinem Busen lebt, damit sie ihn nimmer verkenne, und nichts Unedles in seiner Seele suche. *)

So tiefen Eindruck indeß diese häuslichen Leiden auf Sybel's Gemüth machten, so darf man sich doch das Bild seines Lebens in dieser Zeit nichts weniger, als trübe und niedergedrückt denken. Vielmehr war ihm ein reiches Maß jugendlicher Munterkeit eigen, und der heiterste Frohsinn war und blieb die Grundstimmung seiner Seele, die durch so traurige Veranlassungen nur unterbrochen wurde, wo dann der Schmerz und

*) Vergl. oben das Gedicht: „Ich bin ein Sünder."

die Erschütterung seines Herzens freilich oft um so größer war. Bald aber raffte er sich immer wieder auf; die leiseste Hoffnung, die tausendmal wiedergekehrten Leiden endlich glücklicher zu besiegen, zerstreute die um seine Seele gelagerten Schatten, und nun folgte er wieder dem Fluge seines Geistes, der ihn frisch, froh und frei durch die Wogen des Lebens wallen ließ, über die Sorgen desselben ihn noch lange hinaushob. Ja indem so sein Jugendleben sich zwischen Lust und Schmerzen wiegte, hätte man nach flüchtiger Beobachtung eher auf tadelnswerthen Leichtsinn schließen mögen, wenn man den harmlosen Frohsinn so bald wieder an die Stelle des Kummers treten sahe.

Gewiß darf man nach dem Obigen auch schließen, daß die religiöse Stellung seines Herzens ihm es erleichterte, sein Gemüth über den Stürmen des häuslichen Lebens zu sammeln und zu befestigen, und ohne allen Zweifel waren seine Mutter, seine Geschwister, der Friede des Hauses, und vor allem sein eignes Verhalten in dieser Hinsicht, die dringendsten Gegenstände seines kindlichen Gebetes; er war sich so wohl bewußt, wie er zu jenen Stürmen in jugendlicher Uebereilung oft die Veranlassung gab, zuweilen sie auch selbst verursachte.

Indeß trat auch diese religiöse Richtung, am wenigsten der eigenthümlich christliche Charakter derselben, noch keineswegs so bestimmt hervor, daß die flüchtige Beobachtung dessen inne geworden sein mögte. Offenbar war die Lebensrichtung Sybel's in dieser Zeit eine durchaus geistige zu nennen. Diese, seiner reichen Gemüthsanlage entsprechende, Richtung war durch die vaterländische Bewegung geweckt, durch die turnerischen Bestrebungen genährt und weiter entwickelt, durch die Freundschaft und die Freunde veredelt und höher gerichtet worden. Die schon in jener Richtung liegende religiöse Beziehung war allmälig immer mehr hervorgetreten, und diese wiederum hatte auch, in der angegebenen Weise, sich dem Evangelium kindlich hingegeben, und darin mehr und mehr ihre Wahrheit gefunden. Doch so treu, redlich und wahr, so kindlich hingebend Sybel, wie in seinem ganzen Streben, so auch in dessen religiösen Beziehungen in dieser Zeit erscheint, so erkennt man doch in dieser Hinsicht noch viel mehr die natürliche

Herzensfrömmigkeit, die unter dem Einflusse der vorbereitenden Gnade sich allmälig dem Evangelium zuwendet, als das Zeugniß der Wiedergeburt. Es ist mehr noch die von unten nach oben strebende, ihre Verklärung mit allen Kräften eines frommen Gemüthes suchende, Natur, als die schon von oben hernieder gekommene, seinem Herzen eingeborne Gnade, die wir in ihm wirken sehen. Daher der gar idealische Schwung, der oft mehr Zeugniß seiner hochstrebenden Natur giebt, deren Reflex der Himmel seiner Ideale war; daher die Vermischung mit mancherlei Fremdartigem, wodurch wir, noch über diesen Abschnitt hinaus, oft die Durchbildung des christlichen Elementes in ihm gehemmt sehen werden.

„Sybel war mir," sagt einer der obengenannten Freunde in seinem mir gütigst mitgetheilten Beitrage zu dieser Darstellung, der in obiger Hinsicht wohl nicht zu streng urtheilen würde, „wegen seiner Offenheit, Herzlichkeit und Jugendfrische theuer." Auf den sonntäglichen Turnfahrten 1820 und 21 lernten wir uns kennen, und hatten uns bald herzlich lieb. Was uns damals besonders vereinigte, war die Begeisterung für die Ideen, welche das Turnwesen angeregt, und für die es der Träger geworden war. Doch fehlte das religiöse Element nicht. Ich erinnere mich, einst noch als Schüler mit S. nach der Parochialkirche zum Heil. Abendmahl gegangen zu sein, wobei wir beiderseit auf's innigste bewegt waren, und wenigstens eine lebendige Ahnung der Nähe der hülfreichen Gnade, so wie ein lebendiges Gefühl unsrer Sünde hatten. Unser ziemlich regelmäßiger Besuch der Predigten Schleiermacher's trug das Seinige dazu bei, dieß innere Leben des neuen Menschen, wenn auch nicht zu kräftiger Durchbildung zu bringen, doch rege zu erhalten. Später kam es zu jener Vereinigung von Altersgenossen und Gleichgesinnten, über welche Du Näheres zu wissen wünschest, der ich jedoch keine Bedeutung beilegen kann. .... Ich entsinne mich noch, daß die welke Blüte in de Wette's Weihe des Zweiflers uns vorzüglich anzog, und unsrer ästhetischen Begeisterung für das Christenthum zusagte und dieselbe erhob. Ach, wie weit waren wir doch noch von dem Borne des Heils entfernt, zu welchem der gute Hirt uns leitet! Doch

er war uns nahe, und ließ uns nicht aus seiner gnadenreichen und allmächtigen Hand, bis wir uns zu ihm fanden."

Hierauf schildert der Freund die gemeinsame Freude an Natur und Poesie, welche ihn mit Sybel verband, und schließt dann: „Daß einem solchen Gemüthe auch die Empfänglichkeit für das Evangelium nicht fehlte, ist leicht zu ermessen, aber zunächst ward uns dasselbe durch die Poesie vermittelt, es durchdrang noch nicht Seele und Geist, Mark und Bein. Der HErr sei gelobt, der uns zu sich geführt, und uns in ihm den besten Freund im Himmel und auf Erden hat finden lassen, der nimmer wanket und nimmer verkennt, vergißt noch versäumt. Gewiß, Ihn ahnte, ihn suchte unser verklärter Freund in allen irdischen Freunden, denen er sich so liebevoll anschloß, und wohl ihm, daß er, als er ihn fand, sich ihm hingab mit ganzem Herzen!"

Sehr möglich jedoch, daß diesem lieben Freunde einiges entging, was bei der durchaus praktischen Richtung des Verewigten schon damals eine tiefere Wurzel in seinem, von der Gnade berührten, Herzen hatte, nur daß sie später erst zur freien und vollen Entwicklung kommen konnte.

Begleiten wir Sybel noch einen Augenblick in die weiteren Kreise des geselligen Lebens, so waren es vorzüglich die ihm nahe verwandten Familien Wilmsen und Schmidt, denen er sich näher anschloß. Auch der kirchlichen und häuslichen Ansprache seines von ihm hochverehrten Vormundes und Oheims, des Pfarrer und Professor Pischon, verdankte er viel, ohne jedoch sich des Antheils an dem Familienleben desselben in gleichem Maße zu erfreuen.

Vor Allem war es die Familie seines Oheim Schmidt, in deren Schooße er für mannichfache Entbehrungen im häuslichen Kreise Entschädigung fand. Fand sein begeisterungsvolles Herz in der vaterländischen, freisinnig-kräftigen Gesinnung seines Oheims den vollsten Anklang, so verehrte er in seiner Base die edle, deutsche Weiblichkeit. Von beiden mit der Liebe eines Vaters, einer Mutter umfaßt, in seinen Vorzügen anerkannt, in seinen Schwächen getragen, war er ihnen mit unbegränzter Liebe und Verehrung ergeben. „Während Mutter nicht in B. ist," schreibt

er 22. Sept. 1821, „esse ich täglich bei Schmidt's, so habe ich Gelegenheit, diese Familie in allen ihren Reizen kennen zu lernen, und recht in ihr Wesen einzudringen. Täglich muß man Oheim Schmidt höher achten, inniger lieben." 5. Juni 1822. „So kann ich denn in rechter Wonne die letzten Worte Dir bringen. Eben komme ich von Schmidt's. Die Tante war krank, da strömten wir beide uns aus, über die Mängel der Zeit, die Niedrigkeit des Volkes in den untern Ständen, und unsre Brust schwoll in heißem Sehnen nach der bessern Zeit."

Noch inniger, bedeutsamer und vielseitiger wurde Sybel's Verhältniß zu dieser theuern Familie dadurch, daß er seit dem Frühjahr 1821 die Töchter des Hauses, zugleich mit seiner Schwester Malwina, in einigen Gegenständen unterrichtete.

Besonders war es Maria Schmidt, auf deren Leben er hierdurch den tiefsten Einfluß gewann. Indem er die empfängliche Seele des 12jährigen Mädchens mit brüderlicher Innigkeit umfaßte, bot sie ihm so die erwünschteste Gelegenheit, alles, was Großes und Gutes in der eignen Seele aufkeimte, frisch und lebendig der ihrigen hinzugeben, und so den Genuß der Geburt des Schönsten gleichsam zu wiederholen.

Späterhin schlossen sich noch einige verwandte Freundinnen diesem Kreise an, deren Seelen Sybel bald auch mit großer Innigkeit umschloß, und sie in sein eignes geistiges Leben verflocht; wenn gleich Maria sich seinem Einflusse wohl immer am meisten hingab, von ihm am tiefsten in sein Herz geschlossen wurde.

Ueberhaupt war der verwandtschaftliche Kreis derjenige, in welchem der rege Geist Sybel's mindestens ebenso eine Stätte der eignen Wirksamkeit und Mittheilung suchte, als er in demselben die Ergänzung seiner Bildung fand. Fand er keineswegs überall völlig freien Eingang mit seinen, der Läuterung und Sichtung ja ohnehin noch so sehr bedürftigen, Ideen, fand er selbst bei manchen Verwandten eine fast grade entgegengesetzte Richtung, so kämpfte er sich doch größtentheils geschickt und wacker durch. Dagegen wurde sein Einfluß auf die jüngeren Glieder der Verwandtschaft wirklich bedeutend. Ein andrer der oben genannten Freunde, welcher späterhin eine geliebte Schülerin aus diesem

Kreise zur Gattin wählte, sagt hierüber: „Eigenthümlich war sein Verhältniß zur Verwandtschaft. Sein Geist wollte sich mittheilen, er war von Einfluß auf die weiblichen jüngeren Verwandten, die er mit seiner jüngeren Schwester unterrichtete. Seine Begeisterung für geschichtliche Größen, für Dichtkunst, für Christenthum, wußte er auch ihnen mitzutheilen; diese seine Verwandte sind sich bewußt, durch ihn für alles Schöne, Wahre und Gute beseelt und erhoben, für ein höheres Seelenleben durch ihn geweckt zu sein."

Recht bezeichnend für den Bildungsstand Sybel's in dieser Zeit, für den Sinn, in welchem er jenen Unterricht gab, für die Liebe, mit welcher er seine Gegenstände, ja den Einen Gegenstand in ihnen, und die seinem Worte hingegebnen Freundinnen umfaßte, ist der folgende, gegen das Ende dieses Abschnittes verfaßte Brief, den ich daher in seiner ganzen Ausdehnung mittheile.

Lieben Freundinnen!

„Als ich mit Euch zur Betrachtung des Geistes, der vom Anfange an in der Geschichte der Menschheit gewaltet hat, schritt, da sprach ich mich über die Idee aus, die ich bei derselben zu verfolgen gedachte, und es war, wenn wir das Ganze zusammenfassen, keine andre, als die: durch die Anschauung der einzelen Erscheinungen in der Geschichte die unendliche Liebe Gottes zur Menschheit, am verklärtesten sich darstellend in dem Erscheinen des Sohnes Gottes unter den Menschen, zu erkennen, und durch diese erhabne Erkenntniß unsre Herzen in der Liebe zu Gott, zu Christus und zur Menschheit zu befestigen. Wir haben diese Betrachtung noch nicht vollendet, aber es mag uns, wenn wir mitten auf unserer schönen Bahn innehalten mußten, der Gedanke beruhigen, daß sie ja an sich unendlich und nie zu vollenden ist. Doch auch von dem unvollendeten Wege mögen wir uns Rechenschaft ablegen, und uns fragen, ob wir auf demselben den Forderungen jener Idee, deren Mittelpunkt die Liebe war, entsprechen. Die Frage ist, da ich unser Werk ja immer als ein gemeinsames betrachtet habe und betrachtet wissen wollte, nicht allein an mich, sondern auch an Euch gerichtet; aber ich will sie für Euch und für mich beantworten. Von mir selbst muß ich sagen, daß ich

mich mit der innigsten Liebe meines Herzens dem Werke hingegeben, daß ich Gott stets gebeten habe, meine Liebe zu segnen, und daß ich diesen Segen darin empfunden habe, daß mir die Flamme der Liebe in der Brust stets genährt und zu glühenderm Feuer angefacht ward. Die Liebe aber treibet alle Furcht aus, und so bin denn auch ich frei von der Furcht, nicht das gewirkt zu haben, was ich hätte wirken können; indem ich mir bewußt bin, geliebt zu haben, und diese Gewißheit mich sichert, daß Gott das, was durch mich nur immer unvollkommen gebildet werden konnte, daß Gott selber dieses herrlich an Euren Herzen vollenden werde. Was aber Euch anbetrifft, so muß ich Euch gestehen, daß mich Eure Liebe gegen mich, die noch in der letzten Stunde durch jene heilige Stille, in die Ihr versankt, als ich Euch gesagt, daß wir das letztemal lehrend und lernend bei einander wären, so schön hindurch leuchtete, zur innigsten Wehmuth gerührt hat, daß sie mich aber auch hoch erfreut hat, indem sie mir ja alle Furcht benommen, daß der Same, der in Euer Herz gestreuet worden, nicht gedeihen werde. Denn Ihr liebtet mich ja nicht um meinetwillen, nein, Ihr liebtet mich, weil ich Euch das offenbarte, was mir bisher als das Göttliche aufgegangen war, und zeigtet dadurch, daß Eure Seelen empfänglich seien für das Heilige. Und dieses ist ja das Einzige, was den Menschen in alle Wahrheit leiten kann, und was auch Euch, meine Lieben, gewiß dahin leiten wird. O! bewahret Euch diese Empfänglichkeit, bittet Gott innig darum, daß Er sie Euch erhalte, und ich will meine Bitten mit den Eurigen vereinen. Aber vergesset auch dessen nicht, der schon so oft für Euch gebetet hat, gedenket auch meiner, und bittet Gott, daß sich auch in meiner Seele das Göttliche schöner und immer herrlicher entwickeln, daß es in allen Stürmen und Kämpfen, die mich noch treffen möchten, nicht erblinden möge. Das ist es, meine Lieben, was ich Euch noch zu sagen hatte, was ich Euch nun geschrieben habe, weil mir die Innigkeit des Gefühls das Wort auf der Lippe erstickt haben würde. Behaltet mich denn ferner lieb und glaubt, daß mir die Erinnerung an die schönen Stunden, welche wir mit einander verlebt, nie entschwinden wird."

Euer treuer Freund, A. Sybel.

So sind wir dem Jünglinge bis an die Gränzen dieses Abschnittes seines Lebens gefolgt. Es sey vergönnt, ehe wir denselben abschließen, nur noch einige Stellen seiner Briefe aus dieser Zeit mitzutheilen. Wo dieselben den Leser nicht durch die Tiefe ihres Inhalts an sich anziehen können, mögen sie doch zur weiteren Ausführung des frischen und schönen Bildes von Sybel's innerem Leben in dieser Zeit willkommen sein.

Schon einige der oben mitgetheilten Stellen haben Zeugniß seiner innigen und sinnigen Anschauung der Natur gegeben. Diese erschloß sich ihm immer mehr als der lebensvolle Tempel des lebendigen Gottes, und mit innigster Freude vernahm er die schönen und erhabenen Zeugnisse der Schöpfung von ihrem Schöpfer. Vor seinem kindlich frommen Sinne, seinem dichterischen Gemüthe, lag das große Buch der Natur offen da, so blieb er zugleich vor allen Abirrungen bewahrt, zu denen eine hochgespannte Spekulation und Mystik so leicht verleitet.

19. Wonnemonds 1821.

„Wie fasse ich in diesem Jahre erst die Natur recht auf! Sie spricht so laut zu mir aus jeder Blüte, aus jedem Halme, der sich im Winde zu meinem Fuße wiegt. Bruder, was sind wir glücklich in dieser Schöpfung, unter dem Wehen der geheimnißvollen Pflanzenwelt! welche minnevolle Sprache tönt in ihrem Reiche." —

Der Hüter in der Nacht.

Dunkel ist die Nacht,
Sterne blinken fern
Droben um den HErrn,
Der die Welt bewacht
Auch in dunkler Nacht.

Betend schau' ich auf
Zu dem lieben HErrn;
Vater, bist nicht fern,
Dringt des Herzens Lauf
Doch zu Dir hinauf!

Senkt Dein Geist herab
Doch in mein Gemüth
Heil'gen, innern Fried',
Fried', der selbst in's Grab
Freudig schaut hinab.

31. Lenzmonds 1822.

„Ich bin wunderbar erregt durch ein Gedicht von Roßlieb Wackernagel. Ein Sängergemüth, ein kindlich, frohkühnes Herz steht vor mir, das ist der Ofterding, mein lieblicher Heinrich; den hat mir der Roßlieb gesungen und so klar vor die Seele gestellt, wie er mit voller Brust, mit Liebesarmen die Natur auffaßt und umfaßt. Dazu hat mir mein Buchholz eine Rose geschenkt, o eine liebliche Rose.

Süße, süße Rose,
Aus dem grünen Mose
Deiner Blätter lächelst Du
Mir so sanft, so lieblich zu.
Wesen zart und milde
Quillet da hervor,
Reiner Liebe Bilde
Aus dem rothen Flor."

1. Brachmonds 1822.

Die Lerche.

Wenn ich seh' die Lerche steigen
Von der frisch begrasten Au',
Höre dann den Liederreigen
Aus dem fernen Himmelblau:
Mögt' ich dort hinauf mich heben,
Droben bei der Lerche schweben.

Aber ach, es fehlen Schwingen,
Kann nicht zu der Lerche hin;
Ich will Lieder mit ihr singen,
Töne heben ja den Sinn:
Lerche, Lerche, sieh' mich kommen,
Geist hat Flügel angenommen!

26. Lenzmonds 1823.

4. Brachm. 1822. „Noch heute schwebt mir segnend das Bild der Predigt von vorgestern vor. Schleiermacher sprach wieder mit dem heil. Geiste. — Eben war ich noch in einem schönen großen Garten mit hohen Bäumen. Schönfeld und Buchholz waren bei mir, die Sterne leuchteten schon, und wir vernahmen ferne Töne der Nachtigall, doch nur einzelne. Da erschien uns auch das liebliche, freundliche Wesen der Lerche, und wir sprachen über Lerche und Nachtigall. Die Lerche ist das gottfrohe, kindliche Gemüth, das ewig: Abba, lieber Vater! singt. Die Nachtigall freut sich nicht im Sonnenschein, wie die Lerche, sie schlägt im Dunkel, und tiefes Sehnen spricht aus ihren Tönen; nicht nach einem höheren, sondern wie nach einem gleichen Geiste." —

Natur, Herz, Gott.

Um mich her, welch' herrlich Leben
In dem Wald und auf der Flur;
Blümlein blühen, Vöglein schweben,
Unschuldvoll ist die Natur!

Vöglein singt aus reiner Kehle
Seinem Schöpfer reinen Dank;
Kleine, reine Vogelseele,
Schwebst empor in frohem Sang!

Blümlein blüht auf grüner Aue,
Hohe Unschuld strahlt daraus,
Duftet in dem Morgenthaue
Reine Wohlgerüche aus.

Und es rinnet von dem Steine
Quelle, wie so silberklar,
Ruht in seinem Widerscheine
Drin der Himmel wunderbar.

Und nur meine Seele malet
Nicht des Himmels klares Bild,
Wenn Natur so lieblich strahlet,
Ist mit Trauer sie gefüllt.

Vöglein, Blümlein, Wasserquelle,
Reines Herzens schau'n sie Gott;
Mein Herz aber ist nicht helle,
Bleibt noch fern dem lieben Gott!

Doch in allen meinen Sünden,
Lieber Vater, lieb' ich Dich.
Einst auch werd' ich Gnade finden:
O, wie tröstet dieses mich!

8. Juni 1824.

Hiernach mag der Leser selbst ermessen, mit wie viel Recht oder Unrecht dergleichen Aeußerungen einer frommen Naturanschauung dem Verf., und wohl auch anderen Freunden, den Anschein der Tändelei hatten. Mir ist z. B. noch wohl bewußt, mit welcher Strenge ich die obige Mittheilung vom 4. Juni, als den Ernst und die Nüchternheit der religiösen Betrachtung verletzend, zurückwies. „Damals richtete ich scharf — schreibt auch der oben eingeführte Freund — auch meine Umgebung. Sybel's Freude an der Natur, so wie andrerseit sein Bestreben, als ein frischer Bursch, nach Turnerweise, zu erscheinen, machte auf mich zuweilen zu sehr den Eindruck einer gewissen geistigen Tändelei und Manier. Gewiß habe ich ihm in der Bitterkeit eines friedlosen Sinnes Unrecht gethan, wenn auch etwas daran war. Er ertrug meine Ironie mit großer Geduld und Liebe."

Wohl mogte, wie allem Höheren das Sündliche und Eitle sich am leichtesten beimischt, dasselbe auch dieser Richtung Sybel's nicht fremd geblieben sein. Nur kann ich, das Gesammtbild Sybel's in dieser Zeit zusammenfassend, kein Bedenken tragen, auch in jener Richtung die zum Grunde liegende Wahrheit anzuerkennen.

Zuletzt wähle ich für die Geschichte der Entwicklung seines geistigen und Ideenlebens überhaupt noch folgende Stellen aus.

28. Brachm. 1822.

„Eben habe ich die Geschichte der Lukretia im Livius gelesen. Wie hat mich dieser Römerinn Größe ergriffen, dieses

hehren Weibes; wie hat mich des Tarquinius Bubenthat durchschauert! O, was ist die Keuschheit eine so himmelhohe Tugend, die Sinnlichkeit ein so abscheuliches, niedriges Laster! — O Bruder, auch wir müssen wachen, wir von einem verderbten Geschlechte Entsproßne! Ich will nicht sagen, daß wir uns vor solcher Unkeuschheit zu wahren hätten; aber schon die unkeuschen Gedanken sind furchtbare Sünde. Ja, auch ich habe schon beim Anblicke des anderen Geschlechts unkeusche Gefühle in der Brust empfunden; doch ich habe es; das klebt unserem Geschlechte an. Aber Buchholz und ich haben es uns offen gestanden; solches Lustgefühl soll nie mehr, nie die Klarheit unsres Auges trüben; tief ist es in unsrem Busen aufgekeimt, daß wir dem Vaterlande ein freieres, frischeres Geschlecht erzeugen sollen, und dazu verhelfe uns Gott!"

20. Siegesmonds 1821.

„Die Heil. Schrift erkenne ich immermehr als den Urquell der göttlichen Gnade, alles Heils und Lichtes an; auf sie will ich mich selbst bauen, sie soll der Grundstein meines geistigen Lebens sein." —

„Glauben und gute Werke müssen zugleich im Leben des Christen hervortreten; der Glaube offenbart sich in den guten Werken, sie sind die Strahlen der Sonne des Glaubens, und wie ein Licht nicht ohne Schein sein kann, so der Glaube nicht ohne Werke." —

Mit dergleichen schönen Gedanken wechseln freilich in dieser Zeit andere von ganz entgegengesetztem Werthe ab; gleichsam zum Erweise, daß das Ewigwahre nicht aus dem Herzen des gefallenen Menschen, auch nicht aus der schönen Seele eines Sybel, quillt, daß es vielmehr als ein Licht von oben, aus dem von Sünde und Irrthum unerreichbaren Reiche Gottes, in die Seele leuchtet, als ein Zeugniß der wiederherstellenden Gnade von dem empfänglichen Herzen vernommen wird. Daher kämpfte noch lange Altes und Neues, Irrthum und Wahrheit, in dem strebenden Geiste des Jünglings mit einander, bis das Licht von oben allmälig die Nebelgebilde der eignen Gedanken durchdrang, und sein wahr=

heitdürstiger Geist im Gehorsam der Offenbarung frei ward. So fährt Sybel nach obigen Sätzen alsbald fort:

„Das Böse hat kein innres Leben, ist nicht absolut; es ist nichts, denn es kann vergänglich gemacht werden, und dieß ist die Aufgabe des Menschen. Er kann es, wie uns Christus durch sein Leben gezeigt hat. Das Böse im Menschen liegt im Leibe, das Gute im Geiste; der Geist beherrscht den Leib, oder sollte ihn vielmehr beherrschen; oft aber wird er von der Unreinheit des Fleisches unterdrückt. Der Geist ist aber ewig, als das Gute, der Leib vergänglich, als das Böse, und der Augenblick des Todes, der Vernichtung des Leibes, ist der Augenblick der höchsten, unumschränktesten Freiheit für den Geist; also ist Tod nicht Tod, sondern Leben."

Bald aber werden wir ihn von dieser haltlosesten aller menschlichen Meinungen, die das Böse in einen ursprünglichen Zwiespalt der Natur des Menschen, und so in den Schöpfer selbst versetzt, frei geworden sehen. Seinem tieferen Gemüthe hätte sich ohne Zweifel dieß schon von selbst erschließen müssen, daß jener Zwiespalt von Geist und Leib kein ursprünglicher sein kann, daß derselbe schon eine Abirrung der freien Willkür von den Wegen Gottes, den unverläßlichen Wegen der Wahrheit und des Lebens, einen Mißbrauch der menschlichen Freiheit voraussetzt; es hätte ihm nicht lange entgehen können, daß dieser Bruch der leiblichen und geistigen Natur, diese Ohnmacht des Geistes, diese Uebermacht der wider den Geist gelüstenden Sinnlichkeit, nicht das Werk des in ewigunwandelbarer Harmonie der Wahrheit und Freiheit, der Gerechtigkeit und Seligkeit, waltenden Gottes ist. Daß aber die Gnade Gottes, der aus freier Liebe den Menschen zu seinem Gegenbilde, in jener ursprünglichen Harmonie des Gehorsams und der Freiheit, erschaffen, denselben auch allein aus dem tödtlichen Bruche seiner Natur erlösen, allein ihn über den Zwiespalt seines innersten Wesens hinausführen, allein den so sich selbst, wie dem seligen Gott, entfremdeten Menschen wieder zu Gott und zu sich selbst führen könne: dieß freilich mogte er, nach lange vergeblichem Suchen, erst durch das Licht der Offenbarung finden lernen.

31. Hartmonds 1822.

„Gestern war nach langer Zeit ein Tag, an dem ich nicht recht gesammelt war, eine peinigende innere Unruhe; heute jedoch schaue ich wieder klar. — Wie schön der Gedanke: In jedem Menschen erscheint mir Gott; jeder Mensch ist ein Blick Gottes; wie muß die Liebe wachsen bei diesem Gedanken!"

27. Hornung 1822.

„Inniger Gruß. Es geht auf 12 Uhr Nacht; ich habe viel gearbeitet, und will Dir meine Seele eine gute Nacht noch wünschen. — Wir sollen die Einheit unsres zeitlichen Lebens und des himmlischen herstellen. Beides sollen wir im Auge haben, Himmel und Erde. Auf sollen wir schauen, und vor uns — Aufwärts und Vorwärts!"

13. Ostermonds 1822.

„Wie ist der Mensch so selig, der den wahren Glauben tief erfaßt, der in Andacht sich zum Vater wenden kann, der die Gnade durch den Sohn erfleht! Ja das erfüllt mein Gemüth heut' ganz, da ich so großen Unglauben geschaut, da ich Reden wider das Heilige hörte. Ich konnte mich nicht halten, die Gefühle sprachen laut, hier half nicht Milde; darum zürnte ich sehr, und hätte ich eine Geißel gehabt, ich hätte sie geschwungen."

17. Heumonds 1822.

„Die Geschichte zeigt mir so klar, wie die Freiheit des Einzelen der Nothwendigkeit des Ganzen unterworfen ist, ohne dadurch aufgehoben zu werden, indem die Freiheit der Einzelen sich bald gegenübersteht, bald übereinstimmt, und so die Nothwendigkeit, die der HErr gebietet, vollendet wird. Sie zeigt uns, wie sich jeder Einzle als Glied des Ganzen und einer höheren Weltordnung unterwerfen muß, wie er für das Ganze handeln und leiden, und den ihm angewiesenen Kreis ausfüllen muß."

Indeß möge der Leser nicht glauben, daß der Strom des geistigen Lebens Sybel in ununterbrochner Klarheit und Frische dahin floß. Wie wäre dieß in einem von der Sünde be-

rührten und durchdrungenen Leben zu erwarten, was erst als die jenseitige Aernte einer arbeit= und glaubensvollen Saat verheißen wird! Vielmehr klagte er mit kindlicher Verwunderung schon jetzt häufig über den unwillkürlichen Wechsel der Stimmung seiner Seele, und suchte mit frommem Ernst den Grund hiervon mehr in der Unwachsamkeit und mangelhaften Treue des Willens, als in der natürlichen Schwachheit, welche, wenn nicht der Grund, so doch die Folge der Sünde ist.

So wohl sich Sybel, wie wir oben sahen, in den oberen Klassen eines tüchtigen Gymnasiums fühlte, so konnte doch das hier waltende geistige Leben das Verlangen nur noch stärken, mit dem Uebergange zu dem akademischen Leben endlich zu einer noch freieren Bewegung des Geistes fortschreiten zu können. „In acht Tagen," schreibt er in den letzten Wochen seiner Schulzeit, „gehen nun meine Sommerferien an, in denen ich noch tüchtig zu arbeiten habe. Doch die Hoffnung einer freudenreichen Zukunft wird mir das Herbe und Kalte mancher Arbeit versüßen und erwärmen. Drei Wochen nach den Ferien ist dann schriftliche Prüfung, drei Wochen später die mündliche, und dann — hei! geht's nach Bonn, wie Du errathen hast. Ich freue mich darauf, wie ein Kind, und denke, ja ich kann sagen immer daran. Die Schule wird mir durch diese Nähe der Zeit, wo ich mich ihr entreiße, so langweilig, daß ich es gar nicht sagen kann, und das Och... ach das will mir auch gar nicht mehr schmecken! Und dennoch wer mich morgens nach der Schule wandern sieht, denkt gewiß zu meinem glücklichen Gesichte: mit welcher Freude eilt der nach der Schule! Aber aus diesem Glanze der Augen leuchtet nur die Hoffnung, die Schule zu hinterlassen und an den Rhein zu kommen. Ich schreibe schon oft in Gedanken Briefe aus Bonn in die Heimath, und die sind dann voll von Wonne und Entzücken, aber auch voll sanfter Wehmuth; denn viel, unendlich viel Liebes, ich kann nicht sagen, wie viel! lasse ich hier zurück, dem mein Sinn auch in dem schönsten Paradiese der Natur anhangen würde."

Mit diesen Worten deutet er schon auf ein Verhältniß hin, welches der folgende Abschnitt erst zur Entwicklung bringen

wird. Doch eine Stelle der folgenden Dichtung, welche wir noch zum Schlusse dieses Abschnittes mittheilen, wird, was hier noch verschwiegen werden mögte, dem Leser verrathen.

Mein letztes Abendmahl in Berlin, 5. Herbstmonds 1824.

Die Stunde naht mit Riesenschritt,
Wo ich die Heimath melde,
Wo ich aus meiner Lieben Mitt'
Gebrochnen Herzens scheide;
D'rum muß ich noch zum heil'gen Ort,
Muß All' dem HErrn befehlen,
Mir selbst den HErrn zum starken Hort
An heil'ger Stätt' erwählen.

Ich esse von des Heilands Brod,
Aus seinem Kelch ich trinke;
Ich schaue seinen Liebestod,
In Andacht ich versinke.
Und zu dem HErrn steigt mein Gebet,
Ich ruh' vor ihm im Staube,
Für mich und meine Lieben fleht
Mein freud'ger Christenglaube.

Ich drücke an mein Herze warm
Die Mutter, Schwester, Brüder,
Und lege sie in Deinen Arm,
Mein guter Vater, nieder.
Die liebe Mutter tröste mir,
Wenn fern die Kinder weilen,
Laß Deinen Geist herab zu ihr,
Der wird die Wunden heilen.

Die Schwester und die Brüder, ach!
Verlaß nicht auf dem Pfade,
Erhalt' die jungen Herzen wach,
Schenk' ihnen Deine Gnade;
Den — — aber, treuer Gott,
Errett' ihn vom Verderben,

O, laß' ihn nicht der Sünder Tod,
Laß' ihn begnadigt sterben!

O! überzähl' die Thränensaat,
Die schon für ihn geflossen;
Und dennoch ist in Deinem Rath,
Herr Gott, sein Heil beschlossen.
Ach, diese Hoffnung! laß' sie nicht
Der Mutter niedersinken,
Wenn je ihr Herz im Schmerz zerbricht,
Laß' diesen Stern ihr blinken.

Die lieben Freundesherzen all',
Die ich zurücke lasse,
Die ich nun bald zum letztenmal
Mit Liebesarm umfasse:
O HErr! umfasse Du sie auch,
An's Vaterherz sie drücke,
Treu halt' sie bis zum letzten Hauch,
In Leiden, wie im Glücke!

Und nun die wärmste Bitte, Gott,
Im Herzen tief geboren,
Für die, die Du mir bis zum Tod
Für meine Lieb' erkoren,
Für meine Berta fleh' ich hier,
Mein Gott, um Deinen Segen,
Und will sie, lieber Vater, Dir
Recht nah' an's Herze legen.

So fleh' ich auch für mich, mein Gott,
Der ich von hinnen ziehe;
Erhalt' mich treu, daß bis zum Tod'
Für Dich mein Auge glühe,
Mach', daß ich auch am fernen Ort,
HErr, Deiner stets gedenke,
Mich oft in Dein geheiligt Wort,
So tief, wie heut', versenke!

Zweiter Abschnitt.

Universitäts- und Kandidatenjahre.

Herbst 1824 bis Frühling 1831. — 20stes bis 27stes Lebensjahr.

„Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott, wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?" Ps. 42, 3.

So bricht in Farben sich das holde Licht,
Wenn es hervordringt aus des Aethers Räumen,
Mit Rosenfingern Eos sanft durchbricht
Den Horizont, nach süßen Morgenträumen,
Der Locken Hauch sie wundersam verflicht
Mit Morgenduft und goldnen Strahlensäumen:
Wie Jesuslieb' aus Deiner Liebe scheint,
Die Dich mit „Ihr," wie Euch mit Ihm vereint!

Du trankst der Liebe heiligsüß Entzücken,
Wie selten sie ein sündig Herz empfand;
Doch wie die Braut zu Dir mit treuen Blicken,
Blieb'st Du dem HErrn mit Sehnsucht zugewandt.
Wie Wissenschaft, wie Kunst, Natur Dir schmücken
Dein Leben — droben blieb Dein Heimathland!
Oft schienst in reichster Lust Du hier zu weilen —
Dann sah' Dein Herz man sehnend aufwärts eilen!

Doch wie die Nacht allmälig wird bezwungen,
Vom jungen Tag, die Dämm'rung langsam weicht,

Und wie durch Thäler, Wald und Niederungen
Am hellen Tag noch düstrer Nebel schleicht:
So hat Natur mit Gnade auch gerungen
In Deiner Brust, der Kampf ward Dir nicht leicht.
Doch wie der Weltgeist Deiner auch begehret:
Preis sei dem HErrn, der Sieg ward ihm gewehret!

In diesem Abschnitte seines Lebens werden wir Sybel in mannichfachere Kreise des Lebens und des Wirkens, dem Raume und den Verhältnissen nach, eintreten sehen. Sein inneres Leben aber, obgleich auch manchen Schwankungen, unter den Stürmen der Außen- und Innenwelt, ausgesetzt, bietet doch im ganzen auch jetzt das Bild einer in sanfteren Linien bewegten, von mildem Lichte beleuchteten Fläche dar. Die tiefste Quelle dieses Lichtes, welches eine so schöne Natur beleuchtete, war nicht die dem irdischen Kreise angehörige, auf- und niedergehende, Sonne; Jesus Christus, der Ewigeingeborne, war es, als dessen räumlicher, zeitlicher Abglanz jene an unsrem, durch Sein kräftiges Wort getragenen,*) Erdhimmel leuchtet, der dem Leben des Jünglings Licht und — Leben gab. Während er mit Kindeseinfalt, und, wir werden sehen, mit so viel Nüchternheit, als Begeisterung, allen Schätzen menschlicher Wissenschaft und Kunst frisch und freudig nachstrebte: ging diese Sonne der Gnade immer höher an dem Horizonte seines Lebens auf. Noch aber erreichte sie nicht die Höhe, in welcher sie die Geistesblüte des Menschen zur freien Entwicklung entfaltet, und das Herz in vollem Gehorsam die volle Freiheit findet.

Sybel verlebte sein erstes akademisches Jahr, vom Herbst 1824 bis 1825, zu Bonn, die beiden folgenden zu Berlin. Hierauf übernahm er ein Jahr lang, vom Herbst 1827 bis 1828, den Hauptunterricht an einer Schul- und Erziehungsanstalt für Töchter zu Charlottenburg, während welcher Zeit er noch Vorlesungen hörte, und sich zu der ersten theologischen, und zugleich zu einer pädagogischen Prüfung vorbereitete. Jetzt trat

*) Hebr. 1, 3.

er bei der Realschule zu Berlin, unter Leitung des von ihm verehrten Dir. Spilleke als Lehrer ein, in welcher Stellung er die übrige Zeit, bis zum Frühjahr 1831, blieb.

Dieser ganze, bildungsreiche Abschnitt seines Lebens ist jedoch von dem goldenen Faden der bräutlichen Liebe zu seiner nachmaligen Gattinn so umschlungen und durchflochten, daß wir schon von hieraus einen Blick auf dieses Verhältniß werfen müssen. Dann kehren wir zu seinem wissenschäftlichen und Berufsleben zurück; die Darstellung seines inneren und geistigen Lebens wird aber von den Beziehungen jener Liebe, wovon dasselbe ganz durchdrungen war, nicht zu trennen sein.

Als Sybel im Sommer dieses Jahres eines Tages, etwas verspätet, in das Eßzimmer seines Oheims Wilmsen trat, erhielt er seinen Platz an der Seite seiner nachmaligen Braut und Gattinn, Berta, geb. Kistenmacher. Eben erzählte diese, auf den Wunsch ihres väterlichen Freundes und Wohlthäters, einige Züge ihres frühbewegten Lebens. Noch war das leibliche Bild der Seele nicht in das Auge Sybel's gefallen, deren Töne schon in seinem Innern geheimnißvoll wiederklangen. Noch wagte er seinen Blick nicht auf die Erzählende zu richten, deren äußere Erscheinung ihm noch völlig fremd war, als ihr Wesen schon das seinige anzulächeln schien.

Als er sie nachmals sahe, und er nach Tische im Garten einigen der Gesellschaft, in ihrer Gegenwart, Göthe's Gedicht „der Wandrer" vorlas, geschahe dieß beiderseit unter Gefühlen, die, so bedeutungsvoll sie waren, ihre Deutung damals bei ihnen selbst noch nicht finden konnten.

Am Abend dieses Tages vertraute Sybel folgende Worte seiner Schreibtafel:

Stilles Geständniß an B.

Du kamst zur Zeit der Maienwonne,
Erschienest mit der Nachtigall,
Im Strahl der ersten Frühlingssonne,
Und tratst so still in unser Thal.

Ich sah' Dich nah' vorüberwallen,
Mein Auge folgte Deinem Schritt,

Da zog ein hohes Wohlgefallen
Gefesselt meine Blicke mit.

Doch schaut' ich nur zu Deiner Höhe,
Du, dem bescheid'nen Veilchen gleich;
Nur wer in Deiner duft'gen Nähe,
Wird süßen Wohlgeruches reich.

Ich durfte nur von ferne stehen,
Sog' nur des Hauches Schatten ein —
Und dennoch wird Dein reines Wehen
Mir ewig unvergeßlich sein!

Schnell schwandest Du vor meinem Blicke.
Ob solch' ein Mai je wiederkehrt?
Mir bleibt sein holdes Bild zurücke,
Das halt' ich ewig lieb und werth!

25. Wonnemonds 1824.

In den folgenden Wochen und Monden sahen sich die Beide zuweilen an demselben Orte, ein näheres, freundliches Verhältniß trat bald, dieß konnte nicht anders sein, an die Stelle des Erstaunens. Indeß blieb ihnen der Name des neuen Lebens, welches in beiden Herzen keimte, den ganzen Sommer hindurch verborgen. Dieß wäre vielleicht noch länger geschehen, hätten nicht Anderer Augen eher erkannt, was jenen verborgen bleiben mußte; o, wie oft bleibt dem Menschen die Deutung des Allernächstliegenden so fern!

Inzwischen brachten es die damaligen, rath- und trostbedürftigen, Verhältnisse der Freundinn mit sich, daß jene Befreundung bald einen sittlich-bedeutsameren Charakter annahm, daß Sybel derselben um so mehr jenes Siegel frommen Ernstes aufdrückte, welches wir früher schon seine Lebenskreise bezeichnen sahen, als er sich die Freundinn in gleicher Seelenstimmung entgegenkommen sahe.

Ich bedaure, aus mehr als einem Grunde mir die nähere Darlegung dieses rührenden Verhältnisses versagen zu müssen. Es genüge die einfache Versichrung, daß die Anfänge der sel-

tenen Liebe und Lebensvereinigung in derselben Lauterkeit und Innigkeit erscheinen, in welcher wir letztere sich späterhin entfalten sehen.

Wie vorangedeutet, brachte die Einsprache Andrer die befreundeten Herzen erst darüber zum Bewußtsein, daß Liebe die Quelle, oder der Ausgang ihrer Freundschaft sei. Um über ihren Widerspruch, den sie in ihrer Einfalt erheben konnten, sich vor sich selbst noch da zu rechtfertigen, als auch sie ihre Freundschaft Liebe werden sahen, gaben sie ihre Herzen einander frei. Aber indem sie sich frei geben wollten, fühlten sie, daß sie gebunden waren. *)

Die Mutter Sybel's, welche auch hier den edlen Grund ihres Herzens bewährte, wurde nun Vertraute und Schützerinn des Geheimnisses. Denn mit solchem zu bedecken mußte, von verwandtschaftlichen Verhältnissen abgesehen, schon die jugendliche Stellung Sybel's dringend anrathen.

Der Ungehörigkeit einer so frühen Liebe war sich auch Sybel im allgemeinen lebhaft bewußt. Indeß lag es freilich zumeist an der großentheils unverschuldeten Hemmung seiner wissenschaftlichen Entwicklung, daß er, anstatt jetzt vielleicht seine akademische Bildung zu beschließen, dieselbe eben erst anfangen sollte. So beschloß er denn, durch sein ganzes Verhalten darzulegen, daß nicht frevelhafte Willkür ihn verleitet habe, und namentlich seiner wissenschaftlichen Aufgabe mit aller Kraft und Selbstverläugnung obzuliegen. So gelang es ihm unter Mitwirkung der über ihm waltenden Gnade, das Mißliche dieses Verhältnisses trefflich zu mildern, endlich zu beseitigen.

Wenige Wochen waren verflossen, nachdem der Mutter Sybel's das Gelübde vertraut war, als Sybel nach Bonn ging, um daselbst seine akademische Laufbahn zu beginnen. Ohne Zweifel gedachte er sich in dieser Entfernung von der Braut die völlige Freiheit in seinen Studien leichter zu sichern, obgleich er durch seine nachmalige Selbstbeherrschung in der Nähe derselben zeigte, wie viel er in dieser Hinsicht vermogte.

*) „Indem wir uns so frei gaben, banden wir uns auf ewig." An den Verf. 25. Oktober 1824.

Erst von Bonn aus eröffnete er sich dem Verf. über das noch längere Zeit den Freunden versiegelte Geheimniß. Er that dieß selbst gegen mich mit großer Besorgniß, verkannt zu werden. Doch konnte ich schon damals nicht zweifeln, daß grade in Ansehung Sybel's eine höhere Fügung obwalte. So bis dahin über den Kreis seiner Bildung und selbst seiner Jahre durch einen zu schnellen Umschwung der Ideen hinausgeführt, war für den Fortgang seiner Bildung hiervon mannichfacher Nachtheil zu fürchten. Dagegen schien sich ihm in jener Herzensverbindung ein fester, realer Ruhepunkt geboten zu haben, der am besten geeignet sein konnte, seiner weiteren Entwicklung Maß und Haltung zu geben. Diese Erwartung wurde durch die Folge auf's schönste gerechtfertigt.

Wir betrachten nun zuerst

das akademische und wissenschaftliche Leben Sybel's überhaupt.

Nach dem Bisherigen dürfte sich der Leser einen ausgezeichneten Erfolg von der wissenschaftlichen Laufbahn Sybel's versprechen. Mit Sehnsucht hatte er derselben entgegengestrebt, nun fand die Tiefe seines Gemüthes, der hohe Flug seines Geistes ein unermeßliches Gebiet, in der theologischen und philosophischen Forschung seine Kräfte zu entfalten, und die Fülle mannichfacher Erfahrungen konnte ihm, im Vergleiche so vieler studierender Jünglinge, auch in Hinsicht seiner Studien nur förderlich sein.

Und gewiß, soweit nur die Wissenschaft einem tiefen, für das Göttliche innig erwärmten Gemüthe zugänglich ist, mußte sie Sybel ihre Schätze erschließen; zumal da er durch die ganze Dauer seiner akademischen Zeit hin, und über diese hinaus, mit dem angestrengtesten Fleiße, nach einem wohlgeordneten Plane arbeitete, seine Studien mit dem tiefsten sittlichen Ernste betrieb, und die ihm schon einwohnende Begeisterung für dieselben noch durch so ausgezeichnete Lehrer genährt ward, wie er deren sich zu Bonn und zu Berlin erfreute.

In Bonn hörte er, außer einigen philosophischen und philologischen Vorlesungen, die theologischen bei Lücke, Nitsch, Gieseler und Sack; mit der größesten Theilnahme die bei Lücke,

zu welchem ihn ohne Zweifel auch das nähere Verhältniß zu Schleiermacher hinzog. Er trat auch in den von diesem geleiteten exegetischen Verein, und fing außerdem schon damals seine freien exegetischen Arbeiten an, indem er, nach Vorgang eines älteren Freundes, ein und das andere biblische Buch in's Deutsche übertrug, und die Uebersetzung mit einem fortlaufenden Commentar begleitete.

Durch sein früheres Verhältniß zu seinen geliebten Lehrern, ohne Zweifel auch durch das schöne Verhältniß, in welchem die meisten akademischen Theologen in Berlin zu einem näheren Kreise von Studierenden standen, bewogen, suchte er auch zu dem häuslichen Kreise der genannten Professoren Zutritt zu erlangen. Wie sehr auch diesen Wünschen entsprochen wurde, mag man z. B. in Ansehung des trefflichen Lücke daraus schließen, daß derselbe ihm im Sommer 1825 sein Heft für den ersten Theil eines kirchengeschichtlichen Kollegii liehe, dessen zweiten Theil Sybel während dieses Sommers hörte. Mit der größten Liebe schloß er sich aber dem häuslichen Kreise des trefflichen E. M. Arndt an, welchem die verwandte Liebe und Begeisterung für Volk und Vaterland das ganze Herz des Jünglings gewonnen hatte. So viele Jahre hindurch hatte Sybel an den herrlichen vaterländischen Dichtungen Arndt's Herz und Muth erhoben, mit welcher Innigkeit mußte er den Mann umfassen, dessen Gesänge seinen innersten Empfindungen so oft das Wort geliehen hatten!

Je mehr Sybel sich aber an diese Lehrer anschloß, je weniger konnte ihm dagegen das eigentliche Studentenleben zusagen. So sehr ihm der Genuß ernster, freudiger Jugendgemeinschaft Bedürfniß geworden war, so wenig hoffte er dasselbe in dem größeren Kreise der Studierenden befriedigen zu können. Mit großer Betrübniß spricht er sich über das wüste Treiben des Studentenlebens im allgemeinen aus, was seine höher gestimmte Geistesrichtung fast überall zurückstieß. Selbst die Reise nach Bonn war ihm durch die platten und rohen Gemeinheiten schmerzlich verbittert worden, worin seine Reisegefährten, der eine aus dem engern Kreise der bisherigen Freunde! sich wohlgefielen, und womit sie den kaum erlangten Charakter eines Jüngers der Wissenschaft darlegen zu müssen glaubten.

Vielleicht waren die Ansprüche Sybel's an das öffentliche Leben der Studierenden etwas zu hoch gespannt. Aber konnte ihm, der so lange im gemischten Kreise weniger gebildeter Knaben und Jünglinge, ungeachtet vieler Anstöße jugendlicher Rohheit und des Muthwillens, doch stets eine ernste, kräftige, für das erkannte Große und Gute begeistrungsvolle Richtung gefunden, wohl nun eine Lebensgemeinschaft von Jünglingen genügen, welche die Höhe der idealen Lebensanschauungen, wozu ihr wissenschaftlicher Beruf sie eben so verpflichtete, als berechtigte, in ihrem geselligen Verkehre beinahe geflissentlich verläugneten? O, wann wird es der deutschen Jugend gegeben sein, so von der sittlichen und christlichen Kraft des Volkes vorgebildet und getragen, in die höchsten Bildungsstätten der Wissenschaft und Kunst einzutreten, daß ihr öffentliches Leben selbst als das Abbild ihrer Jüngerschaft des Wahren, Guten und Schönen erscheine? Und wann wird auch die auf den Bildungsstätten deutscher, christlicher Jugend gebotene Wissenschaft und Kunst so keusch, ihren unverläugbaren Bildungszwecken so entsprechend geworden sein, daß die studierende Jugend sich durchgängig als die Jüngerschaft jener Ideen angesprochen finde? —

So hielt es Sybel für das gerathenste, seine Mußestunden für die Korrespondenz mit seiner Braut, mit manchen fernen Freunden, für den gedachten Umgang mit verschiedenen Professoren, demnächst aber für den Umgang mit einigen erwählten Freunden, und für den Genuß der schönen rheinischen Natur und der Poesie zu vertheilen.

Indeß konnte es der des Genusses der Freundschaft und brüderlichen Gemeinschaft gewohnte Jüngling schwer ertragen, derselben so gar zu entbehren, und oft ergriff ihn während des ersten Winters ein heißes Sehnen nach dem entbehrten Gute.

Diese Stimmung spricht sich so schön in einem Gedichte vom 14. Dez. 1824 aus:

So allein, so allein
In der weiten Ferne sein,
Von den vielgeliebten Herzen
So getrennt durch Berg' und Ströme,
Weckt im Busen heiße Schmerzen.

Keine Hand, keine Hand,
Fern vom heimathlichen Land,
Die des Busens tiefe Wunden,
Durch die Sehnsucht mir geschlagen,
Liebreich hätte zugebunden.

So allein, so allein
In der weiten Ferne sein,
Kosen nur mit lieben Bildern —
Ohne Liebesblick und Worte
Ach, ich wollt', ich könnt' es schildern!

Möglich, daß auch die eigenthümliche Stimmung des Gefühles, darin ihn die Innigkeit der jungen Liebe hielt, ihm die Anschließung an weitere Kreise des Umgangs erschwerte. Selbst mit dem älteren Freunde Baur, der mit ihm jedenfalls die vaterländische, sittlichernste Richtung theilte, und dem er auch unter allen Mitstudierenden jetzt am nächsten stand, wollte sein Herz in dieser Zeit nicht recht zusammen fließen.

Um so schöner aber gestaltete sich in dieser Zeit das stille, innerliche Leben seines Gemüthes, und es wird nicht ohne innige Rührung geschehen können, die Zeugnisse davon nachher bei einem so lebensfrohen Jünglinge zu vernehmen. Im folgenden Sommer kamen noch einige der älteren Freunde von Berlin hinzu, durch deren Eigenthümlichkeit Sybel, da er sich ihnen sonst auf das innigste verbunden fühlte, aus der angedeuteten, feierlich innigen Stimmung heraus, und in eine etwas fremde Richtung hineingezogen wurde. Es traten noch andere, namentlich mehre Künstler, in den engeren Kreis; dieß alles wirkte auf Sybel so ein, daß auch er zuweilen einen äußerlich genialischen, burschikosen Ton annahm, der ihm jedoch glücklicher Weise immer etwas versagte, so als ein Fremdes an ihm erschien, daß er sich dessen unter veränderten Umständen bald entledigte.

Es könnte in andrer Hinsicht zu bedauern sein, daß Sybel's sonst kräftige Eigenthümlichkeit in seinem akademischen Leben weniger hervortrat, daß er namentlich zu Bonn die Tüchtigkeit seiner Gesinnung weniger nach außen hin geltend machte. Indeß scheint er sich hier auf einem Gebiete zu fremder, widerstrebender Kräfte gefunden zu haben. Seine Kraft wandte sich mehr auf die Ent-

wicklung seines inneren Lebens zurück, ohne daß er darum, wie wir bald sehen werden, aufhörte, da ernst und freimüthig mit seiner Gesinnung hervorzutreten, wo es ihm irgend an der Zeit zu sein schien. In dieser Hinsicht aber wurde er nicht allein viel besonnener, sondern es entwickelte sich schon jetzt bei ihm, im Gegensatze des ungehemmten Stromes seines frühern Jugendlebens, auch eine gewisse Schüchternheit und Verlegenheit, die zu bekämpfen ihm nun oft eben so schwer wurde, als früherhin die Beherrschung der freien, rücksichtlosen Rede und Handlung.

Bedeutender wurde Sybel's wissenschaftliches Leben mit seiner Rückkehr nach Berlin im Frühjahr 1825. Er hörte hier außer anderen Vorlesungen die von Neander und Schleiermacher sehr vollständig, und studierte außerdem die Schriften dieses großen Theologen mit angestrengtem Fleiße. Wenn diese beiden Lehrer gewiß den größten Einfluß auf seine theologische Bildung hatten, so schienen späterhin auch Hegel's Vorlesungen philosophischer Seit einen ähnlichen Einfluß zu gewinnen, der indeß wenigstens nicht so bleibend war, als S. erwartete.

Fand Sybel sich durch die Innigkeit und Tiefe der Anschauung, durch die einfache Darlegung und Begründung der christlichen Glaubenswahrheiten zu Neander hingezogen, so war es die Schärfe der Auffassung, die unermüdlich frische, freudige Darstellung der theologischen Wissenschaft, die ihn noch mehr an Schleiermacher fesselte. Durch dessen Predigten, deren Nachklänge ihm selbst in Bonn noch immer gegenwärtig geblieben, bereits mit seiner christlichen Anschauung vertraut; durch dessen eigenthümliche, wenigstens von dem philosophischen Standpunkte aus so annehmliche, Darstellung der Lehre von der Prädestination, die lange Zeit den Mittelpunkt der theologischen Studien Sybel's bildete, ihm so innig verbunden; ja von jedem Einzlen abgesehen, durch die Uebereinstimmung der Persönlichkeit Schleiermacher's mit der seinigen, in Ansehung der Frische und Freudigkeit des Lebens und Wirkens, ihm verwandt, gab er sich diesem großen Lehrer mit begeistrungsvoller Liebe und Verehrung hin.

Aus dem Gesagten schon dürfte sich das Befremden mildern, Sybel so in die nächste Verbindung mit einem Theologen treten zu sehen, dessen Eigenthümlichkeit eben so überwiegend in der

scharfsondernden Thätigkeit des Gedankens hervortrit, als jene Sybel's in der Innigkeit des Gemüthes, in der Tiefe der Gefühlsanschauung, der es mehr eignet, das in der stillen Harmonie des inneren Lebens Gegenwärtige in seiner Einheit zu betrachten, als dasselbe unter den künstlichen Operationen scharfsondernder Dialektik zuerst zu verlieren, dann wieder zu suchen. —

Es würde den Verfasser zu weit führen, hier auf eine nähere Charakteristik der unerschöpflich reichen Persönlichkeit Schleiermacher's einzugehen. Aus derselben aber würde sich ergeben, daß jene sondernde Verstandesthätigkeit desselben eigentlich auf dem Grunde eines eben so innigen Gefühles ruhete, von welchem jene sich nur gleichsam erhob, um die, durch die Theologie der Zeit bedrängten, Schätze desselben zu begreifen und zu sichern, um alsbald, obwohl dieß nicht immer gelingen mogte, wieder zu dem Herzensgenuß der Wahrheit zurück zu kehren, die sich seinem Innern, aller Arbeit des Gedankens voraus, bezeugte. Dieß wird durch die vorliegenden Schriften Schleiermacher's selbst bezeugt; weniger aber dürfte, was hieraus unläugbar folgt, anerkannt sein, wie derselbe in seiner Persönlichkeit eben so groß und reich erscheint, als in seinem geistigen Leben und seinen Schriften; denn gewiß, mehr in jener, als in diesen, erkennt man jene seltene Verbindung der Innigkeit und Frische des Gefühles, mit der alles durchdringenden Schärfe des Verstandes.

Ueberdieß mußte sich einem Jünglinge von der frischen, sittlichernsten Richtung Sybel's, sobald er einmal von den Stürmen der, damals noch fast friedlos aufgeregten, Wissenschaft über die Gränzen der wohlbegründeten, heilsamen Lehre der Kirche hinausgetrieben war, um so dringender die Aufgabe stellen, nun auch getrost sich auf das unermeßliche Meer der Forschungen hinauszuwagen, und die Anker des eignen schwankenden Schiffleins nicht eher wieder in dem Hafen der Kirche auszuwerfen, als der Ausgang der gefahrvollen Reise selbst ihn dahin zurück geführt haben werde. Und war es ihm, wie den meisten unter den schmerzlichen Vorwehen der Geburt einer neuen Zeit, geordnet, diesen weiten Weg zu gehen: welch' ein Führer konnte dann sich bieten, der dem ernsten Streben des Jünglings mehr entsprochen hätte, als Schleiermacher? Indem er ihm sich hingab, konnte

er, ohne von Christo, dem letzten und unveränderlichen Grunde der kirchlichen — und jeder — Wahrheit sich zu trennen, der freieren Forschung sich hingeben, und die Gefahr war, namentlich bei der Stellung seines Herzens, nicht so groß, mit dem Hinausgehen über die Kirche zugleich den Rückweg zu ihr zu verlieren, und so zugleich der in ihr allein sich in ihrer vollen Realität darstellenden Offenbarung des HErrn verlustig zu gehen. Ja indem diese innige Verbindung seines Herzens mit dem Erlöser immer der tiefere Grund seines geistigen Lebens blieb, indem diese Verbindung, außer durch Schleiermacher, besonders durch Neander unterhalten wurde: konnte es selbst geschehen, daß seine theologische Entwicklung auch auf diesem Wege einen ziemlich ruhigen Gang nahm, ohne durch heftige Stürme der Zweifel und durch verderbliche Verirrungen gestört zu werden.

Im übrigen fand sich Sybel durch seine Anhänglichkeit an Schleiermacher durch dessen innige Werthschätzung belohnt. Schl. verstattete ihm den Zutritt zu seinem häuslichen Kreise, in welchem Sybel den theuern Lehrer durch eine Reihe von Jahren hin sehr oft sahe. Einst begegnete er Schleiermacher am Arme seiner Braut. Sybel stellte sie ihm vor, Schl. drückte beiden kräftig die Hand, schweigend, mit Thränen im Auge.*)

So innig indeß das Verhältniß Sybel's zu Schleiermacher war, so angestrengt er seine Kräfte dem Studium desselben widmete: so dürfte jedoch der Gewinn, der ihm hieraus floß, nur in formaler Hinsicht höher anzuschlagen sein. Auf die Ausbildung seiner Individualität mußte die Anschließung an die großartige, der seinigen mehr noch entgegenstehende, als verwandte

*) Hierbei möge eine, für die Charakteristik Schleiermacher's bedeutsame, für manchen Leser wohl überraschende, Stelle aus einem Briefe Sybel's vom 4. Mai 1827 Statt finden: „Ich habe dem kranken Vetter ein herrliches Lied aus dem Porst vorgelesen: So führst Du ja recht selig, HErr, die Deinen! Dieses Lied hat neulich Schl. für das neue Gesangbuch bearbeitet und in der Gesangbuch-Conferenz vorgelesen. Ist aber beim Lesen desselben so ergriffen worden, daß er vor Rührung nicht weiter gekonnt hat."

Persönlichkeit Schleiermacher's nothwendig einen durchgreifenden Einfluß haben. Die Aufgabe, sein ganzes Leben in steter Selbstbeherrschung zu erhalten, es überall vor dem freien Spiegel des Selbstbewußtseins verfließen zu lassen, ergab sich zwar aus der ernsten Lebensrichtung Sybel's von selbst. Die eigenthümliche Weise der Lösung derselben mußte aber durch die Durchdringung seiner Persönlichkeit von jener Schleiermacher's wesentlich bestimmt werden.

Dagegen war es bei der durchaus praktischen Natur und Tendenz Sybel's kaum anders zu erwarten, noch weniger anders zu wünschen, als daß er über kurz oder lang sich von der theologischen Anschauung Schleiermacher's losmachen, die Fesseln brechen werde, welche dessen System ihm anlegen mußte. Die tiefere Erfassung der Sünde, und der Riß, welchen damit seine prädestinatianische Ansicht erhielt, stellten ihn in dieser Hinsicht wieder auf freien Fuß, wie ja jenes sonst eben so einfache und lichte, als kunstvolle System allen Halt verliert, sobald ihm die Grundlage seiner Lehre von der Sünde genommen ist, die ebenso der göttlichen Offenbarung in der Schrift und im Menschenherzen widerspricht, als sie über die Bestimmung der christlichen Theologie unendlich hinausgeht. Indeß blieb Sybel natürlich dem theuren Lehrer immer mit Dankbarkeit und Liebe zugewandt.

Wie weit Sybel in seinem Studium Hegel's vorgedrungen gewesen, vermag ich nicht genau zu sagen.*) Er hörte ihn in seiner letzten akademischen Zeit, vielleicht auch noch später. Damals verfocht er mit großem Eifer die Grundideen dieses Lehrers, wie er sich dieselben zu eigen gemacht hatte. Ja noch im Jahr 1832 äußerte er einem Freunde, daß er diesem Lehrer doch seine besten Ideen verdanke. Indeß bleibt es mir zweifelhaft, ob

*) Im ersten Semester zu Bonn hatte Sybel aus dem Studium der Schriften Jacobi's sich der Philosophie mit großer Behutsamkeit nähern gelernt. Späterhin war es sein erster Grundsatz, dem er bis an sein Ende treu blieb, alles unbefangen zu prüfen, oder sich mindestens kein Urtheil, keine Aburtheilung über irgend etwas zu erlauben, bevor er durch unbefangene Prüfung sich dazu berechtigt habe.

es Sybel vermogte, sich dessen System zu einer klaren Anschauung zu bringen; jedenfalls hat er es sich aber im besten Sinne gedeutet.

Fasse ich hier mein Urtheil über das Ergebniß des akademischen und wissenschaftlichen Studiums, welches Sybel bis über diesen Abschnitt hinaus, mit Anstrengung und Freudigkeit, auf die freieste Weise fortsetzte, zusammen, so ist es folgendes. Dieses Ergebniß war in praktischer Hinsicht in hohem Grade genügend, in rein wissenschaftlicher Hinsicht aber nicht ausgezeichnet. Sybel's Natur hatte eine durchaus sittlich-praktische Tendenz. Was das Gedeihen einer im engeren Sinne gelehrten Bildung bedingt, legte grade ihm die größten Hindernisse in den Weg.

Auf dem exegetischen Gebiete, wo er mit größter Liebe und Beharrlichkeit arbeitete, behinderte ihn der Mangel größeren philologischen Talents; die Kritik mußte seiner poetisch-plastischen Natur noch mehr widerstreben. Auf dem historischen Gebiete rang er fortwährend mit der Trägheit seines Gedächtnisses. Selbst auf dem dogmatischen Gebiete vermißte er wohl das große Maß selbstständig spekulativen Talents, welches in seiner Zeit und unter seinen Umständen erforderlich war, um auf dem schrankenlosen Ozean gegeneinander wogender Partheimeinungen und Privatsysteme den festen Grund zu erspähen, auf welchem er den Anker eines selbstständigen Systems hätte auswerfen können. Dagegen mußte sich auf dem Gebiete der praktischen Theologie die ganze Stärke Sybel's entfalten, und hier mögte er, auch in der wissenschaftlichen Bearbeitung derselben, Treffliches geleistet haben — wenn nicht in dem Zeitalter so großer kirchlicher Zerfallenheit grade dieser Theil der Theologie am meisten darnieder liegen mußte!

Wie ganz anders würde noch das Ergebniß gewesen sein, hätte Sybel inmitten einer kirchlich-geordneten Gemeinschaft zuerst den Lehrbegriff derselben wissenschaftlich begreifen, exegetisch und historisch begründen gelernt, um alsdann, durch die Nahrung der kirchlichen Lehre mündig gemacht und erstarkt, nach Maßgabe seines besonderen Talents und Berufes, zur geordneten Fortbildung der Kirche und Theologie mitzuwirken! Mögte er auch so kein Held und Reformator der Wissenschaft geworden

sein, so hätten doch seine Gaben mehr als ausgereicht, den unendlichen Inhalt der einfachen christlichen Wahrheit, nach der seine Seele dürstete, sich anzueignen, und zugleich wissenschaftlich zu begründen und zu begreifen; ja gewiß auch, die christliche Lehre in dem eigenthümlichen Lichte aufzufassen und darzustellen, die seiner Individualität die entsprechendste war. So würde die ganze Energie seiner intellektuellen und sittlich-religiösen Kraft sich auf die Aneignung, Begründung und Durchdringung der kirchlichen Lehre, und von diesem Standpunkte aus, der christlichen Wahrheit selbst gerichtet haben: gewiß, früh und herrlich würde er dem Berufe entgegengereift sein, als ein einsichtsvoller und wackrer Theologe seiner Kirche, der Kirche Christi, in deren Dienst und Arbeit einzutreten.

So dagegen mußte auch er noch den größeren Theil seiner Kraft, den größten Theil seiner akademischen Bildungszeit verarbeiten, um sich durch das Labyrinth der fast zur Neologie gewordnen Theologie hindurchzufinden, um sich aus dem gränzenlosen Umfang der mehr oder weniger gleichberechtigten Systeme der Zeittheologie endlich dahin zurückzufinden, wovon unbestreitbar die Studien des künftigen Dieners der Kirche ausgehen müßten: zu der Lehre der Kirche! Auch die trefflichen Lehrer, deren er sich vor Tausenden erfreute, konnten ihm diesen ermüdenden, die besten Kräfte der meisten verzehrenden, Weg nicht ersparen; der war unsrer Zeit ein Bedürfniß geworden, dessen Schuld mehr die vergangne Zeit trägt, als die Gegenwart, dessen Nothwendigkeit nicht genug zu beklagen ist, doch damals wohl nicht gründlicher zu heben war, als indem man diese einstweilen anerkannte, und das Bedürfniß befriedigte, so gut man konnte.

Wann aber, dürfte man hier seufzend fragen, wann wird die alte Schuld abgetragen, und die evangelische Kirche wiederum dahin gereift sein, daß die letzten Bildungsstätten ihrer künftigen Diener, anstatt diese dem Winde jeder willkürlichen Lehre auf gerathewohl preiszugeben, sie vielmehr zuerst und zumeist mit der Lehre der mütterlichen Kirche befreunden und sie so zur Festigkeit und Freudigkeit im Glauben, zur gläubigen Verwaltung der kirchlichen Aemter geschickt machen werden?! — —

* * *

Bevor wir nun zu einer anderen Beziehung des Lebens Sybel's übergehen, mögen hier noch einige, sein akademisches und wissenschaftliches Leben betreffende, Stellen seiner Briefe aus dieser Zeit Platz finden.

Zuerst einige Stellen über den Gang seiner Studien. Kurz vor seinem Uebergange zur Universität, 22. Aug. 1824 schreibt er an den Verfasser:

„Zufolge der Nachricht, die ich von Bonn aus erhalten habe, wie nach der Stimmung der Zeit überhaupt, ist nun dort an ein gemeinsames Studentenleben auch nicht zu denken, und ich bin jetzt auch sehr damit zufrieden. Wenigen Freunden, der Schönheit der Natur und dem Studium leben, dieses Dreies mit ganzer Seele zu umfassen, das, lieber Bruder, ist mir für meine Burschenzeit als Ideal aufgegangen, das, wenn ich es erreiche, mich unendlich glücklich machen wird. Die große Gemeinschaft, wiewohl sie gewiß etwas überaus Herrliches in sich trägt, zieht doch zu sehr, so hat es wenigstens die Erfahrung noch immer gezeigt, vom Studieren ab, und bin ich einmal auf der Universität, so ist grade dieses der Hauptzweck, weshalb ich da bin. Daß ich darunter nicht ein unvernünftiges Och... und Zerarbeiten verstehe, darin wirst Du mich kennen; nein im Gegentheile, ein Studium in rechter Muße, ein freies, eingehendes. O ich denke es mir herrlich, nun so allein, auf eigner Stube, durch nichts gestört, sich dem größesten der Studien, der Gottesgelahrtheit, ganz hinzugeben!“

So suchte sich Sybel auf die beste Art zu trösten und zu entschädigen, wenn die Umstände ihn zwangen, auf das zu verzichten, was ihm lange als Ideal der Gemeinschaft deutscher, wissenschaftlicher Jünglinge vorgeschwebt hatte. Kaum mögte ich indeß fürchten, daß eine Gemeinschaft, wie sie Sybel ersehnt hatte, und wie sie auch die Gegenwart noch immer entbehrt, ihn zu sehr von seinem Hauptzwecke abgezogen haben würde. Dieß würde überhaupt immer entweder eine Unwahrheit ihres Charakters oder eine Untreue ihrer Mitglieder voraussetzen; beides aber ist unläugbar zu vermeiden, während der Segen einer solchen, von der Natur laut geforderten, Gemeinschaft durch nichts zu ersetzen ist.

Möge der Leser entschuldigen, wenn der Verfasser hier noch einen Augenblick über seinen nächsten Zweck hinausgeht, und einige Bemerkungen über den angeregten, wichtigen Gegenstand hinzufügt. Auf allen Hochschulen ist die Zahl der eingebornen Studierenden der Stadt verhältnißmäßig sehr gering. Auch derer, welchen es sonst gelingt, sich einem bildenden Familienkreise anzuschließen, bleibt die geringere Zahl. Alle aber stehen in dem Alter, welches eine nähere Lebensgemeinschaft mehr als jedes andere erfordert. Für dessen Entbehrung sollte ihnen das Studentenleben selbst Ersatz geben. Es sollte eine gewisse öffentliche, hie und da auch festlich hervortretende, Seite haben. Nicht bloß die Hörsäle, nicht bloß die hierdurch vermittelte ideale Gemeinschaft sollte die Jünglinge verbinden, sie vermag es auch nicht, wenn ihr nicht zugleich eine reale Lebensgemeinschaft entspricht. Wie viele Anknüpfungspunkte bieten hierzu die Gedächtnißtage des Vaterlandes im engeren und weiteren Sinne, die Stiftungstage der Hochschulen und andere Tage des Heils für das wissenschaftliche und Kunstleben dar! Man verstatte den Jünglingen in diesen und ähnlichen Beziehungen ihrem jugendlichen, mit allem Guten und Schönen genährten, Sinne einen freien, frohen, festlichen Ausdruck. Man verfahre immerhin mit aller Strenge, welche die Liebe oft nicht minder, als die Gerechtigkeit gebietet, gegen die den Staat oder die Sittlichkeit bedrohenden Ausartungen und Verirrungen einer solchen Gemeinschaft. Man verwahre sich und die Jünglinge selbst gegen die Möglichkeit solcher Ausartungen, namentlich in politischer Hinsicht, durch gesetzliche Anordnungen und zeitgemäße Beschränkungen. Aber man helfe nun auch, liebend und ordnend, dasjenige in seiner Wahrheit und Schönheit entwickeln, was nur in seiner Entartung bedenklich ist, anstatt mit einigen Auswüchsen zugleich eine der schönsten Blüten des deutschen und christlichen Lebens zu zertreten.

Oder wie, das christliche Deutschland sollte nicht vermögen, einen Kreis von Jünglingen zu erzeugen und zu pflegen, die, mit den höchsten Ideen des Wahren, Guten und Schönen, als mit dem täglichen Brote genährt, in der Blüte der reichsten Empfänglichkeit auch für das Höhere, nun auch vermögten, dem

unter Gebet und Arbeit um die Wissenschaft und Kunst Erworbenen in einem eigenthümlichen Gemeinleben einen reinen, festlichen Ausdruck zu geben? Der Staat vermögte gegen dessen rohe und verderbliche Auswüchse sich und die Blüte seines Volkes nicht anders zu schützen, als durch die völlige Unterdrückung jener Lebensgemeinschaft der Studierenden? Und die Lehrer derselben verdienten als wahre Heroen der Wissenschaft das volle Vertrauen des Staates, wenn sie nur das Wissen, nicht aber das Leben ihrer Jünger über die Schulbänke hinaus zu ordnen und zu leiten wüßten?

Und was ist die Folge jener radikalen Unterdrückung jedes öffentlichen Gemeinlebens der studierenden Jugend? Zunächst der durchaus unsittliche Charakter der zahllosen Verbindungen, die nun als „geheime" sich willkürlich und gesetzlos konstituiren, um ein unläugbares Bedürfniß auf die ihnen verderblichste Weise zu befriedigen; daß so nicht selten die hoffnungsvollsten Jünglinge sich zu den im Finstern schleichenden Lastern und Verbrechen fortreißen lassen, deren sie in einer wohl überwachten öffentlichen Jugendgemeinschaft nie fähig gewesen sein würden. Dann das Verkommen einer viel größeren Anzahl von Jünglingen im Schmutze der Gemeinheit und selbst des Lasters, über welchen sie nicht der trockne Vortrag abstrakter Lehrsätze, wohl aber der jugendfrische, begeistrungsvolle Aufschwung erhoben haben würde, der sich in freier Genossenschaft christlich und sittlich geleiteter Jünger der Wissenschaft von selbst ergiebt, und nur der Anregung, Pflege und liebender Ueberwachung bedarf.

Endlich die verderblichste Folge, der das gesammte Gedeihen der Hochschulen unterliegt, ist das Entbehren jener Gemeinschaft und des in ihr begriffenen, durch nichts zu ersetzenden, Segens selbst. Auch der bildendste Kreis des häuslichen Lebens kann diese vielseitig anregende, oft mit dem Blitze der Begeisterung den Träumer aus dem Schlafe des Alltagslebens für das Höhere erweckende, Gemeinschaft nicht ersetzen. Aber auch der bereits durch die Wissenschaft und das Leben für dieses Höhere Gewonnene wird sich zu einer lebensvolleren, konkreteren Erfassung desselben erwärmt und gehoben fühlen, wenn er sich in noch anderer, als bloß hörender Gemeinschaft der Jünger der Wissenschaft bewegen darf.

Erfreut sich ja doch selbst der Wehrstand, neben seinem in mechanischen Uebungen hingehenden Arbeitsleben, einer freieren Darstellung seiner Gemeinschaft. Seine festlichen Aufzüge mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, die gemeinsame kirchliche Versammlung, die Feier des Lebenstages seines Fürsten und Führers, wenn der Staat seine Aufgabe recht versteht, die Gedächtnißfeier vaterländischer Großthaten, die öffentlichen Uebungen und Darstellungen größerer Heereszüge, das brüderliche Zusammenwohnen im Lager u. dergl. sind selbst in Friedenszeiten dahin zu rechnen. Und doch ist das Bedürfniß einer solchen äußeren Lebensgemeinschaft, einer festlichen Schließung der Lücken, welche das Arbeits- und Alltagsleben lässet, hier bei weitem nicht so groß, als in Ansehung der Studierenden. Denn theils gewährt schon die körperliche Gemeinschaft der täglichen Uebungen dem Wehrmanne eine gewisse erfrischende Anregung, die oft selbst der fleißigste Studierende sehr entbehrt; theils ist ein großer Theil der Wehrmänner bereits selbstständig in das Familienleben eingetreten, die übrigen aber suchen und finden in der täglichen Gemeinschaft des Kasernenlebens die Befriedigung ihrer geringeren Bedürfnisse.

Und der studierenden Jugend sollte und müßte dieß, nicht in Folge des Nothstandes der Gegenwart, sondern grundsätzlich versagt sein? Gewiß, der Verfasser will nicht die Gegenwart, am wenigsten die leitenden Behörden in dieser Hinsicht anklagen. Letztere haben ohne Zweifel eine Pflicht mit Seufzen erfüllt, die für den Augenblick unabweislich war. Es kann ja aus der einmal verschuldeten Noth eine Tugend werden. Aber ist es noch nicht Zeit, jenen Nothstand durch wahre Tugend zu überwinden? Erkennt man wenigstens das Gewicht der Anklage, die eine Zeit, die das christliche Deutschland gegen sich richtet, wenn es die Blüte seiner Jugend vor den gefürchteten Ausartungen einer Gemeinschaft nicht anders gesichert, nicht anders zu sichern weiß, als indem sie diese völlig unterdrückt, und jene ihres unersetzlichen Segens beraubt? — —

Doch ich kehre zu dem bescheidneren Zwecke meines Buches zurück. Am 26. Okt. schreibt S. aus Bonn:

... „Heute haben nun meine Vorlesungen, also auch meine

wissenschaftlichen Arbeiten begonnen. Ich denke, Berta, hier recht fleißig zu sein, habe es auch nöthig, und auch große Lust zur Arbeit. Ich wünsche, daß Dein August Dir einst als ein tüchtig gebildeter Mann zur Seite stehen könne."

Bonn, den 20. Nov. 1824.

„Solche Freude hatte ich heut' noch nicht erwartet, dieser liebe Sonnabend, der mir immer die Briefe meiner Geliebten brachte, schenkte mir heute schon wieder so erfreuliche Gaben. Denke, B., ich bereitete mich gerade am Nachmittage auf die Vorlesungen vor, die ich am Montag hören werde, hatte die Heil. Schrift vor mir und las folgende Stelle: „Die Weiber seien unterthan ihren Männern, als dem HErrn. Denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus ist das Haupt der Gemeinde; aber wie nun die Gemeinde ist Christo unterthan, also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen. Ihr Männer liebet eure Weiber, gleichwie Christus auch geliebet hat die Gemeinde und hat sich selbst für sie hingegeben. Also sollen auch die Männer ihre Weiber lieben, als ihre eigne Leiber. Wer sein Weib liebet, der liebet sich selbst."*) — Dieses also hatte ich gelesen, und natürlich hatte mich diese Stelle auch zu Dir hingezogen, und unser Verhältniß stand in schöner Klarheit vor meiner Seele. Ich fühlte so recht tief, liebe Berta, wie wir gewiß erfüllen könnten in späterer Zeit, wo uns geheiligtere Bande umschließen werden, was uns hier geheißen wird. Wer seine Braut liebt, wie sich selber, nicht wahr, m. B., der liebt dann auch einst sein Weib, wie sich selber, er liebt sein Weib, wie Christus die Gemeinde, und kann für sein Weib das Leben dahingeben! Und da wurde an meine Thür geklopft. Der Briefträger, und Briefe von Berlin, und in Deinem Briefe der Beweis alles dessen, was ich eben erst gedacht, das Zeugniß unsrer heiligsten und innigsten Gemeinschaft, erbauet auf den Eckstein alles dessen, was unvergänglich steht, auf Jesus Christus! ... Nein, m. B., das könnte ich nimmer lassen, Dir die letzten Augenblicke jedes Tages zu weihen, und die durch

*) Eph. 5.

die Trennung zerrißne Kette der Gedanken wieder anzuknüpfen. Es ist ja die schönste Zeit des Tages, wo ich mich Dir so ganz hingeben kann, durch nichts gestört, und wenn diese wenigen Augenblicke mir nicht zu Gebote stehen sollten, dann müßte ich das geplagteste Wesen der Welt sein. Gewiß, dazu werde ich stets Zeit übrig haben, ohne daß irgend eine andere Pflicht dadurch hintangesetzt wird. Dieß wird Dir genug gesagt sein, da Du ja selbst so lebendig den Wunsch ausgesprochen hast, ich mögte fortfahren, Dir täglich mein Innerstes zu offenbaren. Länger werde ich mich aber gegen die Mutter hierüber aussprechen müssen, die mir manche scheinbare Gründe dagegen aufgeworfen hat.

Den heutigen Tag habe ich unter angestrengter Arbeit von frühe an zugebracht, da mich der stete Regen auf meinem Zimmer bannte. Wie erfreulich war mir da die schöne Unterbrechung durch das Empfangen der lieben Briefe. Daß ich, nachdem ich sie gelesen, und in Gedanken bei meinen Lieben gewesen war, etwas zerstreut vor meiner Arbeit stand, und die Phantasie mir oft plötzlich über das Buch hinweg zu Dir und den andern Lieben eilte, ist mir wohl zu verzeihen, nicht wahr, m. B.? Sonst werde ich, nur mit höchst einzlen Ausnahmen, durch den Gedanken an Dich — was Mutter fürchtet — nie von der Arbeit abgezogen. Das erlaube ich mir durchaus nicht, und es würde meinem jetzt so fest stehenden Vorsatze, alles, was ich betreibe, in dem Augenblicke, wo ich mich ihm widme, mit ganzer Seele zu betreiben, schnurstracks entgegenlaufen. „Alles zu seiner Zeit!“ l. B., das ist gewiß eine treffliche Regel. Den Tag über mit allen Kräften gearbeitet, des Abends aber, wo auch der Taglöhner Feierabend macht, gehör' ich meinen Lieben.

Morgen, m. B., ist Sonntag, da gehen wir beide um 9 Uhr zur Kirche, singen und beten mit einander, und dienen in schöner Gemeinschaft, wie Gott es wohlgefällt, dem HErrn. Heut Abend aber sind wir auch Eins im Gebete für einander. Ja, B., was Du mir mittheilst, muß auch ich bestätigen. Seit unsrer innigen Gemeinschaft bin auch ich in eine innigere Gemeinschaft mit Gott getreten. Sage auch meiner Mutter und

meinen Freunden, Du entfremdest mich wahrlich keinem von ihnen; nein, sie alle liebe ich, seit ich Dich liebe, brünstiger, mit einer Liebe, so warm und treu, wie sie mich nur lieben können. Ja, Deine Liebe hat alles, was Liebe heißt, gesteigert, und das ist mir eben der Beweis, daß sie eine heilige und wahre Liebe ist."*)

Wie streng Sybel den Grundsatz ernster Selbstbeherrschung in der oben ausgesprochnen Hinsicht durchführte, mag besonders daraus erhellen, daß er späterhin in Berlin, als die geliebte Braut nur wenige Stunden von ihm entfernt wohnte, sich nur selten einen kurzen Ferienbesuch gewährte, obwohl sein schönes Leben, wie die, der Regel nach, täglich gegebenen schriftlichen Zeugnisse darthun, schon damals mit dem der Geliebten auf das innigste zusammenfloß. Selbst in jenen Fällen aber versahe er sich noch mit Arbeit, sobald der Besuch einige Tage währte, damit am wenigsten auch eine ihm so theure Zeit zu einem leeren Genusse herabsinke.

So schreibt er in dem schönen Briefe v. 10. Lenzmonds 1826:

... „Du willst genau wissen, wann Du mich zu erwarten hast. Am Sonnabend Abend um 7 Uhr denke ich die Wonne des Wiedersehens zu empfinden. Du bittest mich, lieber das schöne Fest zu unserm Beisammensein zu wählen, doch liebe Berta, wenn es irgend möglich wäre, mögte ich die reichen Segnungen, die mir hier durch die Predigt des Wortes Gottes zufließen würden, nicht entbehren, dann wollte ich mich gar gern am stillen Freitage durch den Gesang des Todes Jesu erbauen, ich würde also von Sonnabend bis Donnerstag Nachmittag bei Dir verweilen. Auch soll es mich dann sehr freuen, wenn Du Dich, nachdem wir uns am Sonntage von Morgen bis Abend die Herzen haben eröffnen können, an den übrigen Tagen in Deiner Thätigkeit durchaus nicht stören lassen wirst. Ich selbst bringe mir tüchtig zu arbeiten mit, weil ich weiß, daß Du dann nur einen frischen und lebendigen August bei Dir haben wirst,

*) Der Leser wird auch hier entschuldigen, wenn zuweilen, eben um den Zusammenhang der mitgetheilten Stellen nicht zu sehr zu zerreißen, in denselben über den nächsten Zusammenhang meines Textes etwas hinausgegangen wird.

wenn er seine ernste und bestimmte Beschäftigung hat. Nach derselben wird er dann ganz Dir angehören und Du ganz ihm, und er wird Dich, so viel möglich, einführen in das, was der Gegenstand seiner ernstern Beschäftigungen sein wird. Dieses denke ich mir auch so schön für unser künftiges Leben, daß Du auch immer auf gewisse Weise Theil nehmen mußt an meinem wissenschaftlichen Leben, und daß mir dadurch erst später die Wissenschaft noch einen höhern Grad von Lebendigkeit erhalten soll. Drum war es mir auch Bedürfniß, meine Geliebte so zu wählen. Aber, was sage ich, mir zu wählen? Bist Du mir nicht vom Himmel gewählt worden? Ja, Berta, ich habe noch heut recht lebendig daran gedacht, wie schön sich in unsren Herzen die Liebe entfaltet hat, und wie schön sie zur Blüte gelangt, als ich zufällig in einem Buche über die Entwicklung der gegenseitigen Liebe des Jünglings und der Jungfrau etwas Tiefes und Schönes auffand. Wie es dort gesagt war, so mußte ich mir gestehen, ist es bei uns gewesen und ist es noch und wird es bleiben. Eine Liebe, die in ihrem Ursprung so den Charakter der Ewigkeit trägt, die bewahrt ihn und bildet sich diesem Charakter gemäß immer reiner und herrlicher aus. Gewiß, wir werden es immer mehr erfahren, wie die Liebe eine immer geistigere Gestalt in uns gewinnt, wie sie sich immer mehr von allen irdischen Stoffen reinigt, das Sinnliche in den Hintergrund trit und verklärt wird vom Geistigen. Wenn auch das Sinnliche immer noch bleiben wird, wenn es den Seelen Bedürfniß sein wird, daß bei ihrem Ineinanderfließen, auch Herz an Herz sich schmiege, und Lippe die Lippe berühre, nur soll dieses Irdische immer weniger bloß um sein selbst willen erscheinen, es soll nur Symbol sein des Geistigen, der Geist soll dem Irdischen und Sinnlichen erst das Leben geben, wie es denn die ganze Bedeutung dieses Erdenlebens ist, durch die Durchdringung des Geistigen oder Göttlichen erst sein wahres Leben zu erhalten. Erd' und Himmel sollen Eins werden, das ist die große Aufgabe, die ihre Lösung verlangt nicht allein im großen Ganzen, sondern auch in den einzelen, ja den kleinsten Theilen. Die Erde soll und kann nicht Himmel werden, aber Erde und Himmel, Leib und Geist sollen harmonisch sich durchdringen. Aber wohin habe

ich mich verloren! Komm mit mir zurück in das Leben, wie es noch ist, noch nicht in dieser vollendeten Harmonie, aber darnach sich sehnend und in einzelen Lichtblicken schon vorempfindend die Wonne der nachfolgenden Glückseligkeit ..."

An den Verfasser schreibt Sybel, bald nach seiner Rückkehr nach Berlin, 11. Nov. 1825:

„Die Vorlesungen sind hier weit anregender, als in Bonn. Ich höre bei Schleiermacher die philosophische Betrachtung der Kirchengeschichte ff. — wöchentlich 25 Stunden. Außerdem will ich mit Hohnhorst die Psalmen lesen, habe wöchentlich einen Abend zu meinem Lesekränzchen für deutsche Klassiker bestimmt, und endlich 6 Stunden für Leibesübungen, Fechten und Schwingen. Letzteres ist man dem Leibe schuldig, wenn man gedeihen will auf Erden. Spazieren gegangen wird so oft, als nur möglich, aus demselben Grunde. So siehst Du, daß die Zeit mir genugsam ausgefüllt ist mit Geistes- und Leibesübung, und ich mir keinen Raum zu einem faulen, schlaffen Leben gebe ...."

Berlin, 15. Jan. 1826.

... „So komme ich denn nun wieder auf mich, l. Bruder, und Deine Frage über meinen Standpunkt im Studium. Da sieht es nun mit mir noch so recht studentikos aus; da backt sich hier und da etwas an und zusammen, aber in eigenthümliche und selbstständige Bildung ist noch weniges übergegangen. Und damit bin ich denn bis jetzt auch noch sehr zufrieden; ich lasse meine Gedanken und Ideen ihren ruhigen und natürlichen Gang der Entwicklung gehen, halte den Geist, so viel in meiner schwachen menschlichen Kraft steht, frei und gesund, mein Gefühl warm und besonnen, und den Willen frisch bei der Hand, das Vollbringen aber erbitte ich mir von Gott, dessen Hülfe ich gar sehr bedarf. Meine Vorlesungen weißt Du schon. Am meisten treibe ich Kirchengeschichte, und kümmere mich nur hierbei gar zu oft über mein d. Gedächtniß, welches im Anfang so frisch und lebendig auffaßt, aber nach einiger Zeit nur noch die verwischten Züge bewahrt ..."

2. Jun. 1826.

... „Seit Ostern höre ich nun bei Schleiermacher Pädagogik, praktische Theologie und Erklärung der Thessalonicher und Galater Briefe, und habe den Schleiermacher nun erst in seiner Größe erkannt. So höre ich des Morgens von 6—9 bei Schleiermacher, studiere dann von 9—12 täglich Schleiermacher's Dogmatik, höre von 12—2 bei Neander, Dogmatik ff., den Nachmittag aber habe ich zum Wiederholen der Vorlesungen bestimmt; da kannst Du denken, daß ich jetzt viel zu arbeiten habe. Sonst geht es mir mit Gottes Hülfe im Geistigen und Leiblichen wohl. Zuweilen bin ich betrübt, daß ich so wenig Fortschritte im historischen Wissen mache, und so gar viel wieder vergesse. Da ich aber gerade nicht nachlässig bin, so tröste ich mich über das, was nun einmal nicht zu ändern ist, und was doch auch sein Gutes haben muß."

Ueber den Erfolg seiner Studien wähle ich gleichfalls einige anziehende Stellen aus. Besonders charakteristisch sind die Mittheilungen über die ersten von Sybel gehaltenen Predigten. Sie zeugen einerseit von der frischen, lebendigen Fülle seines Geistes und einem nicht gemeinen Talent; anderseit dürfte die, nach einigen glücklichen Erfolgen, von ihm gemachte, demüthigende Erfahrung auch für Gleichbegabte belehrend sein.

Berlin, den 26. Lenzmonds 1827.

... „Am Freitag war ich, wie gewöhnlich, bei L., wir waren wieder recht gemüthlich beisammen, und kamen in unsern Gesprächen darauf, was eine Predigt sein müsse. Da wichen unsre Ansichten nun sehr ab. Wie, will ich weiter nicht sagen, doch kann ich's Dir im allgemeinen so ausdrücken, daß L. meinte, die Predigt solle nach allgemeinen Regeln gemacht werden, ich dagegen, daß der Prediger sie mehr werden lassen solle, als sie machen. Nach L. wurde die Predigt ein Gedachtes, denn Gedanken kann man nach bestimmten allgemeinen Gesetzen in sich machen, ich wollte dagegen, der Prediger solle von einzlen religiösen Empfindungen bewegt werden, was er also nicht selber machen kann, und sein Machen solle nur darin bestehen, diese Empfindung nun, ihr selber angemessen, auszusprechen. Als ich

zu Haus kam, war es zwölf Uhr, da nahm ich die Bibel und las mir die Epistel des 2ten Ostertages. Dieses regte mannichfaltige Empfindungen in mir auf, sie gestalteten sich zu einem Ganzen, und nun suchte ich mir, auf und nieder gehend im Zimmer, Worte für meine Empfindung, innerlich mir alles vorsprechend. Da wurde eine Predigt, ganz nach der Art, wie ich eben gegen L. mich darüber ausgesprochen, und als sie innerlich vollendet vor mir stand, da ergriff mich solch Verlangen, sie auch wirklich am 2ten Ostertage auszusprechen, daß ich auch gewiß, so Gott will, sie in Etzin an dem Tage halten werde. Du weißt, es war schon immer mein Wunsch, an diesem Tage zum erstenmal zu predigen. Da war es denn 2 Uhr geworden in der Freitagsnacht, als ich zu Bette kam; doch reute mich das nicht; denn die verwachten Stunden waren mehr werth, als manche am Tage, wo einem so zu Muthe ist, daß man lieber schlafen möchte.*) Am Sonnabend kam ich nun erst etwas spät hinaus, gab meine Geschichtsstunde mit etwas mattem Herzen und ging dann zu Hegel in die Vorlesung, der mit dieser Stunde seine Vorlesungen beendete und durch seinen Schluß Albert und mich hoch begeisterte, und mit den erhabensten Ideen unsre Seele erfüllte. Von ihm eilten wir zu Schleiermacher, der gestern Einsegnung hielt. Ach! was war das einfach und erhebend, und wie war die Seele des Mannes bewegt, und wie gelang es ihm, die Bewegung in Worten darzulegen, und wie erfaßten die Worte das Herz. Die so überaus einfache Anordnung des Ganzen erfreute mich sehr. Die nicht ermüdend lange Rede, die klare und bündige Darstellung des Wesens dieser Handlung, wodurch den Kindern ganz bewußt werden mußte, was eigentlich mit ihnen geschah, daß nicht examinirt wird, und daß mit der Einsegnung gleich die Vorbereitung zum Abendmahl verbunden war, welches die Kinder nun gleich am folgenden Tage mit der Gemeinde genießen, das alles erschien mir so zweckmäßig und schön." —

*) Im allgemeinen hielt Sybel jedoch auch streng darauf, daß die von der Natur gebotne Zeit dem Schlafe vor Mitternacht nicht entzogen werde.

Diese Predigt wirklich zu halten, wurde Sybel durch eine Krankheit verhindert. Bald darauf aber erzählt er die Geschichte der 2ten Predigt also:

Etzin, den 26. April 1827.

... „Auf der Herfahrt war es gar schön. Bis Spandau fuhr ich in einem Charlottenburger, dort traf ich den Wagen, den mir der Oheim entgegengeschickt, und da ging's mit den muthigen Pferden dann frisch weiter durch die grünen Felder. Ich hatte mir schon in Berlin das Evangelium durchgelesen, das auf den nächsten Sonntag fällt, das lag mir nun im Sinn, und das habe ich den ganzen Weg über im Herzen bewegt. Am andern Morgen war gar herrlich Wetter, ich ging nach dem Garten, und dort in der Morgensonne schrieb ich mit der Bleifeder die gestrigen Gedanken auf, ordnete sie, und siehe da, meine Predigt war vollendet und lag nun, wie sie so natürlich im Innern erwachsen, eben so natürlich vor mir. Nun gebe nur Gott, daß sie sich beim Lernen nicht erkälte, aber das hoffe ich nicht; denn was einmal wahrhaft lebendig im Gemüthe gewesen, das wird ja immer wieder darin lebendig. Das Auswendiglernen ist zwar ein Mangel, aber ein Anfänger darf es doch nicht anders wagen, und kann, wenn er's nur herzlich und gewissenhaft meint, auch den festen Glauben haben, daß Gott sich auch durch den Schwachen mächtig zeigt. Ich habe zur Predigt einen gar herrlichen und reichen Bibeltext, die Stelle Johann. 10, 12—16., wo sich Christus als einen guten Hirten darstellt. Da will ich nun erst zeigen, daß die Menschen eines Hirten bedürfen, der sie zu Gott führe, und hierauf, daß Christus wirklich dieser Hirte sei, weil er den Vater kennt, weil er die Seinen erkennt und weil er sein Leben für die Seinen gelassen hat. Pfingsten, liebe Berta, da lese ich Dir dann die Predigt vor, und auch die, welche ich den 2ten Ostertag in Etzin halten wollte."

Berlin, den 15ten Brachmonds 1827.

.... „So komme ich denn auf meine Predigt, die ich morgen in Weißensee zu halten gedenke. Sie innerlich auszu-

bilden, hat mich in den letzten Tagen noch besonders beschäftigt. Aufschreiben will ich sie erst heut, und eigentlich auswendiglernen will ich sie daher gar nicht. Ich hoffe, da ich es gewiß herzlich meine, und ich weiß, daß diese innre Wärme äußerlich lebendig nur auf diese Weise hervortreten kann,*) daß mir Gott dazu seine Kraft und seinen Geist schenken wird." —

Berlin, den 20sten Brachmonds 1827.

.... „Meine geliebte Berta, es ist schon Mittwoch, und ich habe Dir seit Sonnabend nicht geschrieben. Ach, wenn ich Dir doch nun so schreiben könnte, was ich Dir alles schreiben mögte; sagen wollte ich Dir alles in einer halben Stunde, aber schreiben? Und die Zeit ist kurz. Nun vom Sonnabend hast Du noch von mir gehört. Am Sonnabend Abend erst schrieb ich mir meine wohl durchdachte Predigt auf, las sie dann am Sonntag früh noch einmal über, und bestieg so freudigen Muthes die Kanzel. Vor der Predigt ließ ich ein köstlich Lied singen aus dem Porstenschen Gesangbuche: „Meines Lebens beste Freude," und sang es in der erhobensten Stimmung, jedes Wort am Herzen empfindend, aus voller Brust mit. Gepredigt habe ich ohne alles Stocken, und so, daß mir die Tante W. und Louise R. nachher die Hand sehr warm drückten und sagten, meine Worte hätten sie recht erbaut, und der Oheim W. meinte auch, ich hätt' es gut gemacht ..."

Charlottenburg, den 28. November 1827.

.... „Am letzten Sonntag hat mich mal was sehr Schlimmes betroffen. Der Superintendent M. hatte mich bitten lassen,

*) Diese Erfahrung meinte er beim Halten der ersten dennoch gemacht zu haben; er schreibt darüber 1. Mai: ... „so ging ich denn tief bewegt zur Kirche, sang die Lieder mit der Gemeinde und predigte dann freudigen Muthes .... Aber so viel habe ich doch gemerkt, daß eine auswendig gelernte Predigt lange nicht die Kraft haben kann, als eine unmittelbar aus dem Herzen gesprochne, selbst wenn sie nicht so geordnet ist, als die gelernte." — Die Erfahrung lehrte ihn später, was zur Berichtigung dieser Bemerkung nöthig ist.

Nachmittag zu predigen, und ich that's gern. Weil ich aber meine Berliner Stunden nicht gern aufgeben wollte, ging ich den Sonnabend hinein, schlief die Nacht dort, und konnte nun doch nicht genug an meine Predigt denken. Zwar hatte ich schon die frühern Tage daran gedacht, aber noch zu wenig. So kam der Sonntag Nachmittag herbeigeflogen. Ich bat noch Gott zuvor recht innig, mich stark zu machen, aber ich hatte dem lieben Gott zu wenig das Meinige dazu gethan. Zwei Drittel der Predigt gingen ganz gut von Statten, als mir plötzlich die Gedanken wie abgeschnitten waren. Da mußt' ich lesen, und das konnte natürlich nicht recht warm geschehen. Mir ist's aber heilsam gewesen, und ich habe erkannt, daß Gott mehr Fleiß bei dergleichen von mir fordert. Mir that nur die Gemeinde wehe, denn ich stockte doch so, daß sie's merkte, und sprach auch nachher in ganz anderm Ton. — Erst war ich doch im Gemüthe gewaltig dadurch geschlagen, und es hat mir ordentlich was gekostet, mich wieder aufzurichten. Das macht aber das falsche Selbstvertrauen."

Wahrhaft rührend ist die Bescheidenheit, mit welcher er, nach so langer angestrengter Arbeit, nach so manchen, vor vielen andern genoßnen, Auszeichnungen, nicht allein seiner ersten theologischen Prüfung pro licentia entgegen ging, sondern auch das Zeugniß seiner Examinatoren mit lautem Danke entgegen nahm, welches viele an seiner Stelle mit Mißmuth erfüllt haben würde.

Nachdem er in seinem curriculum vitae über den Gang seiner Studien berichtet, schließt er dasselbe: „So erscheine ich denn jetzt im Gefühle meiner Schwäche vor meinen Examinatoren. Ich weiß, daß ich die mir von Gott verliehnen Kräfte genützt habe, aber mehr, als er hat haben wollen, kann ich nicht leisten. In seine Hand befehl' ich mich. Amen!"

Später schreibt er an seine Braut:

Berlin, den 22. Januar 1829.

... „Berta, ich habe recht guten Muth, und schreite zum Examen mit dem festen Glauben, Gott werde mir bei-

stehen. Ohne ihn hilft alles Wissen nichts. Dann habe ich das Bewußtsein, fleißig gewesen zu sein, und das nicht allein, sondern mein Fleiß hat mir in neuster Zeit, bauend auf dem frühern Fleiße, doch etwas geschafft, und ich habe wirklich von manchen Dingen eine sichre Kenntniß. Aber rühmen darf ich mich dessen doch nicht, denn wenn ich mich plötzlich und abgerissen auf eine Sache besinnen soll, wird's mir noch immer schwer."

Am folgenden Tage.

„Meine Berta, freudig gehe ich mit Gott und mit Dir zur Prüfung. Meine liebe Berta, Du bist mein und ich fühle es, Dein Geist ist bei mir."

Dein August.

„Am Abend. Meine Berta, ich bin vor kurzem heim gekommen und wurde gleich von Deinem lieben, lieben Briefe begrüßt. Ja, l. B., der HErr ist heut mit mir gewesen wunderbarlich, und wenn ich auch nicht excellirt und durch meine Kenntnisse Aufsehn erregt habe, so mein' ich die Sache doch grade nicht schlecht gemacht zu haben. Die Hauptsache ist mit heut überstanden, morgen ist schriftliches Examen und Katechisation in einer Schule. Da wird man also nicht durch Fragen gezwackt. Ein merkwürdiges Gefühl bleibt es immer, sich so ausfragen zu lassen, zumal da man im Augenblicke die bestimmteste Antwort bei der Hand haben soll, noch dazu in fremder Sprache ..."

Den 27. Januar 1829.

... „Du kannst Dir meine ungemeßne Freude denken, ich habe wirklich das Prädikat: „Gut bestanden" erhalten oder errungen. Für meine Predigt und Katechese erhielt ich noch besondre Elogen.*) Es kann einen doch bedeutend freuen, wenn man mehr erlangt, als man vorher so sicher erwartet, denn ich hatte ganz bestimmt nur auf ziemlich gut gerechnet, weil ich

*) Bei der folgenden Prüfung pro minist. erhielt er überhaupt die höhere Zensur.

meine Ungeschicklichkeit kannte, wenn ich auf der Stelle und in fremder Sprache etwas auseinander setzen soll. Berta, ich bin noch so freudvoll, daß ich dem lieben Gott noch nicht einmal recht danken kann, und es ist mir immer, als sei es noch nicht wahr, aber es ist wahr. Ach ja, ich danke Dir von ganzem Herzen, lieber Vater, und wünsche nichts, als daß ich Dir mein Leben ganz und gar hingeben mögte. O, erhalte Du mich doch immer auf Deinen Wegen und laß mich in Einfalt und Demuth Deinem Sohne, unserm Heilande, nachgehen! — Liebe Berta, ich weiß, Du sprichst das ganz mit mir, und mir war's, als ich eben diese Worte niederschrieb, nicht als schriebe ich sie, sie waren unmittelbar aus tiefer Brust zu ihm hingerichtet."

* * *

Doch vielleicht zu lange schon hätte ich den Leser mit Darstellung der wissenschaftlichen Beziehungen eines Lebens aufgehalten, zu dessen eigenthümlichem Lebensberufe sich die Wissenschaft, wie sich nun ergab, nur als Mittel zum Zwecke verhielt: wenn nicht auch das wissenschaftliche Leben Sybel's so ganz von dem durchdrungen erschiene, was das Charakteristische seines harmonischen Gemüths= und Geisteslebens war. Für die übrige Zeit seines Lebens mag aber der wissenschaftlichen Beziehungen nur noch beiläufig gedacht werden. Er blieb ihnen, namentlich noch durch den ganzen folgenden Abschnitt hindurch, mit großer Liebe ergeben, zog insbesondere noch die schöne Litteratur des Vaterlandes in den Kreis seiner Studien, und widmete ihnen so viel Zeit, als er durch angestrengten Fleiß in seinem, bald arbeitvollen, Leben irgend erübrigen konnte, oder als höhere Berufspflichten ihm zu gestatten schienen. In den letzten Jahren seines Lebens nahmen diese sein Herz, seine Kraft und Zeit so ganz hin, daß er sich größtentheils mit der praktischen Durchbildung der früher gesammelten Schätze begnügte, manche Lücke zu schließen suchte, deren dem jungen Pfarrer bei der heutigen Gestalt unsrer akademischen Einrichtungen so viele zu schließen bleiben, und nächstdem vorzüglich die kirchliche Litteratur im Auge behielt.

Begleiten wir Sybel nun in die übrigen Kreise seines äußeren und inneren Lebens, so sehen wir in den häuslichen Kreis und den der Freunde noch die Geliebte seines Herzens treten. Doch wenn wir sein, ganz für die Liebe geschaffnes, Herz mit seltener Innigkeit der Geliebten hingegeben finden, so erweiterte und erhob diese reine Brautliebe sein Herz nur noch mehr, Mutter, Geschwister und Freunde mit der innigsten Liebe zu umfassen.

So erstarkte er, die großentheils selbstgeschaffnen Leiden der Mutter mit großer Geduld und Liebe zu tragen, bis die Arme, nachdem sie öfter in völlig unfreien Zustand der Seelenkrankheit verfallen, derselben ganz erlag.

Selbst dem weiteren verwandtschaftlichen Kreise noch näher zu treten, gab das brautschaftliche Verhältniß Veranlassung. Auch neue Befreundungen, zum Theil unter den eigenthümlichsten Verhältnissen, führte es herbei, und es mußte zweifelhaft werden, ob die Freundschaft oder die Liebe mächtiger war in seinem Herzen.

Die vaterländischen Bestrebungen wurden nicht völlig abgebrochen, nahmen aber eine mehr universelle Richtung. So konnte auch die turnerische Richtung nicht weiter den Mittelpunkt seines Lebens ausfüllen; indeß blieb ihm die Liebe und Pflege der Leibesübungen, und der entsprechende jugendfrische Sinn, wenn auch in einen höheren Lebenskreis aufgenommen, bis an sein Ende.

Durch verschiedene, in den Kreis der Freunde eingetretene, junge Künstler befreundete er sich nicht allein dem Schönen und der Kunst, welche, als die Basis und die geistige Macht der Natur, seinem, aus dem Schönen gebornen, Geiste so nahe liegen mußte, sondern ging selbst in eine gewisse ästhetisirende Richtung ein, die damals viele Lebenskreise zu Berlin befing. Diese Richtung hat die Entwicklung seines höheren Geisteslebens lange Zeit gehemmt, vielleicht selbst gefährdet, wie der Verfasser wenigstens damals befürchtete. Jene Richtung giebt jederzeit Zeugniß, wenn nicht gradezu der Schwächlichkeit ihrer Anhänger, so doch ihrer Befangenheit in einer niederen Lebenssphäre. Wo das Schöne in seiner Wahrheit,

also in der Harmonie des Guten und Wahren, als dessen und des Göttlichen eigenthümliche Erscheinungsform erkannt wird, da wird es für sich und seine Priesterinn, die Kunst, diese hochgeborne Schwester der Natur und des Geistes, begeistern, aber damit nie aus der, ebenso geschloßnen als freien, Harmonie des Glaubenslebens heraustreten. Vielmehr wird die Kunst, als die zeitliche Darstellungsform der Bildungen der Idee des Schönen, ihre Wahrheit nur in der Verbindung mit der Religion suchen und finden, da diese die alles umfassende, und so auch die Idee des Schönen begründende, Idee Gottes und seines Reiches zum Inhalt hat. Vor allem kann die christliche Kunst nur in der innigsten Einheit mit der geoffenbarten Wahrheit bestehen. Ja indem in dieser die Idee Gottes und seines Reiches ihren ewigen Ausdruck gefunden, und das Glaubensleben, auch des christlichen Künstlers und Kunstfreundes, hierin wurzelt, von hieraus, als dem Mittelpunkte seines in Gott und dem Heiligen gegründeten Geisteslebens, ihm Licht, Richtung und Maß für alle seine Thätigkeit entspringt: so wird namentlich auch seine künstlerische, freie oder Berufsthätigkeit in der Religion der Wahrheit sich normirt, in der Harmonie mit ihr auch ihre Wahrheit, ihres Gedeihens Bürgschaft finden.

Von diesem Standpunkte war jene ästhetisirende Richtung fern. Die mehr äußerlich erfaßte Idee des Schönen war ihr wohl die höhere; so blieb in diesem Kreise für die Richtung, welche das Herz über sich selbst, über die Sünde, zu dem Grunde seines Lebens und Gedeihens erhebt, nur die zweite Stelle übrig: die Entwicklung des christlich-religiösen Lebens konnte sich hier nicht in seiner Kraft und Wahrheit entfalten.

Sybel nun, wie innig auch in seiner natürlichen, der Gnade zugewandten Frömmigkeit, hatte noch nicht die Höhe des mit Bewußtsein in der Wahrheit der Kirche gegründeten Lebens erreicht, als jene Richtung ihn berührte. Der schmeichelnde Schein des Schönen täuschte ihn um so eher, als das Schöne in seiner Wahrheit ja auch dem Guten und Heiligen nicht widerspricht — und ihm auch diese ästhetisirende Rich-

tung mit dem Ernst des christlichen Glaubenslebens wohl vereinbar schien.

Als es später der Gnade gefiel, Sybel auf jene Höhe des Glaubenslebens zu erheben, trat jene gefährliche Richtung von selbst zurück. Das Schöne konnte ihm nun nicht mehr den Grundton in der Harmonie der göttlichen Ideen bilden, Jesus Christus, und die von ihm ausgehenden, allumfassenden Ströme des Lebens, mußten diese erste Stelle einnehmen. Wenn aber in den späteren Abschnitten seines Lebens das Schöne, wenigstens als abstract Schönes, fast zu sehr in den Hintergrund zu treten schien: so wird sich, hoffe ich, der Leser überzeugen, daß dem Vollendeten nur eine längere Dauer des zeitlichen Lebens, vielleicht auch nur günstigere Lebensumstände hätten beschieden sein dürfen, um jene, einstweilen zurückgetretene, Idee in christliche Verklärung wieder aufgehen zu sehen.

Doch, des Gesagten ungeachtet, werden wir nun die Liebe Sybel's zu Natur und Poesie, überhaupt sein Geistes- und Gemüthsleben, in diesem Abschnitte noch die mannichfachsten Blüten entfalten sehen. Ja, auch seine sittlich-religiöse Richtung wird, in den Anfängen seines amtlichen und häuslichen Lebens, uns viele erquickliche Zeugnisse geben.

Ich gedenke nun, die hiermit schon im allgemeinen angedeuteten, weiteren Lebensverhältnisse Sybel's nicht in strenger Absonderung darzulegen. Die seine Geschichte durch diesen ganzen Abschnitt hin, fast von Tag zu Tag begleitenden, Briefe desselben geben uns ein zusammenhangendes Bild seines Lebens und seiner Entwicklung in dieser Zeit. Ich beschränke mich daher auf die nicht leichte Mühe, einige der schönsten seiner brieflichen Mittheilungen auszuwählen, sie mit den gleichzeitigen Dichtungen zu verflechten, und so dem Leser den ferneren freien Blick in dieses schöne Leben zu eröffnen.

Hierbei gedenke ich die Zeitfolge im allgemeinen festzuhalten, nur, wo es geeignet scheint, das Gleichartige übersichtlich zu verbinden, und mit etwa angemeßnen Bemerkungen zu begleiten.

* * *

Aus dem ersten akademischen Jahre 1824—1825 zu Bonn.

Ober-Eisen (auf der Reise nach Bonn)
3. Oct. 1824.

Geliebte Berta!

„Wiewohl es mein Vorsatz war, Dir erst von Erfurt aus zu schreiben, so spähete ich doch gestern schon den ganzen Tag nach einem Augenblick, wo ich Dir durch Schrift zeigen könnte, wie ich Deiner gedenke, und wie mich Dein Bild durch alle Thäler, über alle Berge begleite. Doch gestern wollte sich kein Augenblick finden, und rastlos ging es weiter. Jetzt ist es drei Uhr Morgens, und da ich mich schon früh auf mein Strohlager gestreckt, konnte ich nicht länger schlafen, und nun, l. B., gehöre ich Dir eine Stunde.

... Du willst, daß ich ganz offen gegen Dich sei, so theile ich Dir denn auch ganz offen mit, was ich gestern gedacht, als ich mir das Bild des letzten Abends, der uns so innig vereinigte, und namentlich den Augenblick zurückrief, als ich Dir meine Gedichte vorlas:

Ich dachte also: „Du hast in Deinen Gedichten Deiner Berta viel Lob gesagt, ihr Inneres und Aeußeres hast Du in poetischem Lichte angeschaut; die Poesie idealisirt, und diese idealen Anschauungen hast Du Deiner Berta mitgetheilt."

Sieh', Berta, indem ich so dachte, fiel mir unwillkürlich die Schwäche des menschlichen Herzens ein; und auch Dein Herz ist gewiß schwach, wie rein es auch sein mag. Darin aber ist das weibliche Herz noch schwächer, als das der Männer, daß die weiblichen Herzen für Lob, besonders was leibliche Schönheit betrifft, empfänglicher sind, und leichter dadurch zur Eitelkeit verleitet werden. Wenn aber das Lob schon in prosaischer Rede dem Herzen gefährlich werden kann, wie muß die Poesie, die sich so süß in die Herzen hineintönt, erst verderblich werden können!

Dir, geliebtes Mädchen, mögte ich nun nicht Versuchung zur Sünde geben. Darum höre meine Gedanken hierüber. Die Poesie schaut ursprünglich die Wirklichkeit an, doch erhebt sie zugleich ihren Gegenstand zum Ideal. Schaue ich nun einen Men-

schen mit poetischem Gefühle an, so erhebe ich sein wirkliches, gegenwärtiges Sein zu einem idealen, und theile ich ihm diese ideale Anschauung seines Wesens mit, so stelle ich ihm ein Bild vor die Seele, zu dem sich sein gegenwärtiges Wesen, in welchem die Keime des idealen ruhen, erheben kann, ohne es noch erreicht zu haben. So habe ich Dir, gel. B., die ideale Anschauung Deines Wesens mitgetheilt, und denke, Du werdest Dich dadurch begeistern lassen, Deinem Ideale immer näher zu treten."

Schon der erste Brief, den Sybel aus Bonn an die Braut richtete, läßt einen Blick in das lieblich schöne Gemüthsleben thun, welches oben bereits bezeichnet wurde. Ich theile einige Stellen daraus mit:

B., d. 19. Okt. 1824.

Geliebte Berta!

„So will ich denn mit dem heutigen Abende das innige Band unserer Seelen durch schriftliche Mittheilung noch fester zu schließen beginnen. Ich gedenke nämlich, wo es mir nur irgend möglich ist, täglich an Dich zu schreiben, und Dich in innigen Zusammenhang mit meinem Leben zu setzen, damit sich auf diese Weise die heil. Gemeinschaft, in die ja unsere Seelen durch das eheliche Bündniß zu treten sich sehnen, schon jetzt vorbereite; so daß Dein Herz mehr und mehr der Spiegel meines Herzens, und mein Herz der Spiegel des Deinen werde. O, Berta, welch' Entzücken erfaßt mich, wenn ich daran gedenke, mit Deiner Seele mich so zu verknüpfen!

Bei diesen Mittheilungen meine ich nun ganz einfach zu Werke gehen zu müssen, zwar nicht reine Aeußerlichkeiten, aber doch Aeußeres Dir darzubringen, in denen sich das Innere abspiegelt; wo ich strauchle, wo ich falle, wo ich kämpfe, wo ich siege, das alles sollst Du wissen, damit Dir mein Leben vor Augen stehe, und Du sagen mögest: „Ich kenne meinen August ganz." Recht offen, l. B., will ich sein; ich mögte ein Fensterlein vor dem Herzen tragen, und Dich hineinschauen lassen.*) Sei Du nun aber, liebes Kind, über mich

*) Der liebe Leser wird leicht erkennen, daß die Auszeichnung von dergleichen Stellen nur von mir herrührt. Der Verf.

auch recht offen gegen mich, und wo ich Dir mißfalle, schreibe es mir recht klar, und ermahne mich fleißig, mich zu bessern; denn das Ermahnen thut dem Menschen sehr wohl. O ich denke durch Dich, wie Dich meine Mutter so schön nennt, meinen Schutzgeist, viel, viel besser zu werden, als ich bin; denn ich bin nicht so gut, als Du denkst, freue mich aber recht innig darauf, mit Gottes Hülfe durch Dich noch so zu werden.

.... Heut Abend war ich bei Prof. S. zum Thee, er hat eine bescheidne und wohl liebenswürdige Frau. Als er sie „l. B." rief, o wie wurde mir da wohl und weh' um's Herz, und ich dachte, daß ich doch auch meiner Lieben „l. B." zurufen könnte, daß sie es hörte. Nun ich thu' es also: Liebe Berta, schlaf' wohl!"

B., 20. Okt. 1824.

„Mit schon ganz schlaftrunknen Augen komme ich heut' noch zu Dir. Den heutigen Tag verlebte ich größtentheils unter Besorgungen. Als es schummrig geworden, ging ich allein an das Ufer des Rheins, der wenige Schritt vor meinem Hause, welches das erste am Thore ist, einherströmt. Es herrschte eine schöne Stille, und nur des Stromes Rauschen tönte in die Ruhe. Berta, der Tag war unruhvoll gewesen, diese Augenblicke der Ruhe aber, wo ich über den klaren Spiegel des Stromes hinweg nach Berlin schaute, waren ganz Dir geweiht. Die heilige Stille erregte auch Gefühle der Andacht in mir, ich mußte die Hände falten und bitten: HErr, der Du auch über diesen Wassern waltest, sei Du mit mir und all' den Meinen! .... Schlaf' nun wohl, recht wohl!"

Den 23. Okt.

... „Heut hab' ich einen schönen Tag verlebt, schön durch die öftere innige Gemeinschaft mit Dir, meine Berta! Ich las am Nachmittage die kleine Schrift von Jean Paul: „Ueber das Immergrün unsrer Gefühle," und schaute das Immergrün unsrer Liebe in meinem Geiste. Berta, ist es nicht unendlich schön gesagt: nur ein enges Herz wächst nicht, aber ein weites

wird größer; jenes verengen die Jahre, dieses dehnen sie aus. — Laß uns ein weites Herz haben; Berta, o wir haben es! Es wächst die Liebe in unsrem Gemüthe, sie wird zur Knospe, die Knospe entfaltet sich, und in ewigem Glanze prangt die Blume." —

Den 27. Okt.

„Wiewohl mir der heutige Tag dadurch, daß meine langersehnten Sachen hier eintrafen, freudig ward, so war er in sittlicher Hinsicht unbefriedigend. Das Auspacken und Einräumen der Sachen zerstreute mich zu sehr, der Geist blieb nicht gesammelt genug für die nachfolgende Arbeit. Darnach aber sollen wir streben, daß der Geist unter allem Wechsel des Aeußern unwandelbar, fest und frei sich bewahre. Mich nun beherrschen die äußeren Dinge, und ich mußte bei der Arbeit die größeste Kraft anwenden, mich an den wissenschaftlichen Gegenstand, der mich einmal beschäftigte, zu fesseln. Endlich sammelte dieser Gegenstand mich selbst, die Auslegung der Heil. Schrift. Wie sehr spricht dieses neue Studium mich an! O, es ist herrlich, sich in die Tiefen unsrer göttlichen Religion einführen lassen, und auf jedem Tritte, den man vorwärts thut, die Liebe Gottes in ihrer Ueberschwänglichkeit immer reiner zu erkennen."

Den 28. Okt.

... „Aber Berta, sei Du nun auch recht aufmerksam auf mich, und ermahne mich immer zum Guten. Sieh', ich glaube wohl, daß ich in den Briefen, wiewohl ich so offen bin gegen Dich, doch weit besser erscheine, als ich wirklich bin. Es giebt so viele kleine Fehler, so viele unsittliche Stimmungen, die unbedeutend scheinen, die sich gar nicht in Worte fassen lassen, aber doch vor Gott Unrecht und Sünde sind; ja es giebt so viel Sünden, die wir selbst nicht einmal an uns kennen. Sieh', B., davon kann ich Dir nun natürlich nichts schreiben, aber Du mußt ja recht aufmerksam auf mich sein, und wo Du etwas bemerkst, es rügen; ich werde dann alles reiflich erwägen,

was Du mir sagst, und je mehr Tadelnswerthes Du an mir findest, um so lieber will ich Dich haben, denn so weiß ich gewiß, daß Du mich recht wahrhaft liebst, denn für Fehler hat nur wahre Liebe Auge und Wort. — Was Du vielleicht noch nicht an mir bemerkt hast, aber doch gewiß der Fall ist, ich bin sehr eitel, und das ist sogar mein Hauptfehler. Ich komme mir oft gewaltig vortrefflich vor, und gefalle mir selbst, bis ich dann durch Erkenntniß meiner großen Schwäche wieder zur Demuth komme. Wenn ich so mit Anderen mich unterrede, und fühle, daß ich sie übersehe, so kann ich gar sehr eitel sein, und im Augenblicke ganz abkommen von den guten Vorsätzen, die ich gefaßt habe. Wenn ich es dann merke, so thut es mir recht wehe; oft sogar aber ist dieses Reugefühl noch nicht das ganz wahre, und ich werde wieder darauf eitel, daß ich Reue fühlen kann — und so plagt mich dieser Feind gewaltig. Wenn ich nun in Berlin mit Dir vereint war, dann schlummerten diese bösen Triebe, und mein Wesen ging auf in das Deine; hier aber ist dieser Feind schon wieder einmal hervorgetreten; doch hoffe ich ihn mit Gottes Hülfe ganz zu besiegen — und so viel Du mir darin beistehen kannst, thue es ..."

Lange hatte der Vollendete diesen Kampf gegen einen Feind zu kämpfen, der eine so große Zahl von Menschen, selbst von Edleren, am Seile führt, ohne daß sie diesen giftigen Krebs an ihrem innersten Seelenleben nagen fühlen. Sybel kämpfte ernst und fromm, doch gelang der Sieg ihm erst in späterer Zeit, wo er mehr noch dem Schilde des Glaubens vertrauen lernte, als dem Arme, der ihn so kräftig führte; wo er, ohne den Ernst des Kampfes aufzugeben, doch seinen Blick mehr noch auf den dornengekrönten Feldherrn richtete, dem alle Feinde zu Füßen liegen müssen,*) als allein auf diese Feinde. Was aber diesen tief innerlichen Gemüthskampf Sybel's so anziehend macht, ist, daß wir ihn hier von einem so lebensfrischen, frei und kräftig nach außen hervortretenden Jünglinge geführt sehen. Es mögen hier sogleich noch einige gleichartige Mittheilungen eine Stelle finden.

---

*) 1 Kor. 15, 25. 1 Joh. 3, 5. 8. 1 Joh. 4, 4.

Bonn, den 15. Novbr. 1824.

Geliebte Berta!

„Die Briefe an Dich und meine Lieben sind heute abgegangen, ich verfolge sie in Gedanken, bis sie bei Dir sind. Heute Abend war ich zum Professor Lücke geladen, da bin ich erst spät zu Haus gekommen, aber eine gute Nacht will ich Dir doch noch sagen und Dir noch mittheilen, was mir auf dem Herzen liegt. Sieh', ich höre mich oft in Gesellschaft gern sprechen, das habe ich auch heut wieder gethan, und das thut mir weh. Ich bemerkte es, daß mich diese Eitelkeit beschlich, und da verbot ich mir den Mund, und sprach nur, wenn es nöthig war. Ja Berta, Dein August ist oft eitel, doch es thut ihm gewiß recht innig leid, wenn er es gewesen ist, wenn er sich mit beschämtem Blick Dir nahen, und Dir seinen Fehler in Betrübniß über sich selbst bekennen muß. Doch solch' Bekenntniß thut auch wohl, es macht den Willen, sich zu bessern, fester und immer fester. — Gott sei mit uns, meine liebe Berta!"

D. 10. Februar 1825.

... „Ich habe mich in den letzten Tagen und auch heute noch kräftiger, freudiger und ernster gefühlt, als in der Zeit, welche dieser vorherging, dennoch konnte ich heut die Eitelkeit nicht zurückdrängen und wurde einige Augenblicke von ihr besiegt, als sie mich trieb, über einen wissenschaftlichen Gegenstand mich selbstgefällig zu äußern, indem ich mir einmal selbst sagte: ei, das weißt Du ja gar schön, und mich dann auch bemühte, durch das Aussprechen andern mein Wissen auf solche Art vorzutragen, daß sie eine große Meinung von mir bekommen sollten. Mein lieber B., der gegenwärtig war, machte mich nachher darauf aufmerksam; er gab mir nur leise Winke; aber ich verstand sie und muß ihm, wenn ich mich ernst prüfe, Recht geben. Man hat sich besonders, wenn man einst als Lehrer des Volks auftreten will, wo diese Eitelkeit am mehrsten Stoff erhält, sehr dagegen zu waffnen. Wie nichtig, wie jämmerlich ist es, so seines eitlen Ruhmes wegen den Mund zu öffnen; ob ich nun auf diese versteckte oder auf offnere Weise selbst mein Lob verkündige, ist es nicht an sich gleich niedrig? Wiewohl jenes erstre

gewiß noch weit verwerflicher ist, da das letztere größtentheils nur aus Dummheit, jenes aber aus innerer Verderbheit geschieht.

Berta, strebe doch besonders darnach, solchem Keime der Eitelkeit in Deinen Kindlein die Nahrung zu entziehen, denn gewöhnlich sucht man den Ehrtrieb in den Kindern zu wecken und durch diesen sie von allem übrigen Bösen abzuhalten. Aber wie schrecklich; sie werden dann nur gut um ihrer selbst willen, da sie doch allein um der Liebe Gottes willen das Gute thun, das Böse fliehen sollten. — Mein Herz, geliebte B., ist noch so voll, aber es ist schon zu spät geworden, als daß ich ihm Folge leisten könnte. Gute Nacht!"

B., den 2. Novbr. 1824.

.... „Vor allem, l. B., ist mir die Stelle Deines Briefes werth, wo Du mir so schön erklärst, daß Du nicht eitel werden könnest, wenn ich Dich lobe. Und sieh', m. B., so finde ich auch, daß ich nicht eitel werde durch Dein Lob, ja je höher Du mich stellst, desto demüthiger erkenne ich meine Schwäche, und desto eifriger strebe ich dem schönen Ziele nach, das Du durch Deine Worte mir vorsteckst. Dann denke ich immer: „Für so vortrefflich hält Dich Deine B., in dieser Gestalt kann sie Dich nur lieben, wie stehst Du diesem Ziele noch so fern, was hast Du demnach noch zu erstreben. Ja, meine liebe B., bis jetzt kannst Du den wirklichen August noch nicht lieben, Du liebst sein Ideal, aber ich will auch mit ganzer Kraft und mit Gebet darnach ringen, daß ich die Vollkommenheit erreiche, die Deiner Liebe werth ist. O, und doch ist es wahr, daß Dein Herz für mich, als den von allen Menschen geliebtesten schlägt! daß ich hintreten, und aller Welt verkünden könnte: Höret, freut euch mit mir, meine B., meine B. ist mein! ...."

* * *

Den 4. Novbr. 1824.

.... „Der Mond schien heut Abend in mein Fenster, ich dachte Dein und sah den Mond an. Da kam mir das Lied vom Mondschein, das ich neulich nach Berlin geschrieben, in den Sinn, und ich mußte auch ein Mondscheingedicht singen:

Du lieber, guter Mondenschein
Steigst mir so still in's Fenster ein;
Sag', hast Du einen Gruß für mich,
Von meiner Berta? Mond, o sprich!

„Weil Du mir's Zimmer nicht verschließ'st,
Und mich so freundlich hier begrüß'st,
So will ich gern Dir Rede steh'n,
Und künden Dir, was ich geseh'n.

Denn Lieber, was Dein Mädchen spricht,
Und ob sie grüßt, versteh' ich nicht,
Doch seh' ich sie gar ofte steh'n,
Und zu mir Mond herüber seh'n.

Sie schaut so lieblich zu mir auf,
Wirft selber Küsse mir herauf,
Wußt' erst nicht, wem das alles galt,
Wär' selber eitel worden bald.

Doch jetzt versteh' ich erst durch Dich,
Was in dem Mädchen reget sich,
Sie meint, ich spiegle Deinen Blick,
Siehst Du mich an, zu ihr zurück.

Nun hör', ich will gefällig sein
Dir und dem holden Liebchen Dein:
Ich biet' Euch meinen Abendschein
Zum unbemerkten Stelldichein."

Den 6. Novbr. 1824.

„Eben so glücklich und guter Dinge, als gestern Abend komme ich heut zu Dir, doch wenn Du mir nicht böse wirst nur auf kurze Zeit; es ist spät geworden und mein Zimmer so kalt, daß ich klamme Finger habe. Heut früh, noch eh' ich mich den Armen des süßen Schlummers ganz entriß, dacht' ich lebhaft Dein, die Gedanken wurden mir zu Tönen, die ich Dir nun mittheile:

Ach solch' ein Liebchen haben,
Ihr ewig nahe sein:
Wer kann in Eden's Garten
Glückseliger noch sein?

Wie denk' ich gern zurücke
An jene Wonnezeit,
Wo ich in Liebchens Nähe,
Und nicht, wie jetzt so weit.

Wenn mit den lieben Armen
Sie züchtig mich umschlang,
Wie's dann im Mannesbusen
So süß und lieblich klang!

Wenn sie die holde Lippe
Mir drückte auf die Wang',
Vor Wonne fast das Herze
Mir aus der Kammer sprang.

Wenn ich das Mädchen wieder
An meine Brust gedrückt,
Wie tief hat dann ihr Auge
Mir in die Seel' geblickt.

Dann wußten wir es beide,
Daß Liebe ewig glüht,
Daß diese schöne Blume
Im Himmel wieder blüht;

Daß selbst die weite Ferne
Nicht ihre Farben bleicht,
Und über Berge, Thäler,
Des Herzens Sehnen reicht.

So wechselten die Zeugnisse tiefen Ernstes und seines Bruders, des gemüthlichen Scherzes; und es färbten sich an seinem Lebensbaume bald die Knospen der süßesten Brautliebe, bald jene der heiligsten Liebe zu dem himmlischen Bräutigam. Rührend aber erscheinen die Züge der vorbereitenden Gnade, wenn wir den Jüngling oft, mitten aus der Fülle der Jugendlust und Kraft heraus, das Herz nach oben erheben, sich den Tod und die Ewigkeit vergegenwärtigen sehen. Später wurde ihm der Hinblick in das Vaterland der Kinder Gottes immer mehr eine süße Gewohnheit, aber dieß belebte nur seinen Eifer, freudig in der Zeit zu wirken, sich und seinem Lebenskreise in dieser einen sichern Uebergang zu der Ewigkeit zu bahnen.

Mit welchem Erstaunen indeß die liebende Braut, oder die Mutter, Stellen, wie die folgenden, lasen, mag der Leser leicht ermessen.

Am 21. Novbr. 1824.

„Heute wurde hier, als am letzten Sonntage im kirchlichen Jahre, das Todtenfest gefeiert. Ich hörte eine sehr gelehrte, aber zugleich das Gefühl erregende, Predigt vom Prof. Nitsch über das Thema: Wie das Gedächtniß unsrer geliebten Entschlafnen in Zusammenhang stehe mit dem Gedächtniß Jesu. Hier zeigte er erstens: daß das Gedächtniß unsrer geliebten Todten, weil wir durch ihren Tod den höchsten irdischen Genuß, den der Freundschaft, eingebüßt, unser Herz für bloß irdische Genüsse verschließen, und um so mehr dem himmlischen Genusse der Freundschaft mit Jesu eröffnen müsse. Zweitens, daß die Liebe für Christus uns wieder in innigeren Zusammenhang setze mit den geliebten Entschlafnen, die ja nun in jenem Leben, je treuer wir uns dem Leben in Christo hingaben, auch um so fester mit ihnen vereinigt lebten. Diese Predigt nahm mich nun auch in Beziehung auf Dich, geliebtes Leben, sehr in Anspruch. Ich mußte an meine und Deine Sterblichkeit denken, und B., wie traurig uns dieser Gedanke auch sein mag, scheuen dürfen wir ihn nicht. Man muß im Leben auf alles gefaßt sein, was der HErr schicken könnte, und auch auf die Trennung durch den Tod. B., frage Dich einmal, ob Du auch ganz ergeben in Gottes Willen Dich finden würdest, wenn er mich früher abrufen sollte, als wir es beide wünschen. Mir schwinden fast, geliebte Seele, indem ich dieses schreibe, die Gedanken, aber als wahre Christen, würden wir uns doch demüthig dem Rathschluß Gottes unterwerfen. Ich hörte noch heut zufällig von einer Braut, deren Bräutigam gestorben, und die aus Gram darüber ihre Gesundheit fast aufgerieben. Nein, B., das dürftest Du nicht thun, dann könnte ich ja nicht freudig zu Dir hernieder steigen, und Dich mit liebendem Geiste umschweben, wenn Du nicht freudig zu mir aufblicktest und mich freudig aufnähmst. Ach, B., es ist ein seliges Geheimniß um das wahre Christenthum, siehe, selbst der höchste Schmerz, den es auf Erden giebt, der um den Verlust des geliebtesten Wesens,

wird durch das Christenthum nicht allein geheiligt, er wird umgestaltet in eine heilige Freude, in die, mit einer seligen Seele in innigster Gemeinschaft dem Heilande zu dienen, und das ist ja das eine, was allein unvergänglich und ewig ist, wozu sich die ganze Schöpfung mehr und mehr hin entwickelt. Auch nach dem Tode sind die Seelen, die sich liebten, Eins, Eins in der Liebe zu Christo, o so mögen wir diese dann festhalten und sie um alle Güter der Erde nicht hingeben."

Den 7. Januar 1825.

... „Nur zwei Knospen, Berta, neigen wir uns hier zu einander in Liebe; dort als blühende Kelche in himmlischem Dufte. Nun geh' ich schlafen; B., wie wir schlafen gehen und morgen, wenn die Sonne sich glühend über die Berge erhebt, von ihrem Glanze geweckt werden, so gehen wir einst sterben, und es weckt uns nur die Sonne der Auferstehung. Berta, welch' ein Glanz wird das sein!"

Nach einer Ferienreise im Frühjahr 1825 erzählt er der Braut, wie ihn der Anblick einer trauernden Wittwe, der Prof. S. zu Detmold erhoben:

... „Berta, die Frau trug, eine hohe Dulderinn, ihren Schmerz, so trug sie ihn, daß mich ihr Anblick erhob, aber wie sie selbst, so fühlten auch wir Fremde in jedem Augenblick, was sie verloren. Gewiß, sie war im Geist bei ihrem Gatten, aber die Augen füllten sich mit milden Thränen, daß sie ihn nicht erblickten. Wie wünschte ich da, Dich, meine Berta, zu dieser Frau führen zu können, damit Du sie sähest, wie ich sie sahe, damit Du Dich an ihr erbautest, wie ich mich erbaute. Der Gedanke ergriff mich wieder, wie wir beide es ertragen würden, wenn Gott uns so schiede? Aber B., mein Innres sagte mir so laut: Deine B. würde es eben so zu tragen wissen, wie diese Frau. Berta, nicht wahr: Wie der HErr will?"

* * *

Den 14. Novbr. 1824.

... „Des Sonntags bin ich ganz besonders bei Dir, da ruft mich nicht eine so bestimmte Arbeit, ich gebe mich mehr

den göttlichen Gedanken hin, und die führen mich unmittelbar auch zu Dir; denn ich weiß immer, so denkt und fühlt m. B. gewiß auch. Wie ist es doch so unendlich schön, wenn zwei Herzen in gleichen Akkorden sich bewegen, wie unsre Herzen es thun, liebes Kind. Zwei Hände vollbringen mehr, als eine, und so zwei Seelen, in vereinter Kraft gen Himmel schwebend, werden durch verdoppelten Flügelschlag gewiß eher die Sonne erreichen, als die einsam wandelnde. — So eben las ich wieder in dem Evangelium Johannis, und zwar das schöne Kapitel vom Nicodemus. Da heißt es: Wer nicht von neuem geboren wird, der kann nicht in das Himmelreich kommen. So laß uns denn alle Tage neu geboren werden, l. B., laß uns alle Tage aus dem Geist geboren werden, ablegen, was da nicht geistig und ewig in uns ist ..."

Den 15. Novbr. 1824.

.... „Berta, in welches neue Lebensverhältniß Du nun auch tritst, ergreife es mit rechtem Ernste, und erfasse es in allen seinen Theilen. Man muß sich jeder Sache ganz hingeben, nichts halb betreiben, drum sieh' Dich vor, daß Du nicht in ein Verhältniß tritst, das mehr verlangt von Dir, als Du zu leisten im Stande bist. Prüfe Deine Kraft, und erkläre dann, was Du ganz leisten willst, und höre, nur nie etwas mit halber Seele betrieben, das giebt dem Menschen eine Unhaltbarkeit, und raubt ihm die Seelenruhe, nach der wir doch ringen sollen. Wo Du Kinder zu erziehen hast, suche sie ganz in ihrer Eigenthümlichkeit zu erforschen, und dämpfe den eigenthümlichen Geist nicht. Es heißt schon in der Schrift: „Dämpfet den Geist nicht!" Ich meine, die Freiheit ist zu allen Dingen nütz', nur muß sie nicht mit Zügellosigkeit verwechselt werden. Und dann, m. B., geh' recht unbefangen und klar durch's Leben."

Mein Jesu, bleibe bei mir.

O Du mein liebster Jesu,
Verlaß Dein Kindlein nicht,
Schein' ewig mir im Herzen
Mit Deinem süßen Licht.

Du warst mein treuer Hirte,
Dein treues Lämmlein ich,
Und ach das Lämmlein freute
Auf Deinen Auen sich.

So gieb ihm ferner Weide,
Und reich' ihm Deinen Quell,
Es töne seinem Ohre
Des Hirten Stimme hell.

Ja Hirte, komm' und führe,
Dein Lämmlein folget gern,
Weiß, wenn es selber suchet,
Die Weide bleibet fern!

23. Novbr. 1824.

Gebet.

Laß, Vater, Du mein still Gebet
Zu Deinem Himmel dringen,
Und schenke dem, was es erfleht,
Ein seliges Gelingen.
Du bist ein guter Vater mir,
D'rum fleh' ich als Dein Kind zu Dir.

Ich bitte, Vater, laß Dein Kind
In rechter Demuth wandeln,
Doch sei's voll Kraft und stark gesinnt,
Wenn's gilt, für Dich zu handeln,
Dann führ' Dein Wille himmelan
Durch alle Welt auf Deiner Bahn.

Ja heil'ge Kraft erfülle mich,
Auf Erden nicht geboren;
Wenn diese Welt auch beuget mich,
Ist nicht der Sieg verloren;

Du Tochter aus dem Himmelszelt,
Trägst siegend mich in jene Welt.

28. Novbr. 1824.

B., den 12. Dezember 1824.

„So eben habe ich mir die herrliche Predigt Schleiermacher's gelesen über die Worte: Simon Johanna, hast Du mich lieb? und habe tief empfunden, wie mir noch so unendlich viel fehlt von der wahrhaften Liebe zu Christo, die da nichts thun will, als um Christi willen und in Christo. B., wie viel thun wir doch noch bloß um unsertwillen und vergessen Christum dabei. Und dennoch können wir, ohne deshalb zu frömmeln, alles, alles auf ihn beziehen und sollen es. Ich fühle es, B., wie fern dieses Bestreben, alles in Christo zu thun, von der Frömmelei ist, wiewohl sie sich leicht hinein schleichen kann. Davor müssen wir uns aber auch hüten, indem wir uns vorstellen, daß das Wesen Christi nicht geistig gebeugt und trübsinnig war, müssen im Gegentheil mit hohem Muthe und Freudigkeit durch das Leben gehen, so daß sich in allem das Licht offenbart, das wir durch Christum empfangen haben ..."

15. Dez. 1824.

... „Zuweilen habe ich, gel. B., mir schon gedacht, daß es doch wohl unrecht sei, wenn ich mich so sehr nach Dir sehne, aber heut habe ich mich ganz beruhigt, da ich gelesen, daß der Apostel Paulus an die Philipper schreibt: Gott ist mein Zeuge, wie mich nach euch verlanget von Herzensgrund in Christo Jesu. Ja, so verlanget mich auch, bei Dir zu sein. Heute nun erfaßte mich auch wieder eine recht innige Sehnsucht, da holt' ich Deine Briefe hervor und las mir wieder den ersten, den Du mir nach Erfurt geschrieben. Und als ich ihn gelesen und mich bis in's Innerste wieder gefreut hatte, als wär' er mir ganz neu in die Hände gekommen, da wurden mir die Gedanken des Briefes zum Gedicht und ich machte in Deiner Seele ein Gedicht an mich. So höre also Dein Gedicht:

Berta an mich.

Als Deine Lieben traulich Dich umstanden,
Dir Abschiedskuß und Lebewohl zu bringen,
Enthob mein Geist sich seiner ird'schen Banden
Und eilte zu Dir, auf der Liebe Schwingen.

So hat mein Gruß mit jenen sich verbunden,
Mein Lebewohl, im Traum Dir nachgesendet,
Hat Dich, Geliebter, sicher auch gefunden,
Es folgt Dir nach, wohin Dein Fuß sich wendet.

Ich zage nicht, daß er Dich weit entführe,
Blüht doch Dein Trost mir ewig in dem Herzen:
Daß ein Gebet den Vater droben rühre.
Ich bet' für Dich, das heilet alle Schmerzen.

Ich bete, daß der HErr Dich möge leiten,
Wenn Du auf fernen, fernen Bergen weilest,
Und daß Dein frommer Sinn Dich mög' begleiten,
Wenn Du zurück einst zu der Trauten eilest.

Sie steht daheim vor ihrer Myrthenblüte,
Und pflegt das Bäumchen mit so treuem Sinne,
Dein Bild scheint dann so licht ihr im Gemüthe.
O, weißt Du, was sie bei der Myrthe sinne?"

Den 17. Dez. 1824.

... „Also ich habe Dir heut, gel. B., noch von gestern etwas mitzutheilen. Paulus sagt zu den Christen, sie sollen fleckenlos sein. Das traf mich gewaltig, und ich sah plötzlich so klar alle Flecken meiner Seele hervortreten. Solch' ein Anblick einer Seele, die so oft, ach fast immer, eitel, lieblos, verzagt vor dem Angesichte Gottes erscheint, mußte mich tief, tief betrüben und betrübte mich tief. Besonders fiel es mir schwer auf's Herz, daß ich so oft lieblos durch die Menschen dahin gehe, kalt bei ihnen allen vorübereile, und nicht denke, was ich doch beim Anblick jedes Menschen sollte, das ist Dein Bruder und Du sollst ihn lieben. B., ich wurde sehr betrübt über mich selbst,

als mich Johannes aus meiner Betrübniß zu unendlicher Freude führte, indem er mich lehrte, daß ich trotz aller meiner Gebrechen doch schon erlöst sei. Vor Gott, bei dem ja keine Zeit gilt, bin ich schon erlöst, hier in der Zeitlichkeit nur fehle ich noch, und muß der menschlichen Natur gemäß noch fehlen. So behalte ich denn die Freudigkeit trotz aller Mängel in mir, und wenn ich selbst nach Durchlebung langer Zeiträume nicht finden kann, daß ich mich vervollkommnet, sondern im Gegentheil mir gestehen muß, daß ich immer mehr und mehr Schattenseiten in meinem Innern wahrnehme, so finde ich mich grade hierdurch beruhigt und erkenne, daß ich mich dennoch dem Zeitpunkte meiner wirklichen Erlösung nähere. Denn je vollkommner der Mensch wird, um so mehr muß sich das Auge seines Geistes für den Unterschied des Guten und Bösen schärfen, und daher wird der Vollkommnere vieles in seinem Innern als fehlerhaft und böse erkennen, was sich der weniger Vollkommne nicht als Fehler anrechnet. Wenn ich nun also auch nicht sagen kann, dieses und jenes Gute ist in Dein Herz gekommen, so kann ich doch angeben, dieses und jenes, was Dir früher noch entging, hast Du als schlecht in Dir erkannt, und das, l. B., ist gewiß auch ein geistiger Fortschritt, der die betrübte Seele aufrichten kann. Und geht es Dir nun ebenso, so laß Dich hierdurch auch beruhigen und gehe freudig durch's Leben!"

So geeignet dergleichen Betrachtungen sein mögten, den sittlichen Ernst und Eifer eines solchen zu schwächen, bei welchem sie nicht aus der innersten, von der Gnade berührten, Seele entspringen: so wenig konnten sie Sybel auch nur auf die Dauer beruhigen. Sondern indem er das Geheimniß der Verbindung des alten Menschen mit dem neuen in dem Christen noch nicht erkannte, indem der neue Mensch in ihm noch nicht bis zu der Stufe der Erkenntniß entwickelt war, um den Apostel in Römer 7 zu verstehen, blieb er vielmehr noch lange mit sich selbst im Gedränge, ohne die Früchte seines ernsten Strebens recht zu genießen. So schreibt er schon am 20. Dez. nieder:

... „Daß doch die Stimmungen der Seele so wechselnd sind! Ich weiß mir das Geheimniß der Seele hierin nicht zu

lösen, und erkenne die Uebergänge und Mittelglieder der Stimmungen nicht. Wie überall der Geist Einheit zu entdecken sucht, so wünsche ich's auch hier; aber immer vergeblich, und so stehe ich vor mir selber sinnend an einem unauflöslichen Räthsel. Was ist der Grund, daß ich mich in einem Augenblicke von Adlerschwingen zur Sonne gehoben werden fühle, mich im folgenden Augenblicke matt am Boden hingestreckt erblicke. O, dieser Muth, diese Kraft, die zu Zeiten alle Glieder durchzuckt, und diese Mattigkeit, dieses Schwachheitsgefühl, das wieder alle Glieder senkt! Jetzt tret' ich kühn und frei der Welt und den Menschen entgegen, jetzt wag' ich kaum den Fuß vor mir selber zu erheben. Was ist nun das? Der Wille fehlt selbst der Schwäche nicht, sie ruft sich ewig zu: Sei stark, aber — dann kann sie's nicht sein.*) Und so rinnt ein Jahr nach dem andern hin, täglich stärkt mich Hoffnung, und will ich nur jährlich ihre Früchte zählen, so waren die Blüten taub, und auch nicht eine Frucht erquickt den lechzenden Wandrer. Ach, er mögte sich zuweilen mit seinen salzigen Thränen erfrischen, doch läßt er die Thränen lieber auf das Immergrün der Hoffnung fallen, daß nur seine Farbe nicht erbleiche. — Berta, wann wird mich heilige Kraft mit ewig hellem Strahl durchdringen?"

Den 22. Dez.

... „Noch hatte ich heut eine für mich unbeschreibliche Freude. Ich habe heut nach so langer, langer Zeit einmal wieder einen Menschen an's Herz drücken können, und das rührte mich fast zu Thränen. Unter allen Bekannten ist mir nämlich hier Baur der liebste, und fast der einzige, dem ich mich geistig mittheilen kann. Da er nun morgen für die Weihnachtsferien eine kleine Reise antrit, brachte ich ihm heut eine Weihnachtsgabe; das erfreute ihn nun sehr, er schloß mich recht warm in seine Arme, und ich empfand die Wonne, eine verwandte Seele an's Herz drücken zu können, bis in's Innerste."

---

*) Die Lösung dieses Räthsels s. Röm. 7.

Den 25. Dez.

... „Nun bin ich vom Tische des HErrn zurückgekehrt, gestärkt für ein neues Leben. Ach B., was bin ich schwach; ich hab' es dem HErrn geklagt, daß ich ihm, oft nicht einmal während des Gebets, mit ungetheilter Liebe angehören kann. Wie haben mich auch heut so manche äußerliche Gedanken während der Heil. Handlung durchkreuzt. Aber ich habe das alles dem HErrn vorgetragen, und ihm anheimgestellt, mich zu bessern. Ich habe gesagt: „Mein Jesus, Du kennst mich ganz, und besser, als ich selbst, Du kennst mich in meiner ganzen Niedrigkeit; aber ich scheue mich nicht, in dieser Niedrigkeit vor Dich zu treten. Siehe, so bin ich, siehe, so sehne ich mich, zu werden, Du aber siehest, daß ich es nicht werden kann ohne Deine Hülfe!" — M. B., ist es Dir auch so, mich erfaßt während der Heil. Handlung ein unbegreiflich Zittern und Zagen, und doch zugleich eine unaussprechliche Freude. Ich meine, da sprechen sich die beiden Naturen im Menschen unverholen aus; die menschliche, wie es ihr natürlich ist, zittert und zaget vor der Herrlichkeit Christi, die göttliche aber geht auf in Freude über den göttlichen Heiland ..." *)

*) Merkwürdig ist, wie Sybel am Abend, oder um die Mitte der Christnacht vorher, der Braut erzählt, er habe nach der kirchlichen und weiteren häuslichen Vorbereitung zum Heil. Abendmahl, mit den Freunden, welche er zu Weihnachten beschenkt, beim Glase Wein „Herr Bruder trink" ꝛc. gesungen. „Vielleicht," sagt er dann, „wunderst Du Dich, daß ich jetzt so weltlich sein konnte?" Nun rechtfertigt er sich, daß er nicht weltlich gewesen sei, wahre Freude gefalle Gott immer, und beruft sich kühn darauf, daß er so eben sein Herz ruhig zu der Braut und zu Gott wenden könne. Man darf, dieß richtig zu beurtheilen, freilich nicht vergessen, daß der theure Vollendete damals ein junger Student war, dessen religiöse Entwicklung überdieß gar nicht in dem geschloßnen Kreise christlicher Gemeinschaft, sondern größtentheils nur in der individuellen Richtung des sehnenden Herzens zu Gott vor sich ging. Indeß scheint dieser eine Zug unter vielen doch recht geeignet zu sein, den damaligen Standpunkt seines Glaubenslebens zu bezeichnen. Es war die innigste, treueste Sehnsucht des von den Lockungen der Gnade berührten Herzens, diese Gnade zu ergreifen, in ihr die Erlösung und Wiederherstellung seiner, ihren

Den 30. Dez. 1824.

„Die Zeit, da Du Berlin verlassen wirst, ist gewiß schon nahe, und vielleicht weilst Du schon in ländlicher Ruhe unter den lieben Mägdlein, denen Du das Edelste, was Du in Dir trägst, mittheilen sollst. Gel. B., ob Du auch mit den heiligsten Vorsätzen in dieses neue Verhältniß trittst, kann ich es doch nicht lassen, Dich um einiges zu bitten, was Dir sonst gegen Deinen Willen entgehen mögte. Ich weiß, Deine innigste Liebe führt Deine Gedanken immer zu mir. Nun aber wünschte ich, daß Deine Liebe zu mir Deiner jetzigen Pflicht auch nicht um ein Tüttelchen in den Weg träte, sondern daß vielmehr auch sie dazu beitrüge, Dich in Deinem Verhältnisse um so gewissenhafter und treuer zu machen. Daher bitte ich Dich denn, richte Deine ungetheilte Aufmerksamkeit auf die Erziehung Deiner Mägdlein, verliere ihr Wohl keinen Augenblick aus den Augen, laß Dich durch Gedanken an mich nie hierzu verleiten. Es ist bei Kindern, die man zu erziehen hat, das Wichtigste, einen klaren Ueberblick über ihre ganze Eigenthümlichkeit zu gewinnen, und diese ist nur möglich, wenn man sie in allen ihren Aeußerungen mit größester Aufmerksamkeit beobachtet. Bei dem Kinde ist das Aeußre noch mehr der Spiegel des Inneren, als bei dem ausgebildeten Menschen, der schon ein innres Leben führen kann, während bei dem Kinde alles nach außen strebt. Also, l. B., den ganzen Tag das Auge Deinen Kindern, wie das meine meinen Büchern — dann aber am Abend den Geist zu mir herüber gewandt! ...“

Den 2. Januar 1825.

... „Es ist gewiß eine der größesten Aufgaben unsers Lebens, uns wo möglich in allen Verhältnissen richtig zu bewegen. Wir müssen die Menschen nicht nach uns formen wollen, son-

---

Bruch erkennenden, Natur zu finden. Aber indem Natur die Gnade suchte, trat auch noch immer jener störende Bruch derselben mit hervor, und seine Schatten erschienen natürlich am dunkelsten in den höheren Regionen des Lebens; bis daß auch seine Zeit erfüllet war, und das Geheimniß der Vereinigung von Natur und Gnade in seinem Leben die schönste Lösung fand.

dern vielmehr uns ihren Eigenthümlichkeiten anpassen, ohne grade die unsern deshalb aufzugeben. Am ersten werden wir zu dieser Vollkommenheit gelangen, wenn wir überall in dem Mitmenschen das Gute aufsuchen, dieses zu berühren streben und so hervorzulocken, daß es die dunklen Seiten ihres Herzens überstrahle. L. B., ich sage dieses in Beziehung auf Deine neue Lage ..."

* * *

So sehen wir, hielt der Ernst der Brautliebe Sybel's schon jetzt mit dem Ernste seines Lebens überhaupt gleichen Schritt. Doch war dieser Ernst überall nur die nach außenhin gekehrte Seite der innigsten Liebe, welche immer mehr die Seele seines Lebens wurde, und so natürlich im Verhältnisse zu der Braut sich auf's lieblichste entfaltete. Hier kam die ganze Kraft und Fülle seines Lebensstromes so klar, so sanft und sonnig zu Tage, daß es mich dünkt, es mögte nicht leicht Schöneres in dieser Art gefunden werden, als ein großer Theil der Briefe Sybel's aus dieser Zeit.

War aber sein Leben im Verhältniß zu der geliebten Braut ein Leben der innigsten Liebe und Hingebung: so muß die Höhe der sittlichen Kraft dieses Lebens und dieser Liebe in Erstaunen setzen, mit welcher er auch die leiseste Spur von Mißtrauen und Eifersucht da noch ferne von sich hielt, wo die Liebe der Meisten an seiner Stelle mögte ein Opfer derselben gewesen sein. Sybel hatte die geliebte Braut beinahe in dem Augenblicke verlassen, wo die Inbrunst der lang genährten Liebe in dem gegenseitigen Geständniß ihren ersten Ausdruck gefunden. Als er von Berlin nach Bonn ging, ließ er einen Freund zurück, dem er das Geheimniß vertraute, mit der Bitte, inzwischen auch Freund der Geliebten zu sein. Die Aeußerungen ihres gegenseitigen Zutrauens fielen bald auf, am meisten, als das Geheimniß auch den Verwandten schon mitgetheilt war. Sybel erhielt Nachricht hierüber; wie leicht war es möglich, konnte es Sybel wenigstens möglich scheinen, daß die Schwäche des menschlichen Herzens hier einen Sieg feierte. Bei Sybel konnte indeß ein solcher Gedanke auch nicht einen Augenblick Eingang finden!

Noch rührender war die Aufnahme, welche die Nachricht bei **Sybel** fand, daß das Herz eines älteren Bruders der jetzigen Zöglinge seiner Braut, ihr Verhältniß nicht ahnend, in Hinsicht ihrer sich verirrt hatte. Ich theile einige hierher gehörige Stellen mit.

Den 1. Januar 1825.

... „Daß Deine und meines lieben H. gegenseitige Freundlichkeit schon aufgefallen ist, hat mir sogar Spaß gemacht. L. B., laß Dich aber durch solche Reden ja nicht abschrecken, gegen meine Freunde so freundlich zu sein; das Gerede der Menschen sucht überall Eis in die Wärme der Liebe und Freundschaft zu werfen — aber laß Deine Wärme so stark sein, daß das Eis zerschmilzt ..."

Den 15. Jan. 1825.

... „Auch meines lieben H. Brief hat mir unaussprechliche Freude durch seine treue Liebe und Offenheit gemacht. B., er hat mir das zarte und innige Verhältniß geschildert, welches zwischen ihm und Dir sich geknüpft hat, und die Euch daraus erwachsene Verkennung. Aber, B., fast so hatte ich mir es vorausgedacht, sowohl die Reinheit Eures Verhältnisses, als daß man Euch verkennen würde — nur hatte ich es nicht von denen erwartet, die es gethan. Ich habe Dich ja meinen Freunden als Schwester zurückgelassen, und meine Freude ist groß, wenn Ihr Euch schwisterlich im schönsten Sinne des Wortes liebt. **Wenn ich durch meine Liebe einem Wesen die Liebe anderer abschneiden sollte, ach, dann mögte ich ja lieber gar nicht unter liebenswürdigen Menschen leben, oder mich wenigstens hüten, irgendwem meine Liebe zu schenken.** M. B., liebe nur meinen H., so innig Du kannst, und laß Dich wieder von ihm lieben, so lieben ja **meine** B. und **mein** H. sich. Und warum? Weil Ihr beide mich liebet und von mir geliebt seid. Laß uns einmal das Höchste denken, B., wie es dort oben sein wird; da würdest Du doch auch neben meiner Seele die Seele meines H. lieben müssen. Und selig die, welche schon hier im irdischen Jammerthal als in jener Welt zu leben wissen ...!"

Berlin, den 23. Weinmonds 1825.

... „Aber ich wollte Dir noch von meinen näheren Freunden schreiben. Die Freude, meinen B. wieder zu haben, ist die größeste in Berlin gewesen, und sie erneuert sich, so oft ich ihn wieder sehe. Wenn ich ihm in's Auge blicke, ihm die Hände drücke, dann ist mir erst recht wohl in Berlin, ja mir ist so zu Sinn, als wenn ich Dir in's Auge schaue, und Dir die Hände drücke, und es reicht mir auch hier die Sprache nicht hin, die unendliche Liebe auszusprechen, die mich zu ihm zieht, und ein wunderbares Wehen in der Brust durchdringt mich. Den H., ich liebe ihn auch innig, aber nur durch Unterhaltung lerne und empfange ich von ihm, meist sogar nur durch gelehrte Unterhaltung, während ich, wenn ich B. nur in seinem natürlichen Wesen sich bewegen sehe, schon gewinne. — Oefter war ich auch schon mit Alb. B. zusammen, und freue mich, ihn im Winter, wenn er hier bleibt, immer lieber zu gewinnen. Ja, meine liebe B., bei dem Alb. hat mich das in Beziehung auf mich noch besonders erfreut, daß ich mich wirklich frei von allen Regungen auch der leisesten Eifersucht gefunden. Denn grade dadurch, daß der A. Dich so sehr lieb gewonnen, ist er mir so lieb und werth geworden, und es ist mir, als müsse er darum eine geistige Verwandtschaft mit mir haben, weil auch er in Dir gefunden, was ich. O, wenn es noch eine B. gäbe, wie gern wollt' ich sie ihm schenken. Aber" ... und nun folgen die Beschränkungen, welche die Natur der innigsten Liebe gebot.

Späterhin knüpfte sich wirklich das innigste Freundesverhältniß zwischen Sybel und diesem Freunde, welches, da Sybel hier als der reifere und mehr gebende erschien, Jahre lang von großer Bedeutung für ihn war, und wenn irgend eines, am ersten geeignet war, die früheren Freunde in Schatten zu stellen. —

So wußte Sybel, in der wachsenden Liebe zu Dem, der die Liebe ist, darinnen alles, was von wahrer Liebe sich im armen Menschenherzen regt, seinen Grund hat, der reichen Fülle seines Herzens Maß und Form zu geben. Die treue Liebe seines Herzens ließ ihn an der gleichen Liebe seiner Erwählten niemals zweifeln, und indem er sein Herz mit dem ihrigen auf ewig verbunden wußte, fand er sich durch diese Liebe zu

ferneren Aeußerungen der Liebe und Freundschaft vielmehr frei, als gebunden.

* * *

Zuletzt wähle ich noch folgende Stellen seiner Briefe nebst einigen Gedichten aus der Zeit seines ersten Studienjahres zu Bonn aus:

Den 5. Jan. 1825.

„M. th. B., zur Stärkung für den heutigen Tag las ich mir am Morgen eine herrliche Predigt, welche mich mahnte, mir das Christenthum zur wichtigsten Herzenssache zu machen, und alle irdischen Verhältnisse vom Geiste desselben durchdringen zu lassen. Welch' ein hohes Bild eines christlichen Lebens wurde mir da vor meine Anschauung geführt, und wie mußte ich mit Schmerz mir gestehen, daß ich demselben noch so sehr ferne sei. B., wenn ich mir denke, ich soll einst als christlicher Lehrer auftreten, soll einst einer ganzen Gemeinde durch meinen Wandel vorleuchten, und ich sehe auf mein jetziges Leben zurück, dann kann ich wohl traurig werden. Ach, andern ein Vorbild zu werden, bin ich jetzt noch nicht im Stande, und doch ist die Zeit nicht mehr so ferne, wo sich mein Leben so weit entwickelt haben soll, daß ich es kann. Wo ist in mir Alles vom Geiste Christi durchdrungen? und erscheine ich in allen Verhältnissen des Lebens wahrhaft als Christ? Ach nein! Wie oft bin ich lieblos, verzagt, träge, hochmüthig und unrein in Gedanken. Und das alles muß doch hinweg. Die Predigt aber hatte doch gut auf mich gewirkt, die gehobne Stimmung, zu welcher sie mich emporgetragen, zog sich durch alle Verhältnisse dieses Tages, und wenn ich auf dem Wege war, mich hier und da einen Augenblick zu vergessen, so trat der Geist jener Predigt zu mir, faßte mich bei der Hand und leitete mich zurück auf die gottgefällige Bahn. Schlaf' wohl." —

Den 23. Jan. 1825.

„Ein schöner Sonntag, m. B., ist mir entschwunden. Eh' ich zur Kirche ging, las ich mir eine herrliche Predigt über den Ausruf Christi: „Es ist vollbracht!" in seiner Anwendung auf

unser Leben. B., wir sollen so leben, daß wir in jedem Augenblicke, wo der HErr uns abriefe, sagen können: Es ist vollbracht. Mir traten die Thränen in die Augen, als ich mir dabei wieder mein Bild vorstellte. Ich könnte nicht sagen: Es ist vollbracht. Noch kämpfen Welt und Christus in mir, ich könnte Christus den Sieg verschaffen, wenn ich die Welt flöhe, aber welch' ein träumender Sieg, Siegeskranz von Flaumenfedern, nicht mit Blut errungne Lorbeerkrone! Doch hinein in die Welt, und Christus den Sieg, wie schwer, und doch nicht zu schwer; aber wie matt und unwillig dazu! Er aber, der gerecht und mild ist, kennt ja unsre Kraft und unsre Schwäche, und weiß, was wir, beiden gemäß, leisten können. B., nur immer das Streben festgehalten, das höchstmögliche zu leisten, und nicht in träge Selbstgefälligkeit versunken! Das laß uns festhalten, und wenn wir auch dann nicht sagen können: Es ist vollbracht — es ist dennoch vollbracht!"

Den 25. Jan. 1825.

... „Mich quält noch immer eine Scheu vor Menschen, die ich nur an einzelen Tagen gänzlich zu besiegen vermag und deren Ursach' ich in meinem Innern durchaus nicht erkennen kann, wie sehr ich mich auch darum bemühe. Wo es darauf ankömmt, kühn und frei vor Menschen zu treten, wo andre sich scheuen würden, da bin ich der Mann, ich fürchte Niemand; aber in kleinen, gleichgültigen Dingen, ja im gewöhnlichen Umgange scheue ich jeden, bin befangen und ängstlich, weiß nicht warum, und kann es nicht lassen, wie sehr ich mir auch stets sage, wie jämmerlich und elend das von mir sei. Es sieht zuweilen aus, als hätt' ich ein böses Gewissen und das hab' ich doch nicht, denn willentlich thue ich ja nicht Böses ..."

Den 28. Jan. 1825.

... „Wie viele Augenblicke des Tages seh'n uns unbesonnen und uneingedenk unsrer Bestimmung die rechte Bahn verlassen. Daß wir doch stets das Bewußtsein dessen, was uns Noth thut, klar vor Augen hätten, und nicht bewußtlos, bald hier bald dort, sündigten, und nach geschehner Sünde erst den Stachel derselben

in unsern Herzen entdeckten. So ging es auch heute mir; in einer leichten unbedachten Stimmung warf ich verächtliche Worte über einen Menschen hin, den ich doch nur seinem Aeußern nach beurtheilte, und erschrak plötzlich selbst über die Unwürdigkeit meiner Rede. — Welch' eine widernatürliche Stimmung der Seele ist es schon, sich stolz über seinen Mitbruder zu erheben; um wie viel mehr eine widerchristliche. „Achtet einer den andern höher als euch selbst!" Wenn wir doch das lebendig stets in unserm Bewußtsein trügen! Vor mancher Sünde würde es uns bewahren, freundlich und hingebend im Umgange, mild im Urtheil würden wir dann gegen jedermann sein und würden den Kindern gleich werden, die mehr für das Gute, als für das Böse der Menschen ein Auge haben. — Wer kann die Herzen kündigen, denn Gott? Wer will die Brüder richten? Da keiner weiß, durch welche rauhen Pfade ihr Leben sich hindurch winden mußte, wie viel Dornen sie sich abgewehrt, wie viel sie aber verletzt haben. — B., laß uns demüthig wandeln und mehr auf uns selbst, als auf andre, richtend, blicken! — Gute Nacht! —"

Des Herzens Flamme.

O Flamme Du im Herzen,
Fast brennest Du zu Tod'.
Wie kann ich mich befreien
Von solcher Feuersnoth?

Für's Vaterland schlägt drinnen
Die lichte Lohe auf,
Wohin soll sich ergießen
Der freien Gluten Lauf.

Man steht an allen Wegen,
Fährt Feuerspritzen an,
Damit man solche Flammen
Sogleich ersticken kann.

Und Wasser ist gegossen
In deutsches Lebensmark;
O Flamme mein im Herzen,
Da wird das Herz Dein Sarg.

Doch nein, man kann nur dämpfen,
Was also hocherglüht,
Es kommt die Zeit, wo Flamme
Doch einst gen Himmel sprüht.

Den 13. Febr. 1825.

Den 4. März 1825.

„L. B., heute ging mir wieder ein lichter Blick über mein innres Leben auf. Ich suche mich selbst noch so oft, und das besonders hindert meine Schritte zur Erreichung des wahren Seelenfriedens. Heut Morgen nun las ich: „Verlasse Dich selbst und Du wirst mich finden; verlasse Dich, entäußre Dich ganz Deiner selbst und Du wirst des innern Friedens genießen." Ich mußte diese Worte lange mit meinem Zustande vergleichen und fand nun, wie ich so sehr noch bei allem meinen Thun mich selber suche. B., ich wurde recht durchdrungen von dem Bewußtsein dieses Fehlers in mir, und die Sehnsucht, ihn von mir zu werfen, lebte so kräftig in mir auf. B., der Mond leuchtet so hell und spiegelt sich in der klaren Fluth des Rheins. Und wie schön in seinem Lichte das ferne Gebirge ruht! — Noch einmal, gute Nacht. —"

Unter dem 4ten Juni findet sich noch wieder eine stark pelagianisirende Auseinandersetzung über den ursprünglichen Entwicklungsgang der Menschheit, und den jetzigen, die in äußerstem Widerspruche ebenso seiner täglichen Erfahrung, als der Lehre der Schrift steht. Das Böse entwickelt sich hiernach aus einer ungleichmäßigen Entfaltung der in die menschliche Natur gelegten Keime des Guten, Wahren und Schönen, und war hierdurch da, ehe man es ahnte. Dann mußte vor der Erscheinung Christi das Böse von Geschlecht zu Geschlecht wachsen, nach derselben aber ebenso das Gute zunehmen. „Ja, es ist durch das christliche Leben schon dahin gekommen, daß Menschen geboren werden, in denen von Geburt an das Gute vorherrscht, und die meisten gewiß, die jetzt geboren werden, sind also ausgerüstet von Geburt, tragen so lebendig das Gute, Wahre und Schöne in sich, daß man nur nöthig hat, ihrer fleißig zu warten, auf

daß die Keime naturgemäß empor wachsen, und das ist die Aufgabe der Erziehung." —

So wenig sind einzele, und selbst weitumfassende Zeugnisse der Wirksamkeit der vorbereitenden Gnade zu verwechseln mit der Wiedergeburt aus dem Geiste (Joh. 3, 5.); aber so wenig berechtigen auch einzele, selbst Grundirrthümer, über den Irrenden zu richten, als möge er darum nicht ein Lamm in den Armen des guten Hirten sein!! (Jes. 40, 11.)

Der Sommer.

Da bist Du wieder kommen,
Du Sommer auf die Flur,
Hast in den Arm genommen
Dein Bräutlein, die Natur;
Hast sie mit neuen Kleidern, mit Blumen schön geschmückt,
Die also schön geschmückte an's warme Herz gedrückt.

Nun weilst Du in den Wäldern,
Die Braut an Deiner Brust,
Und ruhest auf den Feldern,
Und athmest Wonn' und Lust;
Froh summt um Dich die Imme, Dir tönt der Vögel Lied;
Zu Dir neigt sich in Wonne das menschliche Gemüth.

Auch ich folg' Deinen Spuren,
Ich geh' Dir freudig nach,
Ruh' mit Dir auf den Fluren,
Und an dem kühlen Bach.
Doch geht auch dann mein Herze wohl auf in Wonn' und Lust,
Mir liegt ja nicht mein Liebchen im Arm und an der Brust!

Drum wenn ich Dich erblicke,
Die Braut in Deinem Arm,
Fällt mir mein Mißgeschicke
Auf's Herz, als bittrer Harm.
O führtest lieber Sommer Du mir mein Mädchen her!
Die Wonne des Gedankens läßt mich nicht singen mehr.

Den 10. Juni 1825.

Liebe.

Wenn ich zu den Bergen eile,
Wenn ich an dem Bache weile,
Unter blauen Blumen liege,
Mich auf grünen Zweigen wiege,
Mit mir eilet, mit mir weilet,
Mit mir lieget, mit mir wieget
Liebe, die mich ganz erfüllt,
Ewig klar im Herzen quillt.

Jeder meiner Seelen Triebe
Ist mir aufgelöst in Liebe,
Was ich fühle, was ich denke,
Und wohin die Sinne lenke,
Find' ich Liebe, einzig Liebe
Zu der Einen, ewig Meinen;
Ja seitdem ich sie geseh'n,
Ist dieß Wunder mir gescheh'n.

Unter allen holden Frauen,
Die mein Auge konnt' erschauen,
Hat sie mich allein bezwungen,
Ist mir tief in's Herz gedrungen.
Hohes Minnen tönt nun drinnen,
Ewig süße Liebesgrüße
Dieser Jungfrau treu und rein,
Die nun ist auf ewig mein.

Juni 1825.

Glaubenssegen.

Wenn ich, Vater, vor Dich trete,
Kindlich innige Gebete
Sende zu dem Himmel hin,
Und mit ihnen meinen Sinn;
Ist mir, sei mit einem Mal
Großes Wunder mir geschehen,
Könnt' geheiligt nun durchgehen
Dieses rauhe Erdenthal.

Dann mit festem, starken Tritte
Eil' ich in des Lebens Mitte.
Alles drücken an das Herz,
Alles führen himmelwärts,
Sehnet sich die warme Brust.
Kommt, ihr lieben Christenbrüder,
Werdet mit mir Gottesglieder,
Fühlet Glaub' und Liebeslust!

Aber kalte Lebenswogen
Kommen bald daher gezogen,
Spülend um die warme Brust,
Kühlen sie die Liebeslust,
Und ich stehe wieder kalt,
Matt und ohne Liebesregen
Hoffnungslos auf öden Wegen,
Ohne Hülf' und ohne Gott.

Und wer läßt sich da hernieder?
Wer erhebt mich Schwachen wieder? —
Du, mein Jesus, Heiland mein,
Willst mir Schwachen hülfreich sein,
Reichen Deine Liebeshand.
Ach, daß ich sie ewig hielte,
Ewig mich getragen fühlte
Durch Dich in Dein heilig Land!

Den 24. Juli 1825.

Den 30. Juli 1825.

... „Sieh, l. B., es war gestern ein so schöner Tag, sowohl um mich her gestaltete sich alles friedsam und ruhig, als auch in dem Innern des Gemüthes, wo sich eine stille Heiterkeit niedergelassen hatte. Und diese Stimmung verdankte ich einer Stelle aus der Bibel, die mich in der Stunde zwischen 9 — 10 Uhr wie mit einem Zauberstabe berührte und mich in ihrer Wirkung den Tag über nicht wieder verließ: „Jesus rief ein Kind zu sich, und stellete es mitten unter sie, und sprach:

Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer sich nun selbst erniedrigt, wie dies Kind, der ist der Größeste im Himmelreich, und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet. Denn ich sage euch: Ihre Engel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel!" B., da wird zuerst zu mir selber gesprochen: Wie ein Kind mußt Du sein, Dich selbst erniedrigen, wie ein Kind, wenn Du ein Glied des Reiches Gottes sein willst. Und wenn ich die Hand an das Herz lege und mich frage, bist Du wie ein Kindlein? Nein! Du weißt, l. B., wie ich Dir schon so oft mitgetheilt habe und mich beklagt, daß ich mich gar oft noch über andre zu erheben gedenke, daß ich etwas zu bedeuten suche, etwas zu scheinen, was ich in jenem Augenblicke nicht bin. Und diese Schuld, gel. B., trifft mich noch immer, ja mein lieber Heinrich hat das auch schon oft an mir bemerkt und mir's offen gesagt. Das ist der unkindliche Sinn, der dem Himmelreiche, wo wir alle rechte Kinder des himmlischen Vaters sein sollen, fremd ist. Diese Gedanken, m. B., fielen mir gestern recht auf's Herz, aber sie drückten das Herz nicht, sondern machten es recht leicht und selig. Ich stellte mir das Bild eines Kindes, eines kindlichen Kindes, lebendig, so lebendig, als ich vermogte, vor die Seele, ging recht auf in Freudigkeit über dieses Bild, und sprach dann zu mir: Nun, Du willst ein Kind sein, und liebe, l. B., freu' Dich einmal mit mir, ich dachte den ganzen Tag, Du willst ein Kind sein, und mir war es, als wenn der Wille gestern That und Wirklichkeit geworden wäre! ..."

Den 3. August 1825.

„Gestern, gel. B., wo ich das Werk von Reinhard, über den Plan des Erlösers, durchgelesen hatte, stand mir das erhabne Ideal unsres Heilandes in seiner Kraft und Liebe lebendig vor der Seele, und ich fühlte wieder einmal recht tief, wie unendlich fern mein Leben diesem seinem Ideale noch stehe, wie selig, wie unaussprechlich selig es sein müßte, wenn mein Wille

größere Kraft hätte, um mich mit größeren Schritten meinem Ziele näher zu führen. O, B., daß ich doch nur die Begeistrung, die mich in solchen Augenblicken durchrinnt, daß ich sie doch wenigstens fesseln könnte! Aber, daß ich es nicht kann, davon trage ich die Schuld nicht allein. Das Reich Gottes ist zwar nahe herbeigekommen, aber es ist noch nicht da; wenn dieses aber da sein wird, dann werden alle aufgehen in eine Liebe, und es wird dem Einzelen nicht mehr so schwer werden, diese eine Liebe festzuhalten, weil alle durch Liebe seinen Kräften aufhelfen werden. Aber die Bildung des Reichs Gottes muß ausgehen von einzelen Kreisen, die erfüllt werden vom Geiste Gottes, vom Geiste der Liebe und der Kraft. Wenn doch auch unser Kreis, l. B., der Kreis aller derer, die wir mit brünstiger Liebe umfassen, ein solch auserwählter Kreis würde; wenn wir alle doch mit feurigem Ernste, mit unwandelbarer Standhaftigkeit an uns selbst arbeiteten und zugleich mit der innigsten Liebe den geliebten Brüdern und Schwestern entgegenkämen, ihre Kraft zu unterstützen. O, B., was ich in der Seele eine so klare Anschauung eines solchen Lebens der wahrhaften Liebe habe! Ich könnte sogar die Gesichter, die Blicke, die Bewegungen malen, und B., die Blicke und die Bewegungen, dieses so Aeußere allein schon, es sollte jeden begeistern, der es nur sähe. Nicht wahr, m. B., wenn uns der Himmel erst ganz zusammengeführt hat, dann muß es, dann soll es unser heiligstes Bestreben sein, uns gegenseitig nur immer in der Liebe zu festigen, auf daß alle unsre Seelenkräfte in dieser tiefe Wurzeln schlagen und ihr Leben aus diesem Boden ziehen. Wir müssen, wir wollen einen Kreis, in dem nur die reinste Liebe gilt, um uns sammeln!"

Daß ich ein Stern wäre!

Ach! daß ich im Himmelsheere
Von den Sternen einer wäre,
Die des Abends in das Stübchen
Blicken meines trauten Liebchen.

O, welch' lichten Sternenschimmer
Wollt' ich in das liebe Zimmer
Werfen, locken meine Traute
An das Fenster mit der Laute.

Lauschte dann den sanften Klängen,
Welche still die Nacht durchdrängen,
Tönen, die dem reinen, vollen,
Liebewarmen Herz entquollen.

Und aus ihren lieben Augen
Wollt' ich, Stern, noch Glanz mir saugen,
Sie mit meinem Glanz umfließen
Und mit Sternenlicht sie grüßen.

13. Aug. 1825.

Aus dem zweiten und dritten akademischen Jahre 1825—1827 zu Berlin.

Welch' ein Lohn der treuen, frommen Liebe des Jünglings warten mußte, als er nach langer Trennung die geliebte Braut wieder fand, mag der Leser ahnen, der demselben bisher nachzuempfinden vermogte. Folgendes Gedicht, und mehr noch die nun immer reicher gewordenen Briefe aus dieser Zeit, geben Zeugniß hiervon:

Trennung nach kurzem Wiedersehen.

Von Rheines grünen Wogen
Durch schönes deutsches Land
Bin rüstig ich gezogen,
Bis ich mein Liebchen fand.

Ich hab' sie wiederfunden,
Sie an mein Herz gedrückt,
Auf's neu' mich ihr verbunden,
So treu in's Aug' geblickt.

O säume, liebe Sonne,
Eil' doch nicht so geschwind;

Kürz' nicht die Liebeswonne
Mir und dem trauten Kind!

Doch ach, die Stunden eilen,
Mein Liebchen lebe wohl;
Darf länger nicht mehr weilen,
Leb' wohl, leb' wohl, leb' wohl!

Den 17. Okt. 1825.

19. Siegsmonds 1825.

„Wie ein süßer Nachhall der seligen Tage unsres Wiedersehens ist mir Dein Brief in's Herz geklungen; ist er doch auch der reinste Ausdruck der Wonne, die uns in jenen Stunden erfüllt hat. Ja, B., ich kann Dir über die Wonne unsres Wiedersehens nichts mehr sagen, weil ich hier nur empfinde, nicht spreche, o so empfinde, daß die Worte, dieser Glut entströmt, diese leichten Blätter verzehren würden. Was soll ich Dir aber sagen von meinem Rückwege? Von der Gegend sah' ich wenig, ich fand mich noch immer in meinem Paradiese. Ja, B., ich habe es gefühlt, daß einem das Herz aufgehen kann, denn in mir öffneten sich alle Kammern, und das Wehen der reinsten Liebe durchzog mich ..."

Wie sehr man sich aber irren mögte, vielleicht in Folge mancher der gegebnen Mittheilungen sich Sybel in gar zu weichen Gefühlen ruhend zu denken, mag aus vielen die folgende Stelle zeigen:

Den 23. Siegsmonds.

... „Es ist dabei nur meine Absicht, zu zeigen, daß mir jedes schlaffe Wesen, jeder pedantische angenommene Ernst, jede steife Form zuwider ist, und da ist es denn oft gut, wenn man mit einem derben Witz dazwischen fährt, wo die Leute vor Weichheit sich nicht zu lassen wissen und vor Empfindelei vergehen mögten. Gar viele Frauen hier haben sich von mir ein Ideal gebildet, das aus einem weichen Teige der Empfindsamkeit und Hingebung zusammengesetzt ist; das muß gleich beim ersten Zusammentreffen ihnen zusammengedrückt werden, dann mögen sie

nachher sehen, was Natur und Leben aus mir gemacht haben und noch aus mir machen werden. — O, daß ich recht natürlich wäre! B., laß uns beide versuchen, der Natur ihre Rechte bei uns wieder einzuräumen, die ihr hier und da durch formelles Leben genommen sind, laß uns recht frisch und fröhlich sein und uns freuen, wenn's andre auch sind, andre auf andre, ihnen eigenthümliche, Weise. Hör', B., geh' fleißig spazieren und jage Dich mit Deinen Mägdlein, blicke das Leben so frisch an, wie die Luft die Erde anhaucht. Heinrich sagt noch immer, wir hätten nicht halb so frisch in Bonn gelebt, wenn wir nicht so fleißig spazieren gegangen wären und uns dabei rüstig getummelt hätten. Und die Mädchen müssen sich auch tummeln, natürlich auf ihre Weise, maidlich und jungfräulich fröhlich; der Jüngling kühn und rüstig ..."

Den 18ten Windmonds.

... „Ueberhaupt, B., auch Dein geistiges Bild in meinem Herzen treibt mich immer zum Guten, und zuweilen, wenn ich mich vergessen habe, dann schäme ich mich wirklich vor diesem Deinem Bilde, was in mir lebt, daß es mich hat so fehlen gesehen ..."

... „Ich kehre jetzt wieder zu Deinem Briefe zurück. Du giebst mir darum einen so großen Vorzug vor Dir, daß ich nach reiflich durchdachten Grundsätzen handle, Du nach einem dunkeln Gefühl. Da thust Du Dir Unrecht, denn was Du dunkles Gefühl nennst, ist die dem weiblichen Wesen angeborne Eigenthümlichkeit, mehr dem Herzen, als dem Verstande zu folgen, und diese Eigenthümlichkeit gewinnt durch das Leben und durch die Uebung eine ebenso große Sicherheit, als das Handeln nach Verstandesbegriffen, und oft eine größre Taktfestigkeit. Als wenn das Gefühl und das Herz etwas Unklares wäre? Sie haben ebenso viel Klarheit, als der Verstand, und es kömmt nur darauf an, sich dieser Klarheit bewußt zu werden. Wie viele Menschen in der Musik und im Tanz ein natürliches Taktgefühl in sich haben, und gewiß ein ebenso richtiges, als die, welche es durch Kunst sich angeeignet, so haben die Frauen auch von Natur solche Mitgift in Beziehung auf den

Takt in der Handlungsweise erhalten, und daher magst Du Dich trösten, wenn Du hierin eine Ungleichheit zwischen Dir und mir erblickst, die keine den andern vor= oder nachsetzende ist. Wenn Du übrigens glaubst, daß ich nun grade nach so reiflich durchdachten Grundsätzen handle, so irrst Du auch, wenigstens strebe ich durchaus nicht darnach. Das Leben und die Handlung des Menschen im Leben ist viel zu mannichfach, als daß der menschliche beschränkte Verstand für jegliche Handlungsweise ein allgemeines Gesetz oder einen Grundsatz auffinden könne; das ist nur möglich für die allgemeinsten Verhältnisse, und der Mensch, der darnach strebt, sein Leben so nach Grundsätzen gleichsam systematisch zu ordnen, der wird unnatürlich und pedantisch. Es giebt im Christenthum nur einen Grundsatz, den ich auch nicht einmal Grundsatz, sondern Lebensprincip nennen mögte, das ist die Liebe, die Liebe zu Gott und die, welche daraus folgt, zu den Brüdern; wer in allen Verhältnissen (und sie ist in allen und für alle Verhältnisse) sie wahrhaft übt, der lebt wahrhaft und überhebt sich aller übrigen Grundsätze über diese und jene Handlungsweise. Hierauf richtet sich also mein Streben, aus Liebe zu Gott seinen Willen zu erfüllen. Und hier, B., finden wir die Einheit unsrer Ungleichheit, in dem Willen Gottes. Denn ist es nicht gleich, wenn Dir Dein weibliches Gefühl klar und deutlich sagt, das ist der Wille Gottes, und Du handelst nun aus Liebe zu Gott nach diesem Willen, und wenn mir die männliche Vernunft es sagt, das ist der Wille Gottes, und ich ihn nun darnach erfülle? — Außerdem, wiewohl es mich so sehr erfreut hat, daß Du Dich der Liebe zu mir so ganz hingiebst, und Dich stark in meiner Liebe fühlst, muß ich Dich aber noch fragen, ob Du auch nicht zu weit gehest in diesem Gefühl. Du willst Dich an Deinen August schließen, so fest wie ein Kind sich an die Mutter, so Dich stark fühlen in mir. Glaube mir, B., es ist mir sehr rührend gewesen, diese kindlichen und schönen Aeußrungen Deiner Liebe zu lesen, und hat mich tief bewegt, aber vergissest Du dabei nicht zu sehr, was Du selbst sein sollst? Nicht das Verhältniß des Kindes zur Mutter ist dem Verhältniß des Mannes und Weibes ähnlich, es ist ein mehr gegenseitiges Verhältniß. Das

Kind kann ohne die Mutter nicht sein, das Weib soll aber, wenn es einmal sein muß, ohne den Mann sein können; denn wer bürgt, ob der Tod ihn nicht früh oder spät hinweg fordre? Mann und Weib sollen, jedes für sich, eine bestimmte, feste Eigenthümlichkeit bilden, sollen jedes für sich etwas sein und eben darum sich verbinden, weil sie etwas sind, und glauben, einer dem andern etwas sein zu können. Drum, B., gieb Dich dem Gefühle Deiner Stärke in mir nicht zu sehr hin, fühle Dich auch in Dir selber stark ..."

Den 11. Januar 1826.

... „Und wenn ich mit Menschen= und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle." Ich hatte heut Morgen wieder die Wahrheit ohne Liebe gesagt, und war ein todter Buchstabe geworden, wo ich hätte Leben sein können durch Liebe. Ach, B., die Liebe, die große unüberwindliche Liebe! Ja, laß uns den Vater bitten, daß ihr Strom immer mehr die Gefilde unsers Innern bewässere. Der Glaube kann Berge versetzen, was würde die Liebe nicht können, wenn sie vollkommen Wohnung gemacht hätte im Herzen, da sie noch größer ist, als der Glaube! Mit der Sehnsucht nach vollkommner Liebe will ich nun zur Ruhe gehn, möge mich auch der kommende Morgen damit erwecken und der folgende Tag dadurch seine Weihe erhalten. — Gute Nacht, m. B."

Den 15. Jan. 1826.

... „Ich kann Dir nicht sagen, mit welcher Innigkeit ich jetzt beten kann und wie ich fühle, wie mich das Gebet neu belebt. Das war ein Fehler von mir, daß ich in der Zeit Deines Hierseins mich fast immer des Abends durch die Trubel des Tages zu zerstreut glaubte, um Gott wohlgefällig beten zu können; ich fühle es aber alle Tage mehr, wie grade hier in dem unruhigen Getreibe eine besondre Erhebung zum Vater dem Herzen Bedürfniß ist. ..."

* * *

Wie in dem lieben Vollendeten die innigste Brautliebe mit der höhern Liebe zu dem HErrn verbunden war, zeigt unter vielen sehr schön noch die folgende Stelle:

Den 7. Februar 1826.

... „Ja, m. l. B., wenn die Liebe mir so überwallt im Herzen, dann stellt sich auch mir, wie Dir, stets die Frage entgegen: Weiß m. B. denn wirklich, wie gut ich ihr bin? Kann sie mir wohl nachempfinden diese süßen sanften Regungen der Liebe, welche die Brust mir bald bewegen, bald frei machen? ... L. B., ich erkenne immer mehr, wie meine Liebe zu Dir gegründet ist in dem Streben, mit Dir in Gemeinschaft dem Vater der Liebe näher zu treten. Denn so oft ich den Weg, der zum Vater führt, auch nur im geringsten verlassen habe, sei es nur im Herzen, oder schon in der That, und ich fühle nun, wie mir Gott nicht mehr so nahe, wie die Gemeinschaft mit ihm gestört ist, so empfinde ich auch augenblicklich eine Störung in der Reinheit und Unbefangenheit meiner Liebe zu Dir, die erst dann gehoben wird, wenn ich wieder als reuiges Kind vor Gott erschienen und mit ihm mich versöhnt habe. Ja, B., was ist doch das Christenthum eine unerschöpfliche Quelle des Heils, daß es den Reuigen und tief Betrübten, den von Gott sich entfernt Fühlenden immer wieder aufrichtet und freudig in die Zukunft blicken läßt nach dem hohen Ziele, wo seine Seele ganz Eins sein wird mit dem Vater. L. B., welchem herrlichen, welchem unaussprechlich seligen Ziele eilen wir entgegen; in Gemeinschaft eilen wir ihm zu und in Gemeinschaft wollen wir es erlangen. Komm an mein Herz, meine B., komm' und sei mit mir freudig in der großen, seligen Hoffnung! ...“

Der Tag des HErrn.

Feierlich steigt heut die Sonne
Aus dem glüh'nden Bett hervor,
Und mit Tönen höh'rer Wonne
Grüßet sie der Vögel Chor;

Die Natur, sie feiert heut
Auch den Tag, den Gott geweiht!

Heil'ge Ruhe liegt gebreitet
Ueber Dorf und über Stadt,
Jeder still das Herz bereitet
Und geschmückt mit Andacht hat,
Bis der Ruf vom Thurme schallt,
Still zur Kirch' die Menge wallt.

Gottes Stimme rufet allen,
Ladet Reich' und Arme ein,
Freud' und Trauer siehst Du wallen
Zu der Kirche heil'gem Schrein,
Alle sind vor Gott sich gleich,
Und in seiner Liebe reich.

Kniee ruhen nun im Staube,
Herzen steigen himmelan,
Alle hebt ein freud'ger Glaube,
Den die Erd' nicht fesseln kann.
Wie Gesang nach oben dringt,
Seele sich zum Vater schwingt!

Da ertönen seine Worte
Durch des Dieners frommen Mund,
Dringen durch die offne Pforte
Tief hinein zum Herzensgrund,
Und der Worte heil'ge Kraft
Allen neues Leben schafft.

So von neuer Kraft durchdrungen
Trit die fromme Christenschaar
In das Leben, wo gerungen,
Wo gekämpft wird immerdar,
Wird die neue Kraft dann alt,
Neu der Ruf der Glocken schallt.

Den 26. Febr. 1826.

Trost beim Scheiden.

O klage nicht, daß schon entschwunden
Des Wiederseh'ns geweihte Stunden,
Laß fliehn die erdgeborne Zeit!
Was himmlisch ist in uns geboren,
Das geht mit keiner Zeit verloren:
Die Liebe — bleibt in Ewigkeit!

Den 23. März 1826.

Ein Silberblick im Leben.

Ich komme nur, um Dich zu grüßen
Mit einem Kuß und einem Blick,
Dich einmal in den Arm zu schließen —
Leb' wohl, ich kehre schon zurück.

Ja solch' ein Silberblick im Leben
Ist kurz nur, und doch Ewigkeit.
Du Liebe bist's, die ewig Leben
In unsern Seelen ihm verleiht.

Du Liebe bist's, die uns den Himmel
In seiner vollen Seligkeit
Hernieder trägt in dieß Getümmel
Der irdischen Vergänglichkeit! *)

Den 23. April 1826.

Den 4. Mai 1826.

... „B., m. l. B., ich liebe Dich so innig und warm und doch könnte ich so ruhig sein, wenn ich Dich recht lange nicht sehen dürfte. Aber ich meine, das ist gewiß das Zeichen

---

*) Ich weiß nicht gewiß, ob dieses Gedicht in Beziehung auf folgenden Vorfall steht. S. war bei Schleiermacher in der Kirche, das Wort bewegte sein Herz. O, daß ich doch mit meiner B. dessen Segnung heute theilen könnte, sprach er und — ging sogleich die vier Meilen bis Eichstädt, woher er am Abend noch zurück eilte! „Ei," sagte später Schleiermacher, „das war doch zu viel!"

einer recht reinen und geheiligten Liebe. Ja, B., grade meine so innige Liebe zu Dir, die macht mich so ruhig und freudig zu allem, zum Wiedersehen, wie zur Trennung, zur Vereinigung, wie zum lange Fernsein ..."

Bei dieser Innigkeit der Liebe beherrschte die so feste als weiche Seele des Jünglings die erste Thräne bis zu der Stunde einer Trennung in diesem Monat:

Den 17. Mai 1826.

... „Ja, l. B., es ist eigen, daß ich gestern beim Abschiede so wehmüthig wurde, und daß ich die Thräne, die im Auge bebte, nicht zurückhalten konnte. Zur Thräne war es noch bei keinem Abschiede gekommen. Du warst stärker, als ich.

Zürne, Berta, meiner Schwachheit nicht,
Zürne nicht der Thräne, die ich weinte.
Lausche, was sie leise zu Dir spricht,
Was die Liebe mit der Thräne meinte.

Jene Sonne, die im Herzen glüht,
Was da drinnen pranget auf den Auen,
Was so herrlich dorten aufgeblüht,
Können Deine Sinne niemals schauen.

Doch des Auges Spiegel wirft zurück
Treu das Bild von dem, was dort sich reget,
Also kennst Du aus des Auges Blick
Alles, was im Herzen sich beweget.

Auch die Thräne war ein treues Bild
Von der unaussprechlich reinsten Liebe,
Deren sanftes Weh'n mein Herz erfüllt,
Die ohn' Thräne Dir verborgen bliebe."

Am 19. Mai 1826.

„Gel. B., es wollte mit dem Arbeiten heut noch gar nicht gehen. Ich fühlte noch ein so wunderbares Wehen und Sehnen in dem Busen und hatte nun hier keine Seele, der ich das volle Herz ausschütten konnte. Da mußte ich denn meine Gefühle aussingen, und so sende ich Dir den Gesang zu, m. l. l. B.

Mai und Liebeswonne.

Ich bin bei meinem Lieb gewesen
In diesem schönen Blüthenmai,
Wie ist mein Herz allda genesen,
Wie ward die Wonne drinnen frei!

Wo zarte Blumen neu gesprossen,
Dort unter junger Zweige Grün,
Da hat sich Herz an Herz geschlossen,
Da durfte Lipp' an Lippe glüh'n.

So wie die Knospen sich erschließen,
Erschlossen sich die Herzen auch,
Und wie die Blüten Düft' umfließen,
So floß um sie ein duft'ger Hauch.

Wie aus der Frühlingssonne Strahlen
Nur mild und freundlich Scheinen bricht,
So schien auch in des Herzens Thalen
Der Liebe mild und freundlich Licht.

Nun komm' ich Mai Dich erst verstehen
In Deinem Knosp'= und Blütenschmuck,
Es deutet mir Dein Liebeswehen
Der treuen Liebe Kuß und Druck."

Morgentöne.

Der Tag erschien, o Christen eilt,
Das Herz Gott hinzugeben,
Der mit dem neuen Strahl ertheilt
Uns allen neues Leben,
Der mit der Liebe treuer Hand
Uns leitet in das Vaterland.

Ja, Vater, wir gehören Dir,
So nimm, was stets Dein eigen;
Sieh', Herz und Seele bringen wir,
Du magst den Weg uns zeigen,

Wir folgen Deinem Gnadenschein,
Woll'n Deine lieben Kinder sein!

Den 16. Juni 1826.

Den 24. Juni 1826.

„Ich komme, gel. B., in der Morgenstunde mit rechter Innigkeit zu Dir, denn ich habe meine Seele gestärkt durch Gebet. Ja B., ich fühle immer mehr den reichen Segen, der darin ruht, daß der Mensch die ersten Augenblicke eines Tages dem HErrn weiht. Da kehrt dem Schwachen Friede in's Gemüth, und er trägt diesen Frieden in den bunten Wechsel des Lebens hinein, und seine Seele wird nicht dadurch verletzt. Ja was man auch gegen regelmäßige Andachtsübungen sagen mag; die Seele am Morgen zu erheben und Abends wieder zu sammeln, das scheint mir so natürlich, daß man eigentlich hier gar nicht von Regel sprechen darf, und die Seele begehrt diese Erhebung und Sammlung nicht etwa der Regel wegen, sondern des innersten und freiesten Bedürfnisses wegen. — Ach B., Du glaubst nicht, wie mein Geist in Liebe Dich umschwebt; ich bin freudig, ich bin ruhig und mögte nur einen tiefen Blick thun in Dein ruhiges Auge, in Dein friedvolles Herz. Meine B., wie ist meine Liebe doch am lebendigsten, wenn sie sich vereinigt hat mit der Frömmigkeit, wie schwach ist sie, wenn sie nicht in dieser ihren Grund hat! Drum regt mich auch eine fromme Seelenstimmung immer am meisten auf, zu Dir zu eilen, und drum komme ich auch meistens nur zu Dir, wenn ich Dir mit einem liebenden Herzen auch ein andächtiges bringen kann. Ich weiß nicht, wie sich Menschen lieben können, die keine Frömmigkeit haben, ja ich kann nicht begreifen, wie Menschen ohne Frömmigkeit leben können, und in der Leere und Wüste ihres kalten Herzens nicht verzweifeln ...“

Der Liebe Trübung.

Wenn der Jüngling seine Jungfrau findet,
Kraft und Milde zu einander neigen,
Alle sinngebornen Triebe schweigen,
Nur der Geist dem Geiste sich verbindet,

Ach! des Himmels Harmonie'n
Dann die Liebe sanft umziehn.

Doch der Mensch bleibt erdgeboren,
Um des Himmels Kind zu werden,
Muß er scheiden von der Erden.
Seine Unschuld ist verloren,
Leise regt sich in der Brust
Mit der Liebe Sinnenlust.

Nicht mehr in der Liebe Wellen
Spiegelt sich des Himmels Bläue,
Und die Keime tiefer Reue
In des Jünglings Busen schwellen,
Seiner Liebe trüber Blick
Sehnt nach Unschuld stets zurück.

Den 18. August 1826.

Der Liebe Verklärung.

Wenn in meine reine Liebe
Sich der Sinne niedre Triebe
Heimlich drängen, und im Herzen
Trüben reines Geistes Wehen:
Ach, dann mögt' in bittren Schmerzen
Alle Liebe mir vergehen.

Und ich kämpfe, und ich ringe,
Daß der Geist das Fleisch bezwinge,
Doch vergebens alles Mühen,
Und die niedern Triebe glühen;
Meiner Kraft muß ich verzagen,
Gott dem HErrn die Schwäche klagen.

Senkt er seinen Geist hernieder,
Heil'ge Kraft beseelt mich wieder,
Fleisches Waffen müssen weichen
Vor des Himmels heil'gem Zeichen,

Und von Gottes Kraft genähret,
Strahlt die Liebe neu verkläret.

Den 19. August 1826.

Ach hätt' mein Herz ich Dir ergeben,
Und ganz gebannt den eignen Sinn:
Wie lebt' ich dann ein heilig Leben,
Du lenktest nur zum Himmel hin;
Du, Vater, lebtest selbst in mir,
Und ich, ich wüßte mich in Dir!

Den 11. September 1826.

„Meine B., ich wache wieder am Bett des kranken August H. Ich habe mich lange gequält und wollte arbeiten, aber das wollte heut durchaus nicht gehen. Da habe ich mir eine Predigt gelesen, und es bewegte mich darin der Vers, den ich Dir hier mittheile:

Ach ich bin sündig,
Der Erde noch geneigt!
Das hat mir bündig
Sein heil'ger Geist gezeigt:
Ich muß noch mehr auf dieser Erden
Durch seinen Geist geheiligt werden —
Der Sinn muß tiefer in ihn gehn,
Der Fuß muß unbeweglich stehn! —

Hierauf fährt er nach ernster Berathung der damaligen schwierigen Verhältnisse der Braut fort: „Ach, B., was ist es schön, daß wir nicht mehr Knechte, sondern Kinder Gottes sind, daß wir in Allem zu ihm unsre Zuflucht nehmen können, ihn anrufen können mit: Abba, lieber Vater! — Ich fahre nun nach einigen Stunden fort und kann Dich schon mit einem guten Morgen begrüßen. Ich habe indessen mit vielen Unterbrechungen durch August's Krankheit mit Dir im Geist im Johannes gelesen und wunderbar, ich hatte hier eben mit Dir davon gesprochen, daß wir Kinder Gottes seien, und mußte auch grade im Johannes den Vers lesen: „Sehet, welch' eine Liebe

hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen!" Eben schlägt es schon 6 Uhr, da ist meine Wache aus und ich gehe zur Mutter hinüber. Da ruhe ich bis 8½ Uhr und gehe dann in die Kirche. L. B., ich liebe Dich doch so sehr, daß ich es Dir gar nicht zu sagen weiß. Siehst Du, B., wenn ich malen könnte, ich malte Dir hier mein Herz her, und aus meinem Herzen da stiege empor eine freundliche, liebliche Engelsgestalt, das Sinnbild aller der Empfindungen der Liebe, die in meinem Herzen aufsteigen, und dieser Engel hielte in seinen Armen ein andres Herz, das wäre das Deine, und drückte es an sich, und dadurch verklärte sich dann sein ganzes Wesen noch mehr. Ach, und so wollte ich Dir noch viele andre schöne Bilder malen, denn es schweben mir so viel vor ..."

Den 30. Januar 1827.

... „M. B., es ist nicht möglich, daß noch irgend jemand so ganz in Dir leben könnte, als ich. Und ich werde noch immer mehr in Dir leben, meine Liebe wird noch immer zarter und edler sich gestalten, ich werde mit unbeschreiblicher Liebe den leisesten Spuren Deiner Eigenthümlichkeit nachgehen und mit liebender Sorgfalt alles hegen und pflegen, was ich Wahres in Dir finde. Gewiß, m. B., ich werde mit Gottes Hülfe immer mehr von meiner Persönlichkeit in meiner Liebe zu Dir absehen, werde nur Dich lieben wollen in Deiner freien Eigenthümlichkeit, ohne Dir irgend etwas von meiner Persönlichkeit aufzudringen; was Deine freie Liebe dann von selbst annimmt, das erhältst Du auf dem rechten Wege ..."

Den 24. Jan. 1827.

... „Ich dachte eben daran, was doch die Stellung der höhern Stände zu den niedern noch eine so unnatürliche sei in unsrer Zeit, und darauf kam ich so: S—s Dienstmädchen ist an einer Herzensentzündung krank gewesen, heut traf ich sie wieder im Zimmer und sagte ihr, daß ich mich freue, daß sie wieder gesund sei, und fragte, ob sie sich denn wieder kräftig fühle. Das kam ihr nun so ungewöhnlich, daß sie zuerst etwas

verlegen wurde, so daß ich denn auch merkte, ich habe etwas gethan, was sonst wohl nicht in der Art sei, mich nämlich nach der Gesundheit eines Dienstmädchens erkundigt. Ich mögte immer mit rechter Liebe die niedern Stände an mich ziehen und so mit ihnen verkehren, daß ihnen das Gefühl des Unterschiedes ganz schwände; aber meist werden Leute dieses Standes noch angesehn, wie ganz andre Menschen, mit denen dann auch ganz anders umgegangen werden müsse ...."

Den 8. März 1827.

„Dein gedenk' ich, röthet sich der Morgen." B., wenn so der Tag beginnt, was habe ich dann für Sehnsucht, denselben Gott wohlgefällig zu vollbringen; mit jedem Augenblick, mit jedem Athemzuge mögte ich Gott an demselben näher treten. Dann vergesse ich alles, was dahinten liegt, und denke, es fängt das neue Leben erst an, und bin froh und freudiger Hoffnung. — Aber es ist uns gewiß gut, daß es uns nicht immer so glückt. Wir würden hochmüthig werden, wenn wir uns nicht oft recht gedemüthigt fühlen müßten ...."

Den 21. März 1827.

„Guten Morgen, m. l. B. Ich muß Dir doch gleich erzählen, daß ich diese Nacht einen gar schönen Traum gehabt habe. Du standest mit einem Male vor mir, schmiegtest Dich an mich, und schautest mich mit einem Blicke an, darin ein ganzer Himmel voll Liebe ruhte. Mir wurden alle Glieder von Liebe und Wonne erfüllt, ja ich empfand die geistige Freude auch körperlich, aber als ich kaum meines Glücks bewußt worden, war Deine Erscheinung schon wieder entschwunden; doch so hat mich dieses Traumbild mit Wonne erfüllt, daß ich beim Erwachen noch den Eindruck im Innern empfand. Gestern Abend habe ich Deiner auch recht innig gedenken müssen. Ich hörte einige Abschiedsreden junger Theologen im hiesigen Prediger-Seminar mit an. Der eine sprach über den Trost bei Trennungen von Freunden, und sagte, daß der festeste Trost hier sei, wenn man sich in Jesus Christus liebte, denn diese Liebe sei

erhaben über allen Wechsel der Laune und des irdischen Wohlgefallens, und verbinde die Seelen für den Himmel. Da wußte ich, wie ich Dich liebte, m. B. Aber indem ich das hier so schreibe, fällt es mir auf's Gewissen, wie ich Dich meinem innern Menschen nach also liebe, wie aber noch oft sich irdisches und sündliches auch in die Liebe hineindrängt. Doch danke ich Gott, daß er mir die Gnade gegeben hat, dieses zu erkennen, und die Sehnsucht, immer mehr frei zu werden von allem ungöttlichen Wesen. B., ich bitte Gott, daß ich Dich lieben möge in Jesus Christus."

Wie früher in der turnerischen Zeit viele thaten, fuhr Sybel fleißig fort, bei kranken Freunden und Verwandten nächtliche Wachen zu verrichten, und sich so trefflich auf seinen künftigen Beruf vorzubereiten, dem er, ach! nur so kurze Zeit, obliegen durfte.

Den 1. April 1827.

„Da bin ich ja plötzlich so reich geworden an lieben Worten von Dir; sie haben mir unendlich wohlgethan in dieser Zeit, wo ich theils auf Alberts Zimmer, still, ohne freundliches Gespräch verweilte, theils wenige Stunden bei der Mutter unter harten Kämpfen zubrachte, indem man mich auf alle Weise zu überzeugen suchte, daß es Pflicht sei, den Albert wegen der Ansteckung zu verlassen, indem ich Leben und Gesundheit zu erhalten, der Familie, der Braut und wer weiß wem schuldig wäre. Mein christliches Gewissen sprach aber anders zu mir; jeder Vorwitz bei so ansteckenden Krankheiten erschien mir als Frevel, aber die Stimme der Liebe erschien mir als Ruf Gottes, und so hab' ich mich denn seiner Hand ergeben; soll ich angesteckt werden, so kann auch dieses nur zu meinem Frieden dienen. Wer weiß, welche heilsame Gesinnungen und Vorsätze mir der liebevolle Vater grade auf dem Krankenlager in's Herz reden wollte. Ihm will ich mich ergeben im Sterben und im Leben ...."

Wirklich wurde Sybel in Folge seiner treuen Liebe durch die Blattern des kranken Freundes angesteckt. Am 19. April

konnte er jedoch schon das Zimmer verlassen, und ärntete die bittersten Vorwürfe über — die Beweise der Liebe. „Denke Dir," schreibt er, „so wurde gefrevelt, daß man meine Krankheit für eine Strafe Gottes erklärte, daß ich den Albert nicht verlassen. Die Tante *** hat der Mutter einen Brief geschrieben, worin sie mich als einen dummen Schwärmer hinstellt, der noch nicht dahin gekommen, in allem das Ende zu bedenken. Wenn man solche Herzlosigkeiten erfährt, wird einem fast kalt um's Herz gegen solche Herzlosen, und man muß Gott ernstlich bitten, einem hier die Liebe zu bewahren, denn selber kann man sie nicht festhalten. Mir ist's oft ganz böse durch die Glieder gefahren darüber, aber ich merkte wohl, das sei nicht das rechte. Daß die Leute, die doch nun durch Schmerz und Leid heimgesucht werden, wie die Tante ***, darin nicht Gottes Stimme vernehmen und zu einem demüthigen Sinn kommen! Aber nein. Sie wollen seinen Arm noch stärker fühlen. Nun er wird wissen, wie er sie beuge ..."

Den 13. Juni 1827.

... „Aber ich wollte Dir ja, l. B., vom heutigen Tage erzählen. Im ganzen hat er mir nicht übel gefallen, das Herz hat so ziemlich auf der rechten Stelle gestanden. Ein paar mal wollte es sich etwas hoch heben, und sich selbst erheben, und als es denn das selber sich gestehen mußte, da war es doch nur die Netzhaut, auf der dieses Geständniß schütterte, und so recht in die Kammern wollte es sich gar nicht begeben. Ja, ja, das Herz ist ein trotzig und verzagt Ding!" ...

Den 10. Juli 1827.

.... „Julie und K. spielten einige wahrhaft schöne Kompositionen von Beethoven. Der Geist, der darin wohnte, war nicht so ein unbestimmter, schwebender, sondern er hatte lebendigen Gehalt, so daß einem die Töne mit einer Klarheit, fast wie Worte, zusprachen. Ich hatte sehr lange keine Musik gehört und bekam dadurch nun wieder solch Verlangen nach geistiger Musik, daß ich gar sehr wünschte, öfter dergleichen hören zu können. Ach, B., die Musik ist etwas Göttliches, aber der

Mensch hat alles Göttliche angegriffen in seinem Hochmuth, er hat die Musik zu seiner Dienerinn machen wollen. Da ist die Göttliche, einer niedern Magd gleich, beschimpft worden, und hat alle Sünden und Leidenschaften der Menschen tragen und in sich aufnehmen müssen. Es giebt aber Musiken, denen man es abfühlt, daß sich ihr Meister dem Göttlichen hingegeben und sich von ihm hat ergreifen lassen. Wie das Wahre nicht etwa zu warten hat, bis der Mensch es mache, sondern schon da ist seit Ewigkeit, und der Mensch der vorhandnen Wahrheit sich nur hinzugeben hat, so ist auch alles wahrhaft Schöne schon da von Ewigkeit, nicht der Mensch bildet es erst, sondern, wie er die ewige Wahrheit nur nachbilden kann in seinen Gedanken, so kann er auch das ewige Schöne nur nachbilden im denkenden Gefühl. Gute Nacht!" ....

Komm Jesus zu mir.

Ach, daß doch Deine Liebe
Sich tief in's Herz mir schriebe,
Daß dieß nur mein Verlangen,
Dich Jesu zu umfangen!

Den alten Menschen lassen,
Den neuen ganz erfassen,
Ich selber kann's nicht zwingen,
Du Jesu mußt es bringen!

Komm, komm, mein Herz ist offen,
Erfüll' mein sehnlich Hoffen,
Senk' Deinen Geist hernieder,
Richt' auf die matten Glieder!

1827.

Einiges aus der Zeit vom Herbst 1827 bis dahin 1828.

In dieser Zeit trat Sybel, wie schon bemerkt, in die erste geordnete Berufsthätigkeit ein.

Es bestand damals eine kleine, von einer Wittwe verständig und wohlwollend geleitete, Bildungsanstalt für Töchter der mittleren Stände zu Charlottenburg. Auf meine Empfehlung übernahm Sybel zu meiner großen Freude den Hauptunterricht, welchen ich selbst eine Zeit lang gegeben, an dieser Anstalt; täglich zwei Stunden des Morgens. Es war ein freundlich traulicher Kreis, in den der fromme, begeistrungsvolle Jüngling trat — wenn nicht jeder rechtgeleitete, nur nicht gar zu unförmliche Kreis der lieben Jugend sich alsbald zu einem solchen gestaltet? Wohl mußte ich besorgen, daß Sybel, bei seiner damaligen Auffassung der geoffenbarten Wahrheit, ungeachtet seiner Verehrung gegen dieselbe im allgemeinen, zuweilen Gewalt anthun werde; wie denn z. B. die Lehre von den Engeln, vom Teufel, und manche andere, selbst die Lehre vom Worte Gottes überhaupt, sich im Zusammenhange der Schule Schleiermacher's und der eignen spiritualistischen Richtung ziemlich verflüchtigen mußte. Dieß geschahe selbst noch in den folgenden Jahren. Seine Behandlung und sein Verständniß der Heil. Schrift erlitt hierdurch manchen Schaden, bis auch in dieser Hinsicht die Stunde seiner Befreiung schlug, und er nun manches Vorurtheil als hemmende Fessel einer freien Erforschung des Inhaltes der Offenbarung erkannte, was ihm bis dahin als Bedingung derselben gegolten hatte. Wie aber konnte ich zweifeln, daß das Wirken Sybel's, welcher der gesuchten Gnade treuer war, als so viele der gefundenen, in diesem lieben Jugendkreise gesegnet sein werde?

Wirklich faßte er die hier zu lösende Aufgabe mit ganzem Ernste auf, und blickte mit innigem Danke zu Gott auf, der ihm solche Freudigkeit und Frische zu einem Geschäfte schenkte, welches für ihn, der immer gründlich und mühsam arbeitete, und nun in so mannichfachen, ihm zum Theil noch ganz ungeläufigen, Gegenständen unterrichten sollte, recht mühsam war.

Wie nun die gebende Liebe und Zutrauen allezeit bei der Jugend reichliche Erwiederung findet, so sahe sich Sybel bald hierdurch reich beglückt. Mit großer Unbefangenheit und Offenheit bewegten sich die Kinder um ihn, der nun frei das bildende Wort in ihre Herzen senkte. Ihre kindliche Zärtlichkeit gegen den ernsten Jüngling war aber so groß, daß die Vorsteherinn

ängstlich wurde, wenn wohl auch die größeren Mägdlein so traulich an seinem Arme hingen; bis sie sich überzeugte, daß ihre Besorgniß hier weniger gegründet sei.

Diese Liebe wirkte natürlich wohlthuend auf Sybel's Thätigkeit, ja auf die ganze Stellung seines Herzens zurück. „Mir ist immer," schreibt er schon nach einigen Monaten an die Braut, „als hätte ich mich seit unsrem letzten Beisammensein sehr verändert, und das muß mein neues Berufsleben machen. Ich bin aber auch in vielem weit wärmer geworden, das Leben ist mir so lebendig und frei geworden, der Mensch ist mir noch kleiner, aber doch freier, und Gott noch weit größer und herrlicher erschienen."

Die Erinnerung an diesen ersten, in frommer Liebe und Arbeit durchlebten, Wirkungskreis blieb ihm daher noch nach Jahren theuer und unvergeßlich.

Besonders wohlthuend, und ohne Zweifel auch gesegnet, war Sybel auch das still zurückgezogne Wohnen in einem Stübchen zu Charlottenburg während des Winters. Als er im folgenden Sommer seine Wohnung wieder in Berlin nehmen mußte, war ihm das geräuschvolle Treiben ganz fremd und lästig geworden. Wie er indeß während des Winters in den späteren Stunden, einige Vorlesungen zu hören, wohl an den meisten Tagen auf einige Stunden rüstig nach Berlin eilte, so ging er jetzt während des Sommers täglich in des Morgens Frühe nach Charlottenburg, den Unterricht in dem lieben Jugendkreise zu geben. O, wie glücklich sahet ihr oft, trauliche Lindengänge des heimathlichen Waldgartens! unter eurem Schatten dahineilen den Jüngling mit dem glänzenden Antlitz, mit der betenden Lippe, dem freudestrahlenden Auge! Wie sahet ihr seine Brust sich heben bei den Morgentönen der Nachtigall, bei dem Frohlocken der schwebenden Lerche, bei dem Weben eurer grünen Wipfel!

Dieser Aufenthalt in Charlottenburg gab Sybel auch Gelegenheit, bei den, bis an sein Ende ihm lieb gebliebenen, Turnübungen in der Kauerschen Anstalt daselbst helfend mitzuwirken. Hierdurch befreundete er sich näher mit Kayser, einem der Lehrer dieser Anstalt, welcher nun in den engeren Kreis der Freunde (damals in Berlin vornämlich Baur, Bohnstädt und K.

Wilmsen) eintrat. Aus diesem Kreise ging später noch ein Versuch hervor, die turnerischen Bestrebungen im alten Sinne zu erneuen, dadurch der zunehmenden Erschlaffung der Jugend entgegen zu arbeiten, bei sich selbst und der Jugend Munterkeit und Geistesfrische zu erhalten.

Hier mögen nur noch einige, das Gemüths- und Geistesleben Sybel's in dieser Zeit bezeichnende Stellen seiner Briefe folgen.

Den 13. Siegsmonds 1827.

... „Es ist wunderbar, mir will's jetzt, wenn ich aus meinem stillen Gemache in Charlottenburg nach dem geräuschvollen Berlin komme, dort gar nicht recht behagen. Ich meine aber nicht das Geräuschvolle der Straßen, sondern des geselligen Wesens. Darin geht's doch in B. immer aus Dur, und noch dazu mit gezogenen Tremulanten. Es ist wahrlich schwer, hierbei sich immer im Auge zu behalten. Ich hab's heut schon wieder oft bemerkt, wie man sich gehen läßt. Bei H—s wurde alles durch einander gesungen. Ein Lied aber traf mich doch, weil ich die Worte kannte und ihnen nachdachte. Es war das Lied aus dem Freischütz: „Und ob die Wolke &c." Als die Stelle kam: „Dein Auge, ewig rein und klar, nimmt aller Wesen liebend wahr," stand alsbald die Idee der Liebe Gottes vor meiner Seele. Dann dachte ich aber auch an mich, und wie das unreine Auge nicht alle Wesen liebend wahrnimmt. Ach, ich fühlte es recht lebendig, wie schwer mir die Liebe wird ..."

26. Windmonds 1827.

... „Ich bin noch immer von gestern her so bewegt, mögte zuweilen eine Thräne aus dem Auge fallen lassen, und dann wieder fröhlich sein. Ich bin auch innerlich fröhlich und bei Gott, aber es gehen mir so allerlei Gedanken durch, was der da droben wohl noch aus mir machen werde. Denn es steht doch so um den Menschen A. Sybel gar nicht gut, und das weiß keiner besser, als er und Er. Man ist eigentlich zu nichts recht zugebrauchen. Wenn man sich's recht ausdenkt, wird man ganz klein, l. B., aber es ist wahr. Es ist auch gut, daß der Mensch

in allem merkt, es sei nichts an ihm, und daß er alles empfangen muß. Ich kenne aber viele, die haben viel mehr empfangen, als ich, drum bin ich aber nicht böse. Wie man ja alle Geschenke, wenn sie auch klein sind, mit Freuden hinnehmen muß, und auf's Herz sehen, das da giebt; das Herz aber, das mir wenig gegeben hat, ist gewiß gut ..."

7. Hornung 1828.

... „Ja B., ich liebe Dich mit der ersten jugendlichen Gluth, und es ist noch was hinzukommen. B., so ganz Eins, so im Geiste Eins, nein, so hätt' ich's mir doch nie denken können! Und wem danken wir's? — Ja, wie die Gedanken kommen, so höre sie; ich denke eben, wenn Gott einen von uns riefe, der andere würde nicht klagen, hat er uns doch so lange schon unverdient so reich gemacht. Und wenn man, dort ankommend, von solcher Seele zuerst begrüßt würde, o welche Seligkeit! ..."

24. Hornung 1828.

... „Wie mich die Erkenntniß meiner Eitelkeit heut auf dem Herwege ergriff, wie ich mich sehnte, mich selber so aus mir herauszuwerfen, und einem Anderen ganz ohne Rückhalt anzugehören! Ja wie Christus sagt: „Wer sein Leben hasset, der wird's gewinnen!" Ja, B., hasse Dich auch selbst, und laß Dir das größeste Zeugniß, daß Du es thust, dieses sein, daß Dich kein Tadel kränkt. Suche jedem Tadel seine Wahrheit abzugewinnen, denn jeder Tadel hat noch seine Wahrheit an uns. Und wenn einem jemand sagte: Du bist ein Lügner! wer will es läugnen? Und wenn einem jemand sagt: Du bist ein Dieb! wer will es läugnen, daß er sich nicht oft aneigne, was ihm nicht zukommt, es sei nun mehr geistig, oder mehr irdisch! ..."

Berlin, den 29. Ostermonds 1828.

... „Heut Abend ging ich noch mit Albert ein Stück in den Thiergarten, der Mond und die Sterne schienen, und da wir grade vorher über die Philosophen, welche Gott grade so zu denken behaupten, wie er ist, und ihn also vollkommen

in ihrem Gehirn tragen wollen, gestritten, so dacht' ich: Wer doch Gott nachdenken mögte in allem, was er gemacht hat? Nicht einmal, wie aus dem Samen die Frucht wird, kann man ihm nachdenken. O der Stolzen! ..."

B., den 27. Brachmonds 1828.

... „Berta, was war es heut auf dem Wege nach Charlottenburg schön! Die Linden blühen jetzt und duften! Ich begegnete dem Könige, und grüßte ihn und es ward mir so warm um's Herz, als ich dachte: „Das ist die Person, welche die ganze Gemeinschaft unsres Staates vertrit. Den hat Gott dazu gemacht!" Wie sich das in mir verändert, oder wie es sich weiter gebildet hat! Früher liebte ich nur das ganze deutsche Vaterland. Dem schlägt das Herz noch eben so warm und wärmer, aber die Liebe ist mehr auch in's Einzele gegangen, ich liebe auch unseren Staat und die Person, die ihn vertrit. Das war mir früher ganz gleichgültig. So wird die allgemeine Liebe immer voller, indem sie alles Kleinere, als zu ihrem Kreise gehörend, erkennt. Ist's nicht in der Liebe zu Dir auch so ...?"

Hierzu setze ich eine verwandte Stelle vom 24. Febr. 1829.

... „B., es ist heut Friedrich des Großen Geburtstag, und so mußte auch er heut festlich in unsrer Erinnerung leben, und alle die, mit denen ich sonst diesen Tag gefeiert, was ich als echter Preuße oft gethan. Erhebt sich doch das Gemüth beim Anblick eines hohen, schönen Berges, warum nicht bei der Betrachtung eines hohen Geistes — wenn auch die Betrübniß hinzukommen muß, daß dieser Geist das höchste Bewußtsein, sich in Gott durch Christum zu fühlen, entbehrte! Gott aber, der in die Herzen sieht, weiß, wer es verschuldet, und weiß auch die leisen Regungen des Geistes, die uns entgehen, zu verstehen und zu würdigen; und von denen ist unser Friedrich nicht ganz frei gewesen."

Sybel in der Zeit vom Herbst 1828 bis Frühling 1831.

Begleiten wir Sybel auch in dieser Zeit zuerst in sein Berufsleben, so sehen wir ihn hier auf dem eben gelegten Grunde fortbauen, und seine Thätigkeit als Lehrer in einem größeren, wohlgeordneten Kreise fortsetzen. Mit Vertrauen und Liebe berief ihn der frühere, verehrte Lehrer, Direktor Spilleke an die Realschule zu Berlin. Hier sahe er sich in einen Kreis wohlgeleiteter Lehrer versetzt, er durfte seinen Pflug auf geebnetem, vorbereitetem Boden ansetzen.

Was soll ich noch sagen, mit welchem Ernste er hier seine heilige Aufgabe der Jugendbildung auffaßte, mit welcher Liebe, mit welchem unermüdlichen Eifer er an ihrer Lösung arbeitete? Sybel blieb sich auch hier in seinem Wesen und Streben treu, und konnte er denn anders, als sein ganzes Herz dem Beruf hingeben, den Gott ihm jetzt anwies, und welcher überdieß seiner Neigung so ganz entsprechend war?

Immer mehr trat nun aber die Liebe, und zwar die, der Sünde wegen, sich selbst beschränkende, heiligernste Liebe als die Seele seiner erziehenden Thätigkeit hervor. Dieser strebte er durch unbefangne Beobachtung, durch bescheidnes Merken auf Geübtere, durch den frommen Blick nach oben und durch angestrengtes Nachdenken in der Weisheit und reifenden Erfahrung die nothwendige Form und Ergänzung zu geben. So konnten seine Leistungen auf dem eigentlich erziehenden Gebiete nicht anders, als ausgezeichnet sein, auf dem unterrichtlichen mogte er sich auch hier durch die größere Mühsamkeit seines Arbeitens, namentlich auf dem Gebiete der realen Wissenschaften, etwas behindert finden.

Indeß bereitete sich Sybel auf alle seine Lektionen mit der größten Gewissenhaftigkeit vor, suchte den Lehrstoff ebenso mit Verstand zu durchdringen, als mit Gemüth anzuschauen, ihn demnächst methodisch anzuordnen und vorzutragen. So erwarb er sich auch in unterrichtlicher Hinsicht ein ausgezeichnetes Zeugniß. In einem solchen vom Jahre 1830, worin der Direktor der Anstalt zugleich den einstimmigen Wunsch der „Sybel,

durch seinen lebendigen Eifer, seine Hingebung an die Sache und sein persönliches Verhalten, mit Vertrauen und Wohlwollen ergebenen Lehrer der Anstalt" ausspricht, daß er der letzteren erhalten werden mögte, „worin er schon so viel Segen gestiftet habe," wird namentlich von seiner Methode gerühmt, daß er durch diese „seine Schüler auch innerlich anzuregen, und ihnen ein lebhaftes Interesse für den Gegenstand zu erwecken wisse." Besonders wird die Angemessenheit seines Religionsunterrichtes hervorgehoben, wodurch er einen segensreichen Einfluß auf die Schüler ausübe, indem er ihnen zugleich durch sein ganzes Wesen fühlbar mache, daß ihr Gedeihen ihm wahrhaft am Herzen liege." Darum, und mehr noch in Ansehung der eigentlich erziehenden Thätigkeit wird ihm hierin „ein ganz vorzügliches pädagogisches Talent" zuerkannt.

„In Ansehung der Disziplin," heißt es, „ist es vor allem sein sittlichfrommer Sinn, so wie seine Ruhe und Besonnenheit, in welcher sich Ernst und Milde vereinigt, durch die er bei den Schülern sich Eingang verschafft. Er bedarf es daher nicht, durch Strafen Gehorsam zu erzwingen, vielmehr sind alle Zöglinge in hohem Grade mit Liebe und Achtung gegen ihn erfüllt, so daß er überall auf Folgsamkeit rechnen kann."

So wurde Sybel denn auch schon nach Verlauf eines Jahres die Auszeichnung, einer Klasse als Ordinarius vorgesetzt zu werden. „Ich habe 20 Stunden bekommen," schreibt er im Okt. 1829, „und bin Ordinarius der Klasse des Julius geworden. Da bin ich der besondere Wächter der Schüler über Sittlichkeit und Fleiß, ihr väterlicher Freund."

Hier hatte er, bei einer zahlreichen Schulklasse, ein weites Feld für seine liebende Aufsicht. In dieser Hinsicht nun beschränkte er sich nicht auf das, was er pflichtmäßig zu thun hatte, wiewohl er selbst den großen Umfang seiner neuen Pflicht im Sinne der trefflichen Instruktion des hohen Ministerii erkannte. Davon ausgehend, daß der Lehrer vor Allem suchen müsse, den Schülern seine Liebe auch darzuthun, und so den Weg zu ihrem Herzen zu gewinnen, unternahm er häufig am Sonnabend mit den Schülern kleinere und größere Wanderungen, ja blieb zuweilen auch mit ihnen über Nacht in einem benachbarten, schöner ge-

legenen Orte. *) Hier kam ihm die Erinnerung der turnerischen Wanderfahrten trefflich zu statten. So mit den Schülern wandernd, singend und spielend, arbeitend, und am Abend unter traulichen Gesprächen den Hunger mit einer einfachen Speise auf eine wohlthuendere Weise stillend, oder die müden Glieder mit ihnen auf ein gemeinsames Strohlager streckend, erschloß er leicht auch die Herzen derer, die sonst die gewohnte Tücke der gewohnten Weise noch lange entgegengestellt hätten.

Am Schlusse der Wochenarbeiten mit den Schülern nahm er jedesmal diejenigen unter ihnen mit in seine Wohnung, die besonderer Ermahnung bedurften. „Dieß thu' ich alle Sonnabend," schreibt er im Januar 1830, „und es ist meist recht erwecklich für mich. Ich suche ihnen meine Liebe zu ihnen und zum Guten zu offenbaren." Und am 13. März: „Vormittag, in den 4 Stunden, suchte ich das lebendige Streben der Schüler mit mir fortzureißen. Hier blieb ich nach, dort gelang es. Um 12 Uhr nahm ich, wie alle Sonnabend, die schlechten Schüler auf meinem Zimmer besonders vor. Sie müssen mir ihre Arbeiten vorlegen, und ich prüfe sie über das in der Woche Gelernte. Einen habe ich, glaub' ich, gerettet, der, ganz versunken in Faulheit und Schlechtigkeit, jetzt zu den tüchtigsten Schülern gehört." Vielleicht war dieß derselbe Knabe, von dem er nach einiger Zeit erzählt, daß er schon vor den Schülern öffentlich ausgehauen und von der Schule entfernt werden gesollt, als Sybel vorgebeten und ihn in seine besondere Zucht genommen. Nachdem er ihn ein halbes Jahr lang wöchentlich zweimal zu sich genommen, sei er gebessert, und der Vater, ein Maler, habe ihm durch ein sinnreiches Geschenk seine Dankbarkeit ausdrücken gewollt. „Mich hat das tief bewegt — schließt er — und hoch erfreut. O es thut doch so wohl, wenn wir schwachen Menschen eine Anerkennung unsrer geringen Dienstleistung finden. Mir bringt es immer die Thränen in die Augen. Aber wehe, wer etwas um der Anerkennung willen thut!"

Wenn indeß Sybel seine ganze Kraft seinem Berufe hingab, wußte er dabei doch mit ruhiger Besonnenheit eine solche

*) Köpnick und die Müggelberge.

Hingebung von einem früh verzehrenden, und darum noch nicht mehr wirkenden Eifer zu unterscheiden. „Wohl kann ich sagen," schreibt er am 7. Jan. 1831 in Ansehung seiner näheren Zöglinge, „daß ich redlich an ihnen arbeite, ohne mich zu zerarbeiten. Denn das ist meine Ansicht von der Erziehung, erst dann ist sie wahre Erziehung, wenn sie fast gar nicht bemerkt wird, der stille Einfluß meines ganzen Lebens ohne viel Bewegung und Redensart. Nur selten muß das Wort mahnen, aber dann tief eindringend." Wie aber auch einem solchen Wirken in Liebe und Besonnenheit nicht alle Demüthigung erspart bleiben konnte, sieht man aus einer Mittheilung vom 7. Mai 1826.

„Ich habe," schreibt er hier, „heut auf eine ganz neue Art zu klagen. Ich habe in der einen Klasse einen sehr unnützen Buben. Der hat sich nun heut so vergangen, daß mir einkommt, dem könnte ein körperlicher Denkzettel nützen. Ohne heftig zu sein, sondern sehr ruhig, gebe ich ihm also eine Ohrfeige, aber der Knabe bückt sich zwischen die Pulte, wird aber doch noch getroffen, und bekommt dadurch einen solchen Stoß an der scharfen Pultecke, daß es blutet. Ich bekam einen tüchtigen Schreck, nahm mich aber doch zusammen. Nach der Stunde ging ich mit dem Knaben zu dessen Eltern, stellte ihnen die Sache einfach und wahr vor und hatte das Glück, gute Leute in ihnen zu finden. Aber wie schlimm hätte die Sache ablaufen können! Ich hatte in jenem Augenblicke doch nicht die rechte, besonnene Liebe in mir, und da hat mich der liebe Gott durch so ernste Strafe zum Bewußtsein gebracht. Es hat mich dieser Fall wieder recht niedergeworfen. Ich glaube, nun werde ich bald demüthig werden, und die kalte Eisrinde meines Herzens wird springen.*) Ich werde immer mehr erkennen, wie ich in allen Dingen der Hülfe Gottes in jedem Augenblicke bedarf."**)

Ein andermal (29. Aug. 1829) erzählt er: „In der 6ten Klasse habe ich einen äußerst faulen und trotzigen Buben. Heut war er besonders faul und über die maßen trotzig. Da nahm ich

*) Wer da hat, dem wird gegeben werden, und wird die Fülle haben ff. Matth. 25.

**) Der Leser wird diesen Vorfall weiter unten als ein bedeutsames Vorzeichen erkennen.

ihn mit zu mir, faßte die ganze Kraft meiner Stimme zusammen, und hieb dabei so auf den Tisch, daß ein Stock in Stücken zersprang: so soll es Dir gehen, wenn Du weiter wagst, trotzig zu sein! Der Junge zitterte an Händen und Füßen. Nun war ich wieder ganz ruhig und ernst, setzte ihn auf einen Stuhl, und ließ ihn ein Lied, frommen Inhalts, lernen. Nach einer Stunde nahm ich ihn wieder, ließ mir das Lied sagen, fragte ihn, ob er's verstände, sprach mit ihm darüber, ermahnte ihn herzlich und fragte ihn, ob er seinen Fehler einsehe. Er bejahete es und versprach, sich zu bessern."

„Die Liebe ist der Liebe Preis" — ja eine so in der Wahrheit sich gründende, in weiser Besonnenheit dargelegte Liebe ist auch der Liebe Kauf. Ohne sie für sich zu suchen, mußte sie doch als der schönste Lohn gefunden werden. Und sie wurde ihm im reichsten Maße zu Theil, wurde ihm von der immer empfänglichen, lieben, dankbaren Jugend oft in so rührender Weise dargelegt, daß er, der noch jünglingsfrische, streitbare Mann, oft in Thränen vor den Schülern stand, und gewöhnlich in dem Aufblick und der Hinweisung zu dem Geber alles Guten sich wieder sammeln mußte.

„Rührend war in Berlin," schreibt ein vieljähriger Zögling Sybel's, „die Liebe fast aller seiner Schüler gegen ihn. Hierzu trugen wohl die wöchentlich wiederholten, fleißig besuchten Spaziergänge mit ihnen nicht wenig bei. Als er, schon in Potsdam angestellt, einst durch die Kochstraße in Berlin fuhr, als eben die Stunden beendet waren, begleiteten hundert Schüler mit Freudengeschrei den Wagen, bis er ausstieg, und mit ihnen ging." Wobei er mühsam von der Stelle kommen konnte, erzählt eine Augenzeuginn dazu, indem alle herandrängten, ihm die Hand zu drücken.

Am reichsten legte sich diese Liebe an seinen Lebenstagen dar. So wenig Inneres den Aeußerungen dieser Art oft bei den Schülern zum Grunde liegt, so hatten sie doch hier jedenfalls mehr Bedeutung. Auch diejenigen Klassen, deren Lehrer er nicht mehr war, schmückten ihre Schulzimmer, ladeten ihn zu einem Besuche ein, und legten ihm ihre Liebe dar, so gut sie konnten. Nachdem er im Jahre 1829 diese Festlichkeiten beschrieben, und

eine Reihe von Geschenken aufgezählt, sagt er: „Da stand ich nun davor. Berta, ich weiß selbst nicht, wie. Mir war's, als hätte ich nie Aehnliches empfunden, ich fühlte mich untergehen im Gedanken an meine Schwäche, und doch gehalten von der Liebe der Kinder und vom Danke gegen Gott. Ich konnte anfangs nichts, als stumm weinen; dann aber quollen mir die Worte des Dankes gegen Gott, der Freude und der Ermahnung so warm aus dem Herzen."

Der nun schon in so vielen Zeugnissen vorliegende sittliche Charakter Sybel's machte es möglich, daß ihm jetzt schon mehre Knaben mit großem Zutrauen von den Eltern zur häuslichen Leitung und Erziehung übergeben wurden. Hierdurch fand er eine erwünschte Gelegenheit, das häusliche Leben, welches wir im folgenden Buche darzulegen haben, auf das schönste vorzubilden. Zugleich konnte sein pädagogisches Talent in diesem näheren Kreise noch eine besondere Entwicklung finden.

Ich beschränke mich hier auf wenige Andeutungen, da der folgende Abschnitt zur weiteren Ausführung dieses schönen Verhältnisses eine noch geeignetere Stelle bietet.

Es war zunächst vorzüglich die Familie des Oberamtmann Karbe, welche Sybel durch die ganze Zeit seines Schulamtes hier und in Potsdam seine Söhne anvertraute. Sybel löste seine Aufgabe so, daß das Verhältniß zu dieser edlen Familie je länger je inniger wurde. Während er sich in den Söhnen Freunde erzog, die noch heut mit kindlicher Verehrung ihrem väterlichen Freunde nachblicken, wußte er seinen eignen Gefühlen gegen die Eltern derselben keinen andern Ausdruck, als den der kindlichen Liebe und Verehrung zu geben.

Wie das ganze Leben Sybel's in dieser, und selbst noch in der späteren Zeit, an jene turnerischen Bestrebungen in ihrem schönsten Sinne erinnert, so namentlich der eigenthümliche Charakter dieses Verhältnisses zu seinen geliebten Zöglingen.

Sybel wollte in dem Verhältnisse eines leitenden, erziehenden Freundes zu diesen Zöglingen stehen. Hierzu erkannte er kindliches Zutrauen, offne, herzliche Anschließung einerseit, andrerseit aber Gehorsam als unerläßliche Bedingungen; und es gelang ihm trefflich, dieselben so geltend zu machen, daß man

nicht wußte, ob der Gehorsam bei den Zöglingen überwog, oder die Freiheit und Offenheit, mit der sie sich an den regierenden Freund anschlossen.

Sybel verstattete es allen, ihn mit dem brüderlichen „Du“ anzureden. Zugleich aber wußte er das hiermit, und durch den ganzen entsprechenden Ton ausgedrückte freie, zutrauliche Verhältniß so zu halten, daß die Zöglinge nie die Stellung vergaßen, die sie Sybel gegenüber einnahmen, ja sich vielmehr innerlich verbunden fühlten, ihm die ehrerbietige Ergebenheit überall zu beweisen, die ihm nicht bloß durch seine amtliche Stellung gebührte, sondern noch mehr durch die Art, wie er dieselbe erfüllte.

Folgende Stelle eines Briefes vom 22. Okt. 1828 läßt noch einen Blick in den Anfang dieses schönen Verhältnisses thun; ich füge derselben nur die Versichrung hinzu, daß das so im Namen Gottes mit Ernst und Liebe Angefangene im allgemeinen überall im gleichen Sinne fortgesetzt und der Vollendung näher gebracht wurde.

... „Um in unsrem kleinen Reiche ungestörte Ordnung zu haben, und besonders, damit immer ein jeder wisse, was er zu thun habe, so habe ich eine bestimmte Hausregel gegeben, die aber so natürlich ist, daß, wiewohl ich sie aufgeschrieben, nicht weiter darnach gesehen wird. Die Kinder wissen nun stets, ohne mich erst zu fragen, was geschehen muß, und es bewegt sich alles in Bestimmtheit und Ruhe. So wird denn immermehr eine schöne Stille in unsere Wohnung einkehren, wie sie für einen Sitz der Wissenschaft nöthig ist. Außer den Zimmern, auf Spaziergängen und in den Turnstunden mögen die Knaben sich frei bewegen, und nach ihrer Art fröhlich sein.

Des Morgens vereinen wir uns zu einem geistigen Mahl, indem wir eine Stelle der Heil. Schrift oder ein schönes Lied lesen, und darüber sprechen. Ich denke, das soll mit der Zeit auch Frucht bringen. Abends, wenn mir die Knaben gute Nacht sagen, erinnre ich sie an das, was sie noch an sich zu ändern haben, und daß sie nicht vergessen, Gott darum zu bitten; doch geschieht dieß nicht regelmäßig, sondern wenn mich meine Stimmung, oder eine Veranlassung von Seiten der Kinder dazu auffordert ...“

Wer nun je in einem Verhältnisse gestanden hat, wie das jetzige Sybel's war, wird sich selbst sagen, wie dieser die Zeit auskaufen mußte, um über seine nächsten amtlichen Pflichten hinaus noch irgend weiter arbeiten zu können. Sybel hatte eine bedeutende Anzahl Stunden zu unterrichten, und hatte stets viel Zeit zur Vorbereitung auf diesen Unterricht nöthig. Die besondere Aufsicht über die ihm anvertraute Klasse kostete ihm auch manche Stunde. Kehrte er endlich aus der Anstalt in seine Wohnung zurück, so empfingen ihn die munteren Knaben, denen er nothwendig wieder manche Stunde widmen mußte. So konnten ihm wenige freie Stunden übrig bleiben, und es ist schwer einzusehen, wie er dabei seinen vielfachen Briefwechsel fortführen und seine geselligen Pflichten gegen seine zahlreiche Familie und Freunde in Berlin erfüllen konnte.

Wie viel vermag aber eine kräftig durchgeführte Eintheilung der Zeit! Konnte Sybel sich zwar nicht so umfassenden theologischen und philosophischen Studien weiter hingeben, als er gewünscht hatte, so errang er doch jetzt bei seiner zweiten theologischen Prüfung die höhere Zensur. Ja er gewann noch Zeit, bei Schleiermacher Dialektik zu hören, und diesen Gegenstand mit mehren Freunden in einem besonderen Disputirkränzchen zu bearbeiten.

Im Jahre 1829 schloß er sich noch einem besonderen Lesekränzchen für deutsche Klassiker an, denen er mit großer Liebe ergeben war. Außerdem kosteten ihm die schon gedachten wöchentlichen Spaziergänge und Wanderungen mit seinen Schülern und Zöglingen einen sehr großen Theil der Zeit, und namentlich der freien Nachmittage, die ihm sein Schulamt übrig ließ. An die erneuten turnerischen Bestrebungen, deren schon gedacht wurde, ist hier nochmals zu erinnern. Für diese haben gewiß jene Wanderungen unter seiner Leitung eine gesegnete Gelegenheit geboten. Hiermit in Verbindung stand auch die Feier eines besonderen Maifestes, welches Sybel in Verbindung mit gleichgesinnten Freunden im Jahre 1830 ordnete, und in der Nähe von Berlin in einem großen, geselligen Kreise feierte. Es wurden hierzu eigne Lieder gedichtet und gesungen, und im Gegensatz des schalen Treibens in den gewöhnlichen geselligen Kreisen eine reinere, vollere

Lust in dem lebensvollen Tempel der Natur gesucht, und wohl auch gefunden. Glückliche Zeit, wirst du dem gefallenen Geschlechte, auch auf dem schmalen Lebenswege, noch dießseit wiederkehren, wo solche Bestrebungen eine dauernde, beglückende Wirklichkeit finden?

Endlich nahm auch die Kunst in dieser Zeit Sybel noch in lebhaften Anspruch. Er hielt es auch für Pflicht, den Sinn seiner näheren Zöglinge möglichst für dieselbe zu wecken, und machte sich Vorwürfe, hierin nicht genug zu thun. Daß indeß die Kunst, soll sie zugleich aus einem höheren und dem Leben des Volkes hervorgehen, und so auf das Leben und für ein höheres wirken, noch ein andres Zeitalter suche, konnte seinem tiefblickenden Gemüthe nicht lange mehr verborgen bleiben.

... „Nach Tische ging ich," schreibt er am 24. Okt. 1830, „mit meinen Zöglingen nach der Ausstellung, und zeigte ihnen die Bilder, die mir am meisten gefielen. Ach, schöne Bilder waren da, und mein Sinn war so offen. In einige Gemälde habe ich mich ganz versenkt. B., den Eindruck macht die Kunst oft auf mich. Ich fühle, wie sie sein sollte, und eine unendliche Sehnsucht nach dem Lande des Friedens ergreift mich. Morgen gehe ich wieder hin. Ich sehne mich nach einem Freunde, der Künstler wäre. Er müßte einen tiefen, stillen Sinn haben. Berta, wenn der dann zuweilen zu uns käme, und uns von dieser Seite her lebendig anregte. B., wenn ich malen könnte, ich würde viel malen. Wenn ich ein Gedicht lese, so seh' ich seine Gestalten immer vor mir. Aber auch in Tönen höre ich es. Poesie, Malerei und Musik, die sind mir immer in einander ..." Und am 31. Okt.:

... „Heut folgte ich der Einladung zum Stiftungsfeste des jüngeren Künstlervereins. Es war eine Gesellschaft von 150 Personen. Der Scherz hatte aber so die Oberhand, daß es zu viel wurde. Bei Tafel kamen auch vielfache Witze vor, die leider oft in das Allerniedrigste versanken; auch brach bald eine gewaltige Rohheit und Sinnlichkeit aus, die mich schnell heimgehen hieß. Mit tiefem Schmerz eilte ich durch die mondhelle Nacht. Das, dachte ich, sind die Menschen, die in ihren Werken dem Volke ihre stille, einsame Begeisterung offenbaren,

das geistige Leben des Volkes steigern und erheben sollen? und mir ward sehr, sehr wehe. Und doch auch wohl. Ich fühlte mich selig im Geiste, und in dem Bewußtsein, daß er doch auch auf Erden seine Kirche habe ..."*)

Schon im Jahre 1828 ging ihm wohl die Ahnung der fragmentarischen Stellung der Kunst zuweilen auf. Bald nachdem er seinen Wohnsitz wieder in Berlin genommen, schreibt er der Braut, wie er der sehr entfernt wohnenden Mutter täglich eine Stunde widme, und fährt dann fort: „Liebe B., das Paradies ist verloren, die Sehnsucht darnach ist groß, und in der Sehnsucht ist es uns nah' ... Ich habe heut mit Baur etwas aus Tasso's befreitem Jerusalem gelesen; da dacht ich auch, und fühlte es mit Thränen im Auge, daß jedes Kunstwerk ein Seufzer nach dem Paradiese."

Fürwahr, diesem Gedanken kann sich der Weg zur richtigen Stellung der Kunst kaum verschließen! Gewiß darf diese neben der Kirche, mit und in derselben, mit ihren Symbolen, ja mit ihren, den Riß der Sünde in die Welt der Gegenwart überfliegenden, Schöpfungen des Schönen, Zeugniß geben von dem Dasein einer höheren Welt. Und jemehr ihre Priester sich bewußt sind, daß auch ihr Reich mehr in einer höheren Welt wurzelt, jemehr sie des Gegensatzes zu der Welt in der Gegenwart, auch über den abstrakt-ästhetischen Gesichtspunkt hinaus, sich bewußt sind, werden sie, im freien Dienste

*) Ich füge noch Einiges aus diesem schönen Briefe hinzu. „Heut Abend wird es anders sein. Ich feire mit 12 ernsten Freunden den 31. Okt., Luther's Heldenthat. Ich habe mir in Beziehung darauf Luther's 95 Sätze, ein Lied von Hutten, und dergleichen Reformatorisches gelesen. Ich will Einiges davon auch der Gesellschaft vorlesen. Ich wünsche, daß Luther's und seiner Genossen Geist unsere Gemeinschaft erfüllen möge. Gott, heilige Du mein Herz dazu! Laß mich in rechter Demuth unter den Freunden sein! Die Gedanken, die uns in der Erinnerung an Deine Glaubenshelden aufsteigen, blühen uns oft, und wir denken, wir geben sie uns selbst, da sie doch nur Dein Gnadengeschenk sind. O erhalte mich in dem Bewußtsein, daß ich alles, was ich bin, aus Gnaden bin, amen! — Liebe B., ich gehe jetzt, Du gehest mit mir .... Lebe wohl, lebe wohl!

der Kunst, dennoch die allumfassende Aufgabe der Kirche, die Erlösung, fördern helfen. Doch wie fern war und ist der große Troß der, am Sinnlichschönen übersättigten, Kunstjünger davon, diese Stellung der Kunst auch nur zu ahnen!

Welch' ein ungeheurer Kontrast mußte es aber sein, wenn Sybel nun mit dem empfänglichsten Gemüthe bald sich jenen Anschauungen des Idealschönen hingab, welche die Todesbrüche unsrer gefallenen Welt weit überfliegen, bald wieder zu der Anschauung der jammervollen Seelentodeskämpfe und Leiden der geliebten Mutter zurückkehrte, welche durch die selbstgeschaffnen, geselligen Wirren des Hauses sich jetzt schon zum Aeußersten steigerten.

So konnte die Welt, mit dem Herrlichsten, was sie hat, ihre Blöße und Todeswunden vor den Augen Sybel's nicht mehr verdecken, ja der Reichthum seines Gemüths und der Glanz seiner Ideale konnten jene Lücken weder schließen, noch überkleiden, welche die Sünde ihm auch in das Theuerste gerissen hatte. Ja selbst so von der Sonne der Erlösung angeschienen, mußte ihm die Welt ein unerfüllter Seufzer nach Erlösung bleiben; sein eignes, durch die Hand der Gnade schon weit über die niederen Kreise des Weltlebens erhobenes, Herz kam noch nicht über das „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht," hinaus. Erkannte er auch Christum als den, welcher ihn allein aus diesem Todesleben erlösen konnte, so wußte er doch noch nicht, seine Hand im Glauben recht zu ergreifen und so den Frieden des Herzens und — der Erkenntniß zu gewinnen.

Ueberall schmerzten ihn die Wunden der Sünde, von der er alle Gebiete des Lebens, des eignen wie des fremden, durchdrungen sahe, und bis in das Innerste erschütterte ihn das Leiden der Mutter, selbst nicht ohne Gefahr für sein eignes Leben. Aber entweder verkannte er den geheimnißvollen Zusammenhang der Individual-Sünde mit der Universal-Sünde *) unseres Geschlechts, oder er schwächte den Begriff der Sünde, indem er den Einzelen als nur abhängig von dem Ganzen dachte, anstatt nach der einfachen Schrift- und Kirchenlehre, die

*) Erbsünde.

auf einmal göttliches Licht und Klarheit in die Widersprüche menschlicher Meinung bringt, noch einen Schritt weiter zu gehen. Hiernach hätte er gesehen, wie die Sünde ursprünglich eine freie That des, im Gehorsam Gottes göttlichfreien, Menschen war, mit welcher er den Gehorsam Gottes, des Lebens und der Freiheit Bedingung, brach und so dem Reiche des Todes, des Fürsten der Lüge und der Finsterniß verfiel, in dessen Gehorsam er wider das Lebenswort Gottes getreten war.*) Von diesem Todesleben im Dienste dessen, der „sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens" **) konnte er erst dann recht durch Christum Erlösung hoffen, der allein die größere Macht hat,***) die Werke des Fürsten der Finsterniß zu zerstören.

Diesen nothwendigen Zusammenhang des sündlichen Verderbens und der Sünde in ihrer gegenwärtigen Erscheinung mit jener ursprünglichen Sünde, und den entsprechenden Zusammenhang mit den verborgenen Mächten des Fürsten der Lüge erkannte er, ungeachtet der klaren Aussprüche der Schrift, nicht an. Er war in dieser Hinsicht noch zu abhängig von dem Systeme Schleiermacher's, dem er in anderer Hinsicht so viel verdankte. Indem er aber die Sünde nicht auf jenen ursprünglichen Mißbrauch der Freiheit, sondern — als läge sie nicht auf dem Gebiete des Geistes, sondern der Natur! — auf einen nothwendigen Naturzusammenhang zurückführte: schwächte er den Begriff der Sünde, und so konnte ihm auch die Erlösung nicht in ihrer ganzen Bedeutung aufgehen, wenngleich ihm Christus der Mittelpunkt seines Denkens und Lebens blieb, schon nach der Stellung desselben in jenem Systeme, noch mehr nach dem Bedürfnisse seines Herzens.

Noch hemmender für Sybel war der Einfluß der höheren Kritik, wie sie sich nennt. Indem er nicht vermogte, ihre Riesenträume, ihre schrift- und himmelstürmenden Versuche unter das Licht einer noch höheren Kritik zu stellen, mußte er ihre Ergebnisse wenigstens auf sich beruhen lassen. So mußte

*) 1 B. M. 3. Röm. 6, 16. Joh. 8, 41—44.

**) Ephes. 2, 1—6.

***) Joh. 8, 36. „So euch nun der Sohn Gottes frei macht, seid ihr recht frei." 1 Joh. 3, 8. Col. 2, 12. 13. ff.

sein Vertrauen zu der Schrift, als Gottes Worte, nothwendig geschwächt werden, und die Gefahr, in Deutung desselben menschliche Weisheit an die Stelle göttlicher Offenbarung zu setzen, mußte ihm im gleichen Maße geringer erscheinen. Dieß konnte namentlich auch auf seinen, in anderer Hinsicht so lebensvollen, anregenden, Religionsunterricht nicht anders als nachtheilig wirken. Gewiß war es in dieser Hinsicht nicht bloß die Verflüchtigung mancher einzelen Lehre, als z. B. der von den Engeln, von dem Teufel, von der Versöhnung, die er späterhin als eine frühere Schuld beklagte. Die Wahrheit (in Gott, in Christo persönlich, in seinen Wirkungen, seiner Offenbarung abbildlich) ist ja Eine, ein geschloßnes Ganze, und keine ihrer einzelen Beziehungen kann wesentlich verkannt werden, ohne daß die Erkenntniß des Ganzen und aller übrigen Beziehungen dadurch litte.

Wenn aber das Leben Sybel's schon in diesem Abschnitte, schon im Suchen nach der Wahrheit — die so nicht gesucht werden kann, ohne daß der Suchende bereits von ihr berührt wäre — so reich erscheint: wie mußte, wie muß dasselbe sich einst im Gehorsam, im Leben der Wahrheit völlig frei geworden, reich und herrlich entfalten!

Endlich auch hier noch einige Stellen aus dem schriftlichen Nachlasse des Verewigten, aus der letzten Zeit dieses Abschnittes.

* * *

14. Weinmonds 1828.

... „Ich habe jetzt alles Vertrauen zu mir selbst verloren, ich weiß, daß ich nichts Gutes kann von meiner Natur aus, auch nicht einmal Dich lieben. O weh über die arme Menschheit; aber Einer ist, der mich mächtig macht, und das ist Jesus Christus, der HErr. Und durch ihn kann ich Dich lieben mit einer heiligen Liebe, welche durch die Gewalt der Hölle nicht überwunden werden kann ...."

5. Herbstmonds 1829.

... „Ach, gute Nacht, Berta! Noch eine Nacht, und ich hab' das Viertelhundert vollendet. Ob es wohl noch

mal so viel werden? Und wie bald kann's aus sein! In Deine Hände, o Gott, befehle ich meinen Geist, — und da ist Deiner mit darin ...."

2. Oktober 1829.

... „Berta, ich habe so wunderbare Tage in meinem Leben. Sie steh'n einzeln da. Da kann ich aus der höchsten Wärme übergehen in die größte Kälte, und so, daß mir's körperlich wird. Ich weiß nicht, wie's kommt, und es ist, als wenn mir ein fremder, kalter Geist die Liebe nimmt. Luther würde dann mit dem Tintenfaß nach ihm werfen. So ist's mir eben, und ich weiß keine Ursach ...."

„O Geist, flieh' nur zum ew'gen Geist,
Der dich dem eignen Nichts entreißt,
Der alle Qual des Sehnens stillt,
Mit Lieb' und Frieden dich erfüllt ..."

„Nur ohne Wechsel, ewig Liebe,
Ist Gottes Geist in seinem Triebe,
Der still und hehr das All durchweht,
Und ewig Lieb' und Leben sä't.

Er selber muß Dir Alles geben,
Was in Dir lebt ein ewig Leben;
Denn was Natur auch Hohes schafft,
Ihr dient ja auch des Todes Kraft.

Auch Liebe, von Natur geboren,
Die sich ein andres Selbst erkoren,
Sie kränkelt schnell, sie stirbt so bald,
Natürlich Herz ist warm und kalt.

Drum laß den Geist der Liebe säen
Die Lieb' in's Herz, dann wird sie stehen,
Wird grünen für die Erdenzeit
Und blühen in der Ewigkeit."

20. Ostermonds 1830.

Gebet.

Du wirst es ewig gut verwalten,
Denn nie kann Deine Lieb' erkalten,
Zwar meine Lieb' ist schwach und arm,
Doch Deine bleibet ewig warm:
Drum mögt' ich Dir, ach Dir allein,
Mein ganzes volles Leben weih'n!
In Dich nur mögt' ich mich versenken,
Mein Nichts aus Deiner Fülle tränken!

Vor Dir, o HErr, zu knieen,
In heil'ger Andacht glühen,
Darnach sehnt sich mein Herz.
Es ist so oft zerrissen,
Und nur zu Deinen Füßen,
Da heilt der tiefe Schmerz!

28. Februar 1830.

... „Ich habe mich neulich mal wieder selbst durch ein geistlich Lied gestärkt. Ich konnt's nicht mehr zurückhalten:

Ich sehe Dich, mein Heiland, vor mir schweben,
Und Gott in Dir und Dich in Gott nur leben;
Ich schaue, staune, sinke, bete still,
Mein Leben sich in Deins verlieren will.

Doch bleibt mir immer fern Dein heilig Wesen,
Mich will die Gnade noch nicht ganz erlösen.
Ich wanke und ich sinke ohne Muth,
Es siegt in mir noch immer Fleisch und Blut.

O, komm doch, laß Dich bitten nicht vergebens,
Du, lange schon die Sehnsucht meines Lebens,
Komm, Jesu, komm und lebe nun in mir,
O, ziehe mich doch endlich ganz zu Dir!

Den 12. Lenzmonds.

Den 3. Brachmonds 1830.

... „B., in dem Getreibe Berlins fühl' ich mich so einsam. Du fehlst mir überall, B., Theil meines Lebens! Berta,

ich habe in der Stille noch einmal unser Beisammensein durchlebt ... Immer bestimmter wird mir nun der Gedanke zum Willen, ein eignes Hauswesen zu gründen. Ich fühle, wie im Einssein mit Dir meine Liebe zu allen Menschen wächst. Durch gemeinsames Leben mit Dir wird mein Geist heiterer, meine Aeußerung inniger zu allen Menschen. Ja, glaube es, B., ich werde noch ein anderer. Ich fühle und weiß zu sehr, was Du in mir nur dulden, nicht lieben kannst, und bin betrübt bis zum Tode, wenn ich mir gestehe, klar gestehe, wie viel das noch ist. Aber liebe nur das Wahrhaftige in mir recht innig, es wird siegen! Das Lesen der Schleiermacher'schen Monologen mit Dir hat mir neu und frisch ein Ideal meines Lebens hingestellt, ich habe mich auch mit meinem Willen dem hingegeben, ich will es erlangen; aber nicht aus eigner Kraft, durch Gottes Gnade, der ja nur wollen kann, daß ich so werde, und immer und immer wieder gebeten, mir geben wird. Immer besonnener und kräftiger ist das Leben zu ergreifen. Berta, nur auch frisch hinan! ..."

In diesem Jahre lag es ihm noch ob, seiner Militärpflicht zu genügen. Die angestrengten Bemühungen seines Direktors, der ihn jetzt für unentbehrlich hielt, und selbst des Geistlichen Ministerii, erlangten nur soviel, daß ihm gestattet wurde, sich dieser Pflicht in der kürzesten Zeit zu entledigen, in der etwa der Dienst gelernt werden mag. Er wählte unter den ihm freistehenden Garnisonstädten Prenzlau, weil seine Braut damals in der Nähe lebte. Hier bot sich ihm nun eine glänzende Gelegenheit, Ausdauer und Geduld zu beweisen und zu üben.

Wiewohl er mit frohem Muthe dieser Zeit entgegen ging („ich werde mit Leib und Seele Kriegsmann sein," schreibt er kurz vor dem Abgang nach Prenzlau), so wurden ihm doch, während der heißesten Sommermonate, Anstrengung und Beschwerden so gehäuft, daß mancher andere ihnen hätte erliegen mögen. Seine Behörde wünschte es an ihm jedermann zu verleiden, unter ähnlichen Umständen sie zu belästigen, und Pr. zu wählen.

Indeß überwand Sybel alle Schwierigkeit mit unermüdlicher Geduld, und erwarb sich auch hier Liebe und Anerkennung.

„Wieder ist ein Tag meiner Passionszeit vorüber," schreibt er am 22. Juli 1830, „denn es ist 6½ Uhr, und um 6 bin ich vom Exerziren gekommen. Der Major, der heut sehr gnädig gegen mich war, erklärte mir: Ich habe es Ihnen darum so schwer gemacht, damit Sie, wenn Sie später einmal ruhig im Fenster liegen, und die Soldaten vorbeiziehen sehen, nicht sagen: „Ach, das ist ein Kinderspiel, so ein bischen Soldat sein," sondern denken: „Die armen Teufel haben ein schweres Leben!" Das hat wirklich viel Wahrheit, und wenn er's mit Besonnenheit darum gethan hat, bin ich ihm Dank schuldig."

Am 7. August wurde er entlassen, und „frei wie ein Vogel, der in den Lüften schwebt," eilte er sogleich nach Berlin, mit herzlichem Gebete zu Gott, ihm erneute Kraft zu verleihen in seinem Schulamte.

Der Verf. mag hierbei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es ihm doch als ein tief demüthigender Nothstand erscheint, wenn auch die werdenden Diener des Evangelii Christi so noch in die Uniform gezwängt werden, und das Gewehr schultern lernen müssen. Dieß hat zwar ohne allen Zweifel für viele sehr viel Gutes, mag auch unter den obwaltenden Umständen schon darum das Beste sein, weil, wären die Kandidaten des Predigtamtes von dieser Pflicht überhaupt entbunden, ein noch größerer Haufe feiger, träger, für das Pfarramt also am alleruntauglichsten, Gesellen sich zu demselben drängen würden. Aber dieser Nothstand muß doch einmal aufhören, und das damit verbundene Fremdartige für die Diener des Friedens auch jetzt schon anerkannt werden. Mögte es nicht halb für einen Scherz genommen werden, der wohl hier nicht an seiner Stelle wäre, so wollte ich so sagen. Man mögte die Pfarramtskandidaten für die Dauer ihrer gesetzlichen Dienstzeit unter die übrige Wehrmannschaft — die an geistlicher Führung und Pflege gar keinen Ueberfluß hat — vertheilen, sie mit den Kriegsmännern ohne Unterschied in den Kasernen ꝛc. wohnen lassen, und die Einrichtung treffen, daß sie ihnen als Lehrer in der Führung der geistlichen Waffen zur Seite stehen, ihnen auch wohl selbst, nach Art der dienenden Brüder in den Klöstern, leibliche Dienste leisten müßten. Daneben könnten sie die Versäumten

in Schulwissenschaften unterrichten, in die Garnisonschulen gewiesen und überhaupt so im Dienste der Wehrmannschaft beschäftigt werden, daß ihre Kameraden sie nicht um ihre Muße zu beneiden hätten. Endlich mögte man diejenigen, welche sich in diesem Verhältnisse gar zu ungeistlich erwiesen, auch Gehorsam, Demuth, Liebe, Geduld nicht lernen, Anstrengung nicht ertragen mögten, als für das geistliche Amt untauglich, ganz dem Kriegsdienste zuweisen, wo sie dann schon Fleiß und Gehorsam lernen, und zugleich die Lücken ausfüllen mögten, die sonst durch Anwendung dieser Maßregel in den Reihen der Wehrmänner entstehen mögten.

Sonntag, den 5. Sept. 1830.

Liebe Berta!

Nur noch wenige Tage, und ich bin wieder ein Jahr älter.*) Wie die Zeit eilt. Wahrscheinlich habe ich doch die größre Hälfte meines Lebens schon hinter mir. Ich mögte die Eil' aufhalten, um noch länger mit Dir leben zu können. Und doch sind das nur flüchtige Wünsche. Wer würde sich nicht freudig in der Hand eines so lieben Vaters wissen? Aber davon bin ich überzeugt, der Mensch kann sehr viel zur Erhaltung und Verlängerung seines Lebens thun. Die Weisheit ist mir der Begriff, der die besonnene Führung des Lebens im Innern und Aeußern bezeichnet. Dem Manne geht sie immer mehr in ihrer Erhabenheit auf, wird seine Sehnsucht. Ach Berta, wie sie fehlt! Ich mögte klagen, aber ich lasse die Klage aufgeh'n in das schmerzvolle Verlangen, immer besser zu werden, immer fester und tiefer einzudringen in den Geist, der überall nah', überall da ist. Lebe wohl, meine Berta. Strebe mit mir, heiliger Begeisterung voll, laß uns immer mehr Eins werden in Gott! ..."

Dank für die Braut.

O Vater, Deine Güte
Bewegt tief mein Gemüthe,

*) 26 Jahr.

Zieht mich, vor Dir zu knieen,
Und in dem Herzen glühen
Mir Andacht, Lieb' und Dank.

Die Du mich ließest wählen,
Die Seele meiner Seelen,
Hast Du mir heut gegeben,
Da Du in dieses Leben
Sie her zu mir gesandt.

Wie kann ich anders danken?
Ich will fest ohne Wanken
Sie lieben, und mein Leben
Ihr ganz zu eigen geben:
So thu' ich, was Du willst.

8. Siegsmonds früh.

Immer näher kam nun die Zeit seiner amtlichen Beförderung, und mit ihr die seiner ehelichen Vereinigung; immer lebendiger wurde die Ahnung derselben, und immer höher stieg die Sehnsucht nach ihr.

Berlin, den 5. Januar 1831.

.... „Der Tag ist vorüber, und mein Herz ist bei Dir. Vielfach bin ich heut mit meinen Kräften in Anspruch genommen worden. Nachmittag machte ich eine Eingabe an den Magistrat zu Brandenburg wegen einer dortigen Predigerstelle und schrieb an L., um mich zum Sonnabend bei ihm anzumelden. Eben schrieb ich noch eine Eingabe an die Potsdamer Regierung, die ich mitnehmen will. Ach Berta, liebe B., wir wollen hoffen, daß der HErr uns ruft, aber nach seiner Ordnung müssen wir uns auch äußerlich bewerben. Es zog mich grade nicht nach Brandenburg, aber ich denke, es könnte grade sein Wille sein, mich dort hinzustellen, und da muß ich seinen Willen versuchen ... Liebe Berta, ich habe eben Deinen lieben, lieben Brief erhalten. Er ist so voll heiliger Liebe. Berta, ich bin so glücklich in Dir. Gott wird uns bald ganz vereinen. Auch ich muß die Sehnsucht halten ...."

Den 28. Jan. 1831.

... „Mich betrübte die Sache auch, aber so an's Leben ging sie mir nicht. Ich glaube aber auch, daß man nach einer Seelenruhe streben muß, die einen vor dergleichen Erschütterungen sichert. Alles ist Euer, sagt Paulus: Gegenwärtiges und Zukünftiges. Du mußt Dich noch mehr stählen für's Leben. Ich will Dir keine Schmerzen machen, m. B., ich will auch, so viel ich kann, von Dir abwehren, ach, ich will Dich so unendlich lieb haben, Berta, aber Schmerzen werden doch kommen. Was können einem die eignen Kinder, wenn Gott sie schenkt, neben vielen Freuden, tiefe Schmerzen schaffen! Und wenn ich einmal von Dir scheiden müßte, Berta, was könnte Dich noch treffen! Es giebt aber gegen das alles ein Mittel, das ist die Ruhe in Gott. Der Pfeil trifft, aber er verwundet nicht. Liebe, liebe Berta, ich habe so inniges Mitleid mit Dir, ich fühle Deinen Schmerz in der Liebe zu Dir mit, und um so mehr mögt' ich Dir helfen, Dich mit Deinem Schmerz in meine Brust fassen, und mit meiner Liebe heilen alles, alles Wunde. Berta, daß Du so bald die Meine sein sollst, ganz die Meine. Ich will Dein Hüter sein, Dich liebend schützen. Stark, ja stark fühlt sich meine Liebe, und sie wird mich noch stärker machen, denn sie selbst wird noch tiefer, noch heiliger werden; alles wird sich einen. Berta, der Gedanke solcher Einheit schwellt mir die Brust! ..."

Ohne Zeit.

... „In stiller Sehnsucht meines Geistes harre ich heut Deiner Ankunft, und bitte Gott, er möge uns seinen Geist senden, damit wir in seiner Liebe bei einander sein mögen. Ach, B., ich wollte, ich könnte Dich so lieben, wie ich mich sehne, unwandelbar und über alles Irdische hinaus ..."

Dein A.

„Ist es nicht zu wenig, l. B., wenn ich Dich nur grüße? Nein. Ist nicht solch' ein Gruß des ganzen Geistes Neigen zu Dir? Gewiß. So grüße ich Dich."

Dein A.

„Eben habe ich Deinen Brief gelesen. L. B., ich mögte Dir so viel Liebes sagen. Nimm die wenigen flüchtigen Zeilen liebend von mir auf. Ich fühle mich so frei und wohl in Dir. Mir ist wohl beim höchsten Schmerze, denn mir schlägt ein treues Herze! O Gott, daß Du uns Liebe geschenkt hast!"

Dein A.

„Ach, ich mögte Dir seit gestern Abend immer und immer wieder sagen, wie Dich meine Seele liebt, und daß sich mein Leben ganz um das Deine rankt, und daß keine Mängel und Gebrechen Deiner Wirklichkeit mir das ideale Bild Deines Wesens, was mir auch durch alle Wirklichkeit immer hindurchleuchtet, zu trüben vermögen. Berta, meine Berta, mit Dir dem Himmel entgegen, ach nein, noch mehr, mit Dir in den höchsten Augenblicken des Lebens auf Erden schon im Himmel! Wie Dich mein Arm umschlingt, so umfaßt Dich mein Geist. Ich bin, o fühle es mir nach, was ich dabei empfinde, ich bin Dein A."

Sehnsucht nach Leben und Frieden.

Ich schaue Dich Leben in Blumen und Bäumen,
Ich hör' Dich aus süßem Vogellied,
Ich ahne Dich droben in weiten Räumen,
Wo Stern bei Sternen so ruhig zieht.
Du weh'st in der Menschen großem Kreis,
Du machst bei Lieben das Herz mir heiß;
Doch fühl' ich, ach allzubald! Dich schwinden,
Ich suche sehnend und kann Dich nicht finden.
Komm wieder, komm wieder, du selige Lust,
O senke Dich ewig tief ein in die Brust!

17. Wonnemonds 1830.

O, laß mich, fern vom Menschentreiben,
Hier in dem stillen Walde bleiben,
Wo Blumen blüh'n und Nachtigallen
Mir Ruh' in's trübe Herze singen,
Wo unter dunklen Buchenhallen
Mich heil'ge Schauer tief durchwallen.

Drittes Buch.

Mannesalter.

Frühling 1831 bis Herbst 1838.

„Eins aber ist noth."
„Wer sein Leben verlieret um meinet= und des Evangelii willen: der wird es behalten."
Luc. 10, 42. Marc. 8, 35.

Erster Abschnitt.

Schulamtsjahre in Potsdam.

Frühling 1831 bis Winter 1834. — 27stes bis 30stes Lebensjahr.

> „Aber was mir Gewinn war, das habe ich um Christi Willen für Schaden geachtet. Denn ich achte es alles für Schaden gegen die überschwengliche Erkenntniß Christi Jesu, meines HErrn."
>
> Phil. 3, 7. 8.

Hoch glänzt der Himmel in der Sterne Pracht,
Ihn schmückt des Kreuzes, ihn der Thiere Zeichen; —
Doch muß dein goldner Schimmer erst erbleichen,
Willst Tag du werden, süßer Traum der Nacht! —

So mußt' auch vor der Wahrheit Uebermacht
Der hehre Glanz der Ideale weichen,
Du strebst das Ewigeine zu erreichen,
Das Tag aus Nacht, das frei und selig macht!

Doch wie am Tag' auch jene Sterne blinken,
Des Sehers Auge nimmer sie verliert,
Ob reich'res Licht die Sonne zwar gebiert:

Bleibt unverloren, was dir jetzt entschwand,
Es glänzt dir neu an jenes Himmels Rand,
Wo JESUS Sonne ist — die nie wird sinken!

Es war etwa ein Jahr vor seiner amtlichen Berufung an die höhere Bürgerschule zu Potsdam, als Sybel von der Höhe des Brauhausberges seiner Braut die schöne Gegend von Potsdam zeigte, welche diese noch nicht kannte. Sie standen lange im stillen Anschauen der herrlichen Natur versunken, und ihre Herzen gingen auf in Dank und Liebe zu dem HErrn, der sehr herrlich ist, schön und prächtig geschmückt; der solche Erde ausbreitet als seiner Füße Teppich, dessen Kleid das Licht, der den Himmel über sich wölbet wie ein Gezelt. Und Sybel sprach: Ach, meine B., wenn wir einst in einer so schönen Gegend leben sollten, würden wir die Seligkeit wohl tragen können?

Und nicht lange nachher erhielt er den Ruf eben dahin, und im Frühling des folgenden Jahres führte er die geliebte Braut als geliebtere Gattinn an diesem Orte seines neuen Wirkens heim.

So schenkte der HErr ihnen diese Seligkeit; es war der schöne Rahmen, den die Hand der ewigen Liebe um das schönere Bild schloß, welches sie im Genusse seiner höheren Gaben nun finden sollten. Oft aber traten sie noch, nach der Tage Last und Mühen, auf die Stirn jener lieblichen Höhe, und ihre Seele lobte den HErrn, der alles wohlgemacht!

Am zweiten Ostertage, 4. April 1831, wurde Sybel die Braut als Gattinn angetraut. Mit rüstigem Jünglingsmuthe war Sybel noch zuletzt diesem ersehnten Ziele entgegengeschritten. Am Charfreitage hörte er noch die Predigt bei Schleiermacher, entschloß sich dort mit Baur, auch an der Feier des Heil. Abendmahls Theil zu nehmen, und wanderte

dann noch am selben Tage mit diesem und Bohnstädt bis Neustadt, sieben und eine halbe Meile weit, und legte die andre Hälfte des Weges bis Gramzow am folgenden Tage gleichfalls zu Fuß zurück. Hier, wohin ihnen manche Freunde aus dem 14 Meilen entfernten Berlin gefolgt waren, weilten sie im Kreise der gastlichen Familie des Ob.=A. Karbe*) während des Auferstehungsfestes des HErrn, an dessen zweitem Tage, wie bemerkt, die beide einander angetraut wurden.

Der väterlich verehrte und geliebte Freund, Prof. Pischon, hatte den weiten Weg nicht gescheut, war ihnen bis dahin gefolgt, um dem lieben Paare den kirchlichen Segen zu ertheilen, und damit zugleich die väterliche Treue zu besiegeln, mit welcher er Sybel von den Tagen der frühesten Jugend an begleitet und geleitet hatte.

Als Trautext legte er ihnen das große Wort des HErrn an das Herz: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben!“ Offenb. 2, 10, und zeigte ihnen, wie diese Treue im Kreise der Ehe und des Hauses, im Amte und im Glauben zu beweisen sei. „Nicht einsam und verborgen, mein theurer Sohn,“ ermahnte er Sybel, „kannst Du hinfort dastehen, berufen, ein Herold der Gnade und Erbarmung Deines Gottes und Heilandes zu sein. Der Diener des göttlichen Worts ist wie eine Warte, gesetzt auf weit hinausschauendem Berge, ein Zeichen und Leitstern aller, welche in den Irrgängen der Welt nach ihm sehen. Darum, auch in Dein stilles, häusliches Leben hinein muß der Blick der Menschen dringen dürfen, daß auch von dort ihnen ein Vorbild leuchte für ihren Wandel, und Du nicht anderen predigest, und selbst verwerflich werdest. Ja, den stillen Frieden des Hauses, welcher Dich erquicket, sollst Du auch der Gemeine bringen, und mittheilen können in den Hütten,

*) Des innigen Verhältnisses zu dieser theuren Familie ist bereits oben gedacht worden. Die Frau Ob.=Amtmann, von den übergroßen Bemühungen für den festlichen Tag überwältigt, konnte nur leider des Tages Freude nicht theilen. Nachdem sie jedoch die Braut wie eine eigne Tochter ausgestattet, vertraute sie ihr auch, als die schönste Mitgift, die einzige Tochter zur ferneren Erziehung an.

wo Kummer und Gram, Haß und Zwietracht gewohnt. Darum sei treu bis an den Tod in Deinem Berufe, daß auch das häusliche Leben Dich von demselben nicht losreiße, sondern Dir neue Kraft und Erholung gebe zur treuen Vollbringung ..." Und hierauf die Hinweisung auf Den, dessen schönstes Werk die Treue und Festigung des Herzens ist, welches ihn im Glauben liebet, „von welchem allein die Treue in der Liebe kommt, die Kraft, alle Hemmungen niederzukämpfen;" auf daß sie „den HErrn und Heiland im Herzen tragend, allezeit sprechen könnten: so lebe nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir."

Oft lasen sie späterhin an festlichen Tagen dieß weihende Wort des theuren Mannes. Sehen wir, in welchem Maße es menschlicher Schwachheit vergönnet war, unter Mitwirkung der Kraft des Höchsten, sich den Segen des hochzeitlichen Tages zu bewahren, und dem großen Worte treu zu werden!

Als Sybel mit der Frau in Potsdam einfuhr, empfing sie das Spiel der Glocken vom hohen Thurme mit dem Liede: „Lobe den HErrn, den mächtigen König der Ehren," welches auch bei ihrer Trauung gesungen worden, und oft schon dem jauchzenden Herzen das Wort geliehen. Welch' ein Zeichen, welch' beglückende Mahnung hätte dieß auch einem weniger empfänglichen Herzen sein müssen, als unsers Sybel's war!

Daß die Treue gegen den HErrn die reichste Quelle des Segens und der Freude ist, daß sie hienieden schon Herz und Mund mit Lob der ewigen Treue Gottes füllet: sollte nun Sybel in der glücklichsten Ehe erfahren. Der Leser wird nach dem Vorigen das Bild dieses Glückes selbst voraussehen.

Schon im Wonnemond konnte er mit Beziehung auf die Schlußfrage des oben *) mitgetheilten Gedichtes (Stilles Gedächtniß an B.), aus innigbewegtem Herzen singen:

Erfüllt!

Was sehnend je das Herz erfüllet,
Ach, alles, alles ist gewährt,

*) Siehe S. 106.

Die tiefste Sehnsucht ist gestillet,
Der Mai, er ist zurückgekehrt!

An meiner Brust das Veilchen blühet,
Ich athme nah' den Blütenduft,
Und neues Leben mich durchglühet,
Mein Veilchen haucht mir Himmelsluft.

Und rings umher welch' freudig Leben,
Ach die Natur so grün und schön,
Den Geist umzieht ein heilig Weben,
Wie auf des Friedens sel'gen Höh'n.

Was sehnend je das Herz erfüllet,
Ach, alles, alles ist gewährt,
Die tiefste Sehnsucht ist gestillet:
Der Mai, er ist zurückgekehrt!

Doch, wie in der angeführten Stelle der Traurede schön gesagt ist, soll der christliche Mann sich nicht im häuslichen Kreise verlieren, in der Liebe zu Weib, Kind und Habe nicht den höheren Beruf vergessen, sondern darin vornämlich zur treueren Vollbringung dieser höheren Berufspflichten erstarken. Die Treue und Wackerheit im Amte und in der Familie ist aber überdieß noch durch die Stellung des eignen Herzens, durch den Entwicklungsgang des inneren Lebens bedingt. Indem wir uns hiernach in der Anordnung dieses Abschnittes leiten lassen, geben wir zuerst die Hauptzüge

Zur Geschichte seines inneren Lebens.

„Es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde, welches geschiehet durch Gnade."
Hebr. 13, 9.

Wenn der Mund der ewigen Wahrheit spricht: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen!" so fragt sich, wie weit dieses, den natürlichen Menschen durchaus der Sünde unterwerfende, Wort auf

Sybel jetzt noch Anwendung leiden konnte? Unmöglich ist es noch auf ihn, wie in jenen Tagen auf Nikodemus (Ev. Joh. 3) anzuwenden. Dieses Mark und Bein des Redlichen erschütternde Wort war Sybel längst bedeutungsvoll, und wie fern war er wenigstens von der Gegenfrage eines Nikodemus: Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? Um so bedeutsamer muß es aber auf der anderen Seit' erscheinen, wenn eine so liebliche, so lange schon unter dem Einflusse der Gnade gestandene, Natur gleichwohl noch der Wiedergeburt im engeren Sinne bedurfte, und wenn die Thatsache erweislich ist, daß Sybel die Gnade derselben erst jetzt erfuhr.

Aus dem Vorigen liegt aber dem Leser längst vor Augen, wie in Sybel nicht bloß der Reichthum einer schönen Natur zur zeitlichen Entwicklung gekommen, sondern wie dieselbe auch bereits vielfach von der Gnade berührt und durchdrungen war. Er hatte nicht allein den tiefen Bruch der menschlichen, bis in ihr Innerstes verletzten, Natur mit bittrem Schmerz erkannt, sondern auch das gänzliche Unvermögen erfahren, diesen Zwiespalt des Wollen und Vollbringen des Guten durch alle Anspannung menschlicher Begeisterung aufzuheben. Ja er hatte Jesum Christum längst als den erkannt, dessen Gnade allein den Bruch der Natur heilen und seine Seele erlösen könne. So war es namentlich nicht die natürliche Bescheidenheit, die früher sogar öfter an dem begeistrungsvollen Jüngling vermißt wurde, es waren die Keime der christlichen Demuth, die längst von dem Einflusse der erneuenden Gnade in seinem Leben Zeugniß gaben.

„Als er zu Potsdam noch am Neustädter Thore wohnte," erzählt ein Freund, der erst späterhin großen Einfluß auf ihn gewann, „war er einmal krank, als ich ihn besuchte. Ich hatte ihm einige Bändchen über das Leben und die Bekehrung des Pfarrers Lutz geliehen. Als wir nun über dieses Buch sprachen, sagte er mit thränendem Auge: „Ich erkenne, daß mir noch viel fehlt, ehe ich bekehrt bin, und merke, es muß noch etwas mit mir vorgehen." Das ist unter vielen noch ein Zeugniß eines bereits in der Bekehrung und Wiedergeburt begriffenen Herzens!

Ueberhaupt erscheint mir die innere Entwicklung Sybel's

schon im vorigen Abschnitte in einer Richtung begriffen, die unter gewissen Umständen mit Nothwendigkeit zu dem Ziele führen mußte, an welchem wir ihn hier werden anlangen sehen. Es war der kräftigste Aufschwung eines nach Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit dürstenden Herzens, mit welchem wir ihn leben und lieben, beten und arbeiten sahen, und indem er kein Mittel natürlicher Ausbildung und Vollendung ungebraucht ließ, diente ihm dieß doch nur dazu, ihm das Bedürfniß der Gnade immer fühlbarer zu machen.

Bei alledem hatte sich Sybel bis dahin größtentheils nur in Kreisen bewegt, in denen das wissenschaftliche Interesse das überwiegende war; oder aber die Form der wissenschaftlichen Auffassung des Christenthums war hier selbst eine solche gewesen, daß sie die einfachkräftige Durchbildung desselben in das Leben, die Wiedergeburt zu dem ernstentschiednen Wandeln auf dem Wege, den der Fürst des Lebens nun einmal „schmal und spärlich betreten geheißen*), mehr hemmen als fördern mußte. Dieß kann namentlich bei der, übrigens so praktischen, Tendenz der Theologie Schleiermacher's unmöglich anders sein, nachdem einmal in diesem Systeme der Begriff der Sünde aufgehoben, ihr der Stachel von der Erlösung, auf dem Wege der bloßen, das menschliche und Schriftbewußtsein weit überfliegenden, Spekulation gebrochen ist. Diese Theologie war aber noch immer von dem überwiegendsten Einflusse in dem Leben Sybel's und in den Lebenskreisen überhaupt, in denen er sich bis dahin bewegte.

Die Anschauung einer entgegenstehenden Gestaltung des christlichen Lebens, wo das Interesse des Herzens, des Mittelpunktes im Leben, vorwiegt, oder doch mit dem einseitigen der objektiven Erkenntniß gleichen Schritt hält, war ihm noch im hohen Grade fern geblieben. Zwar gewährte ihm dieser, ohne Zweifel von der erziehenden Weisheit geordnete, Gang seiner Entwicklung den Vortheil, daß er vor mancher anderen Einseitigkeit bewahrt blieb, der die menschliche Schwachheit auch da so leicht unterliegt und zu allen Zeiten unterlegen ist, wo das religiös-aszetische Interesse — wenn auch auf gutem Grund der heilsamen Lehre —

---

*) Matth. 7, 13. 14.

vorherrscht. So konnte er den Lauf seiner natürlichen, von der Gnade nur noch mehr äußerlich angeschienenen, Entwicklung frei, bis an die äußerste Gränze seines Vermögens, fortsetzen, und zuletzt in dem Hafen des Friedens angekommen, mußte seine Bekehrung um so gründlicher, seine Lebenserfahrung um so reicher sein.

Nun aber denke man sich Sybel mit Christen in nähere Berührung treten, in denen entweder das theologische Erkennen eine feste, durch die Uebereinstimmung der Kirche aller Jahrhunderte getragene, überdieß mit der Lehre der Schrift und der eignen Herzenserfahrung einfach zusammenstimmende Gestalt gewonnen, oder deren Wissen, wenn sonst auch mehr dem „Glauben ähnlich," in der Frucht eines glaubensfrohen, friedvollen und festentschiedenen Wandels das Zeugniß der Wahrheit vor Augen zu legen schien: wie mußte Sybel dann mit Freuden finden und dankbar hinnehmen, was er so lange vergeblich gesucht hatte? Und wenn er nun durch einfach kindlichen Herzensglauben, wie ihn der HErr Zöllnern, Sündern und — Schriftgelehrten als einige Bedingung des Heils empfiehlt, wie er die Apostel, und die Heroen der Wissenschaft und des kirchlichen Lebens bis zu den Reformatoren und weiter herab beseliget, wie er zu allen Zeiten die geistlich armen, seligen Menschen Gottes zur Freiheit und Kindschaft Gottes erhoben, auch sich befriediget und beseliget fand, wie er sich durch eine immer noch mehr menschliche Weisheit und Begeistrung unmöglich befriediget finden gekonnt: so konnte er nun wohl nicht anders, als beharren in dem, was ihm, je länger je mehr, sich als eine Kraft Gottes kund gab.

Vielleicht aber hätte die Thorheit des menschlichen Herzens ihn dennoch länger von den sicheren und festen, aber sinnlich schmuckloseren Wegen der Wahrheit zurück gehalten, hätte nicht die Hand des HErrn noch anderweitig mitgewirkt.

Fast mögte ich in dieser Hinsicht zuerst den Segen des Hauses nennen. Hier fand sich Sybel so mit Freuden und Segnungen überschüttet, daß sein demüthiges Herz dadurch tief beschämt und täglich mit Lob und Preis zu Dem getrieben ward, den er stets als den Geber so unverdienter Gaben erkannte.

Wurde hierdurch schon sein Herz für die freien Einwir-

kungen der Gnade gernempfänglich gemacht, so geschahe dieß noch mehr durch das liebe Kreuz, welches, der Segnungen größte wohl, mit diesen gleichen Schritt hielt, ja sie zuweilen noch zu überwiegen schien. Nachdem seine geliebte Gattinn ihm den ersten Sohn geschenkt — ein Maß der Freude, welches für ihn überschwänglich war — verfiel jene in einen Zustand der Schwäche, der ihr auf lange Zeit fast das Bewußtsein raubte. Hierdurch sahe er sich denn lange auf die schwerste Glaubensprobe gestellt. Zu gleicher Zeit bedrängte ihn manche Schwierigkeit seines arbeitvollen Amtes, und die Sorge für einen bedeutenden Hausstand, der außer mehren Zöglingen auch verschiedene Glieder seiner Familie einschloß, lag auch auf ihm.

So sahe er sich immermehr gelockt und getrieben, sich dem HErrn in der That und Wahrheit ganz auf Gnade zu ergeben. Kindliches, nothgedrungenes Herzensgebet und Aufmerken auf die Zeugnisse seiner realen, wirksamen Gegenwart, unbefangnes Lesen der Schrift, wurden ihm bald tägliches Bedürfniß. So war er innerlich hinlänglich vorbereitet, um das Wahre und Göttliche demüthig anzuerkennen und begierig sich anzueignen, was ihn der HErr jetzt in den neuen Lebenskreisen finden ließ.

Und wenn er auch hier nun, in der Freude des Findens, nochmals mit Wahrem Irriges, mit den Zeugnissen göttlicher Kraft und Lebens auch Menschliches aufnahm und selbst verwechselte: so wird dieß den auf den Gebieten des Lebens aus Gott Erfahrenen so wenig befremden, als ihn auch nur zweifelhaft machen, daß die Wiedergeburt Sybel's jetzt schon zu einer höheren Entwicklung gelangte.

Mit diesen Bemerkungen bin ich indeß weit entfernt, das Uebernatürliche, das Geheimniß der Wiedergeburt natürlich erklären zu wollen. „Der Wind bläset, wo er will, und Du hörest sein Sausen wohl; aber Du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fähret!“ Dieses Wort des HErrn *) erkenne ich vielmehr, auch weit über den nächsten Gesichtskreis eines Nikodemus hinaus, als gültig an. Ueberhaupt darf und will ich in einer Erzählung eigentlich gar nicht erklären, sondern

*) Joh. 3.

nur erzählen. Wer aber vermag auch nur die Geschichte eines Menschenlebens rein thatsächlich zu erzählen? Wie viel Lücken bleiben überall zu schließen, wie fließen überall göttliche und menschliche Thätigkeit, äußere und innere Entwicklungsreihen in einander, so daß auch die einfachste Erzählung, soll sie uns irgend als Darstellung gelten, die mannichfachsten Schlüsse und Kombinationen des Erzählenden voraussetzt. Diese nun, wie ich hier thue, dem Leser vor Augen stellen, anstatt sie künstlich zu verbergen, wird mir hoffentlich zur geringsten Unehre gereichen.

Zudem bleibt ja auch die Wiedergeburt immer eine „Geburt," und so, wenn gleich eine „Geburt aus Gott" eine geschichtliche Thatsache, die einerseit ebenso durch einen natürlichen Zusammenhang der äußeren und inneren Geschichte des Menschen vermittelt ist, als sie andrerseit ein übernatürliches, nur der Natur der Wirksamkeit und Weisheit Gottes völlig offenbares, Geheimniß bildet. Eine Erzählung, die jenen Zusammenhang einfältig darzulegen sucht, thut daher eigentlich nichts weiter, als daß sie die natürlichen Umstände darlegt, unter denen die göttliche Thatsache geschah, und die Wirksamkeit der Gnade sich verherrlichte; daß sie also das Göttliche von dem Menschlichen sondert, und sofern ihr dieß gelingt, die Geschichte erst recht genießbar macht.

Indem ich nach dieser Unterbrechung den Faden der Erzählung wieder aufnehme, bedaure ich nur, grade in Hinsicht dieser wichtigsten Thatsache nur ungenügend berichten zu können. Ich selbst sahe zwar den theuren Freund auch während dieses ganzen Abschnittes seines Lebens jährlich einige mal, gewöhnlich aber nur auf einige Stunden; indem ich mich dann aber freute, die alte und die neue Liebe bei dem Freunde zu finden, begnügte ich mich wohl, seinen zunehmenden Wachsthum in Christo, im Glauben, Leben und Erkennen, wahrzunehmen, ohne grade nach dem Zusammenhange dieses Fortschreitens zu forschen.

Indeß liegen mir die schriftlichen Mittheilungen dreier dem Verewigten innigst verbundenen Freunde, und außerdem einer demselben noch näher verbundenen Hand zur Benutzung vor.

„Als ihm das erste Söhnlein geschenkt worden," heißt es in der letzten, „weinte er laut vor Freude und Dank über die

große Gnade. Es wurde ihm in Verbindung hiermit aber eine noch größere Gnade, die zwar durch viel Kreuz und Leiden errungen werden mußte, aber doch ewig Segen und Frieden brachte. Sein Leben war von Kindheit auf ein Gnadenzug zum HErrn durch viele, oft schwere innere Kämpfe, die kein Menschenauge gesehen. Das völlige Aufgeben seiner selbst lag ihm noch hart an, und es gab da wohl Zeiten des Sieges, aber das völlige Besiegtsein vom HErrn war noch nicht erfolgt. Das gefährliche Streben nach eigner Weisheit, um mit dem Fünklein verliehenen Lichtes die ganze Fülle desselben zu erschließen, erfüllte noch die kräftig jugendliche Brust. Nun lernte er sich demüthigen unter die gewaltige Hand Gottes, und begriff, daß es freie Gnade sei, mehr Verständniß seiner Offenbarungen dem sich demüthig Hingebenden zu schenken. Der HErr entzog ihm auf lange Zeit durch ein schweres Nervenleiden die geliebte Gattinn, an der er vielleicht noch zu sehr gehangen; zugleich schwebte der Säugling, in Entbehrung der Mutterbrust, vielfach in Gefahr. In dieser Zeit der geistigen Einsamkeit fand er niemand, der seinen Schmerz so ganz verstand und theilte, wie seinen HErrn, und seine ganze, ungetheilte Liebe wandte sich zu Ihm. Eifrig und mit mehr Gebet las er die Schrift, weniger als Studium, wie um Frieden zu finden.*) So lernte er im Kampfe der Leiden die höchste Weisheit, der Weisheit des HErrn sich demüthig zu unterwerfen, und vernahm so die leisen Zusprüche und Offenbarungen des heiligen Geistes über manche ihm früher unverständliche Stelle. Er erfuhr oft im Gebet die Seligkeit und den Frieden, der im kindlichen Glauben der demüthigen Seele wird, durch menschliches Wissen nicht zu

*) In einer am Neujahr 1835 entworfnen Skizze seines Lebens in Potsdam sagt Sybel selbst hierüber: „Täglich sahe ich Mutter und Kind hinsterben, und hatte keine Zuflucht als den Herrn Jesus. Ich habe ihn frühe geliebt, aber ich hatte noch immer viel für mich behalten und war besonders eitel auf meine theologischen Kenntnisse gewesen, nach denen ich mir die Heil. Schrift eigenwillig ausgelegt. Erst in dieser Zeit lernte ich, mich ihm kindlich hingeben, und er schenkte mir, unter schwerer Arbeit für die Schule, unter Sorge für Mutter und Kind und für die Zöglinge, große Freudigkeit.

erlangen steht. Auch sein fleißiger Besuch des Hauses des HErrn wurde durch die einfach gläubige Predigt des lieben B. reich gesegnet. Oft wurde er hierdurch tief im Innersten bewegt, sein kindlicher Glaube erweckt und gestärkt, und die Glaubenskämpfe gewannen ein Ende."

Eben dieser, in der Geschichte Sybel's bedeutungsvolle Freund, berichtet selbst: „Es wird mir schwer, ja unmöglich sein, über den wichtigsten Punkt, seinen Uebergang zu seiner nachmaligen so entschiedenen und einfachen Glaubensrichtung vollkommenen Aufschluß zu geben. Eine solche Umkehr hat überall ihre Werkstätte im Verborgenen des Herzens, welches den Augen des Freundes nicht selten verhüllt bleibt." Hierauf wird ausdrücklich gesagt, daß eine, durch Sybel's frühere Lebensrichtung längst vorbereitete, plötzliche Bekehrung nicht erfolgt sei, es sei vielmehr „mit seiner wahrhaften Bekehrung bis zur Erlangung der Kindschaft Gottes so allmälig gegangen, wie mit Zunahme der Tage im Jahre." Seine veränderte, einfache Glaubensrichtung sei sichtbar geworden, ohne daß sich „mit Gewißheit angeben ließ, auf welche Art sie geschehen." Hiermit stimmt ferner auch der Bericht des lieben Pfarrer Karbe überein, der Sybel schon früher als Schulfreund verbunden gewesen, jetzt aber, um Ostern 1832, als er als Kandidat auf längere Zeit zu Sybel zog, mit ihm in die innigste Herzensverbindung trat.

Auch er bezeugt zwar, daß er in Sybel eine große Veränderung wahrgenommen, daß die Liebe zu Christo, ob sie ihn gleich von Jugend auf erfüllte, ihn doch jetzt erst zu ihm, als dem Heiland der Sünder, recht ergriffen habe. Dagegen ist auch er sich keiner unvorbereiteten, besonders nachzuweisenden, Erweckung Sybel's bewußt.

Daher kann ich kaum zweifeln, daß es nur von Einer mitwirkenden Ursache unter vielen zu verstehen sei, wenn der liebe Pfarrer K. in seiner Mittheilung mit großem Nachdrucke eine Nachmittagspredigt hervorhebt, durch welche Sybel jetzt erst erweckt worden, und (nach seinem eignen Zeugnisse) von seinem früheren philosophischen Glauben zu dem einfältigen Kinderglauben an Jesum Christum, den für ihn Gekreuzigten, gekommen." Gleichwohl geht hieraus, vielmehr aber aus dem weiter

darzulegenden Bilde seines ferneren Lebens und Wirkens, unwidersprechlich hervor, daß der innerste Lebensgrund Sybel's eine wesentliche Veränderung erlitt. Lassen sich die Umstände seiner Wiedergeburt auch nicht näher nachweisen, als geschehen ist, so erfolgte dieselbe doch wahrhaft und wesentlich jetzt in einer Weise, die nicht als bloße Fortentwicklung seines frühern Glaubens und Lebens zu betrachten ist.

Hiermit werden die früheren Zeugnisse der vorbereitenden Gnade in dem Leben Sybel's keineswegs geläugnet, der segensreiche Einfluß der theuern Männer, deren sich der göttliche Erzieher bis dahin bedient, um Sybel auf den Weg der Wahrheit und des Lebens zu führen, nicht herabgesetzt. Gewiß hätte ohne diese Vorbereitung eine Wiedergeburt Sybel's zu der Höhe des christlichen Lebens (wie sie zwar noch nicht in diesem, wie in dem folgenden Abschnitte zur Entwickelung kommen, und vor Augen gelegt werden kann) nicht ohne die gewaltsamsten Erschütterungen des äußern und des innern Lebens, wie etwa bei der Bekehrung eines Saulus, zu Stande kommen können. Ebenso gewiß ist aber, daß Sybel auf dem vorbezeichneten Wege seines Ringens nach Erkenntniß und Heiligung nie zu dem Ziele gelangt sein würde, welches er nun durch die göttliche Kraft des Glaubens erreichte. Sybel umfaßte nun die von allen christlichen Konfessionen aller Jahrhunderte festgehaltenen Grundwahrheiten der Kirche von der Sünde, der Gnade und der Versöhnung u. s. f. mit dem Glauben, welchen Gott in den Heilsbegierigen wirket: und so kam göttlicher Friede und Freude im heiligen Geiste in sein Herz, Klarheit, Festigkeit und Sicherheit in allem Wesentlichen der christlichen Lehre in seine Erkenntniß.

Sybel's ganzes künftiges Leben gab Zeugniß von der Wahrheit, daß durch den Glauben an den Namen Jesu die Macht empfangen wird, Gottes Kind zu werden,"*) daß „das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben,"**) und daß, „so Jemand in Christo ist, er eine neue Kreatur, das Alte vergangen und alles neu worden ist."***)

*) Joh. 1, 12.
**) Röm. 1, 16.
***) 2 Cor. 5, 17.

Zwar erscheint auch jetzt noch das Alte als natürliche Unterlage des durch die Gnade gewirkten Neuen, ja es trit oft in noch grelleren Gegensatz zu diesem, wie allezeit nach großen Bildungsepochen geschieht, wo sich Neues von Altem scheidet, und dieses so lange höhnend und versuchlich neben jenes trit, bis das Neue endlich sich als höhere Kraft erweiset, und das Alte vom Neuen umgebildet oder ganz verschlungen wird.

Daher werden wir auch in diesem Lebensabschnitte des auf dem Gebiete des neuen Lebens noch unerfahrnen Mannes Mängel, Einseitigkeiten und vielleicht selbst Schroffheiten nicht vermissen können; nur wird unsre Wehmuth über diese Schatten und Flecken des Alten auf dem heiligen Gewande des Neuen schwerlich den bittersten Schmerz überreichen, mit welchem Sybel selbst dergleichen an sich wahrnahm. Vielmehr sehen wir diesen Schmerz durch die ferneren Entwicklungsstufen seines neuen Lebens hin nur zunehmen, aber dieser, Mark und Bein durchdringende, Ernst der täglichen Buße zeugte auch, daß das Alte an Sybel der heiligenden Macht des Neuen bereits untergeben war.

Daß aber auch das neue Leben der Wiedergeburt aus Gott seine Entwicklungsstufen hat, wie das Leben der ersten Geburt, ja daß in den Gebieten des höheren Lebens, wo der Geist zur Herrschaft über die Natur, im Gehorsam Gottes zur Freiheit sich unter der Sonne der Gnade wieder hinaufentwickelt, diese Entwicklungsstufen des Geistes und der Freiheit nur noch mannichfacher sein werden, wird der Unbefangene schon im voraus erkennen.

Es folgen nun noch einige, den Entwicklungsgang des geistigen und geistlichen Lebens bezeichnende, Stellen aus Sybel's schriftlichem Nachlasse, bevor wir die Ausgestaltung desselben in den äußeren Lebenskreisen verfolgen.

Potsdam, den 17. März 1832.

... Deine Worte, lieber Baur: „Wie ruhig und sicher wird es mir in der simpeln Lebensgeschichte Christi," haben mir meinen Zustand wieder lebendig vor Augen gestellt. Da ist keine Ruhe und keine Sicherheit, und viel, viel Schwanken. Der innerste Glaube ist fest und diese Gewißheit

giebt mir allerdings Frieden: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber;" aber wenn ich nun trennen will plane Geschichte und begeisterte Auffassung, dann will mir noch immer eines von beiden als Nichtiges fallen. Suche ich kritisch die plane Geschichte, da ist hier ein Vorurtheil, da eine Uebertreibung, dort eine Verrenkung, und die begeisterte Auffassung wird ein Zerrbild. Halt' ich aber diese fest, schaue andächtig ihre hohen Bilder an, dann ist die Kritik meine Feindinn, die ich ängstlich gefangen halte, damit sie nicht hervorbricht, und mir meine Andacht raubt. Und wenn ich nun unterrichte, wie geht es mir da? Ja, ich komme meinen Schülern damit: der Markus ist mir darum so lieb, weil er die Jugendgeschichte Christi, die keine geschichtliche Klarheit hat, wegläßt, ich zeige ihnen auch, hier und da steckt's, da ist keine Klarheit; und dann kommt die liebe Weihnachtszeit, da wird's einem selber so nach englischer Musik, die Kritik schweigt, und man liest mit ihnen alle die Verkündigungen und Beschattungen, und man fürchtet: Ach, hast Du ihnen nichts geraubt, ist's nicht doch wohl anders, als Du Dir denkst; es schwankt ja doch noch, auch in der Wissenschaft! Indem ich so darüber schreibe, da fühl ich's wieder klar, wie ich für mich selber doch nicht fürchte und zage; redliches Suchen und Forschen, ernstes Lauschen auf die Wahrheit, weiter will Gott von uns nichts; aber nun soll ich lehren, ich bin berufen dazu. Darf ich denn mit meinem halben Wissen herausrücken, oder lasse ich stehn, was dasteht, und wirke nur auf fromme Gesinnung und inniges Gefühl? Helft mir, so ihr könnt, lieben Freunde! ..."

Diese Stelle ist aus einem Schreiben an einen Kreis von gleichgesinnten Freunden gerichtet, die mit Sybel zusammen durch eine Reihe von Jahren hin ein fortgehendes Briefkränzchen bildeten. Bald aber sonderte sich die Richtung Sybel's mehr und mehr von der der lieben Freunde, wodurch er auch mit diesen, wie mit sich selbst, in mannichfache Kämpfe verwickelt wurde. Bemerkenswerth an obigem Schreiben ist noch, wie darin dem ausgedrückten Schwanken in der Grundansicht vom Worte Gottes auch noch ein Schwanken im Tone der eignen

Rede entspricht, der zuweilen noch ganz zu dem niederen Weltlichen herabsinkt. Späterhin waltet zwar auch oft in den Briefen an die Freunde ein heiterer, scherzender Ton vor, der aber stets so gehalten ist, daß er vielmehr nur von der Freudigkeit und Sicherheit in der Nachfolge des Weltüberwinders Zeugniß giebt.

An dieselben Freunde schreibt er im Juni 1832, nachdem er ihnen von der Taufe seines ersten Sohnes Nachricht gegeben:

„Ich habe in diesen Tagen viel über die Taufe gedacht, auch Luther's Taufbüchlein gelesen. Mit welchem Ernste der Luther das alles ansieht. Wahrlich, ich sage euch, einen solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden, so möchte ich in Beziehung auf Luther sagen. Ueberhaupt stehe ich jetzt ganz eigen zu den Reformatoren. Ihre Glaubensstärke überwiegt die unsrer Zeit. Wir alle können bei ihnen in die Schule gehen, wie die Maler bei Dürer und Raphael, und die Musiker bei Bach. Jede Zeit ist wohl in einem Zweige des Lebens lange Meister der folgenden. In unsrer Zeit ist das Wissen zu einer solchen Meisterschaft gesteigert. Aber noch immer liegt es im Kampf mit dem Glauben. Wir sind größtentheils noch so gestimmt, daß wir dem Wissen den Glauben anpassen. Es muß umgekehrt sein! Der Grundsatz **fides praecedit intellectum** ist genugsam zu unsrer Zeit ausgesprochen, aber nicht treu genug befolgt. Ich glaube aus mir andre zu verstehen. Wir müssen bei Meistern in die Schule gehen, um Glauben zu lernen: dann mögen wir Wissen lernen. So wird die Versöhnung gefeiert werden. Ob sie in Hegel schon wirklich geworden? ..."

Von den Freunden ohne Zweifel darum angegriffen, daß seine Ansicht der Lehre vom Teufel eine festere, schriftgemäßere Gestalt gewann, und verdächtiget, durch gläubigeres Ausgehen von der kirchlichen Lehre sich geistiger Trägheit hinzugeben, erwidert er am 22. Dez. 1832: „Ich werde nicht müde, die Wahrheit zu erprüfen, aber grade dadurch bin ich soweit gekommen. Ich weiß, daß Schleiermacher's fromme Richtung viele seiner Schüler so geleitet hat. Seiner Frömmigkeit hat unsre Zeit auch mehr zu danken, als seiner Kritik. Sein frommes Selbstbewußtsein leitet ihn so, mich so, wenn

ich in seiner Schule reden will. Seine subjective Auffassung der Religion läßt viel zu. Die objective Wahrheit ist uns in der Schrift gegeben, das Subject muß eins werden mit ihr, und das geht nicht ohne Nachdenken und Forschen. Aber Willkür und subjective Hypothese wird ausgeschlossen. Wie der Naturforscher die Natur ansehen muß, wie sie ist, und dabei genug zu denken und zu forschen hat, so der Schriftforscher die Schrift. Der Naturforscher kann sich auch aus der Kröte keine Blume machen, und doch ist sie ein Geschöpf Gottes; und wer hat doch geweint, als er eine Kröte gesehn, und Gott gedankt, daß Gott ihn nicht zu solchem Thier gemacht? Solche Kröte ist die Geschichte von Lots Töchtern u. dergl. Der Naturforscher hat ewig zu forschen, der Schriftforscher auch. Vom Masten der Seele ist da nicht die Rede, aber daß sie nach Lebensbrot gerungen, und viel darum gebetet, das kannst Du glauben. Vom Nachdenken will ich mich beunruhigen lassen, vor dem Zweifel bewahre mich Gott. Das Schwanken auf dieser Meereswoge hat mich seekrank gemacht. Die stille Fläche ist dem Forschen günstiger. Der oberflächliche Rationalismus ist vorüber, es geht in ein neues Zeitalter, Schleiermacher hat es vorbereitet und andre; in die alte, tiefe Dunkelheit wird's nicht gehen, es wird den Bruch der Geschichte wieder ausfüllen, der zwischen jetzt und der Reformation durch den Rationalismus entstanden. Unsre Zeit versteht die Reformatoren nicht mehr, das sind sämmtlich abergläubische orthodoxe Leute. Das ist alles „hinter sich verfluchen." Das hab' ich nicht gethan. Auch meine Eitelkeit wird angegriffen: „Wenn Leute, wie Du, ihren Kopf dran geben!" — Ich möchte ein Prophet sein: B., du mußt auch mit fort in die alte, tiefe Dunkelheit, und der Teufel wird Dich auch so lange zwicken und zwacken, bis Du Dich ergiebst. Und wenn der Löwe Deiner Aufforderung folgt, und mit gegen mich kratzen will, dann muß ich doch an 1 Petri 5, 8. denken, und mich wehren. — Nein, so schlimm steht's nicht! „Ein neu Weltalter sah herauf ich steigen, die alten Helden schreiten von den Bergen, wir reichen ihnen treu die Hand. Seid einig, einig, einig!" — Tholuck's literarischer Anzeiger hat viel Einfluß

auf mich gehabt. Auch Steffen's: Wie ich wieder Lutheraner geworden. Dazu Hahn's Schrift. Vieles in der evangelischen Kirchenzeitung. Ich finde, alle diese Leute denken auch, und liegen eben nicht auf der Ofenbank. Doch genug! ..."

P., den 26. Nov. 1833.

... „Nun noch von unsrem Johannes. Der liebe Kleine erholt sich wieder. O, welche Freude! Lieber Albert, in dieser Zeit habe ich wieder gelernt, welch' eine Waffe das Gebet ist. Mit Freudigkeit konnt' ich's denken, mein Kind hingeben zu müssen.

Ich mögte wohl wissen, was Du vom Gebete hältst. Auch darin glaube ich, sind wir sehr verschieden. Schon dadurch, daß ich auch zu Christus bete, worin Du zwar keinen Unterschied finden willst. Dann müßte es Dir aber doch auch gleich sein, und Du müßtest zu Christus beten können. Mit ihm rede ich, wie seine Jünger mit ihm redeten in seiner leiblichen Gegenwart, und verlasse mich auf sein Wort, daß er bei mir sei, und mich höre. Ich schütte ihm das Herz aus, wie es grade ist, mit seinem Schmerz, mit seiner Freude. Mir meinen Johannes zu lassen, oder so es sein Wille sei, ihn mir zu nehmen, und mich zu trösten. Bittest Du auch für Andre? Bittest Du auch für mich? ..."

Eine verwandte Stelle entnehme ich aus dem schönen Geburtstagsschreiben an den geliebten Vater einiger Zöglinge.

P., d. 29. Sept. 1833.

Lieber Herr O.-A.

„Ich freue mich, daß Ihr Festtag heute auf einen Sonntag fällt, der mir Muße, Ruhe und Freudigkeit schenkt, mich Ihnen in Liebe hinzugeben. Es trit mir unwillkührlich an diesem Tage all' der Segen vor die Seele, der mir und allem, was ich mein nenne, durch den Zusammenhang mit Ihnen geworden, und ich danke Gott von Herzen dafür. Es waren so schwache Fäden, die uns anfangs verbanden. Ach! wie werden ähnliche Verhältnisse oft angeknüpft und gehen dann aus einander, und man gedenkt ihrer nur aus der Ferne. Wie anders ist es mit uns geworden; es

wuchs mit der Zeit das Band der Verhältnisse, und das Band der Liebe. Daß das Band der Liebe nun immer so wachse, daß es immer heiliger werde, das ist das Gebet meines Herzens.... Ach! Sünde ist Sünde, und wer in Einem wider das Gesetz handelt, der ist's ganz schuldig. Wo sollen wir allesammt da vor Unruhe bleiben? Es muß jeder sein Bündel schnüren und Ihm zuwerfen. Er hat unsre Last schon getragen, ehe an uns zu denken war. Die Gnadenthür ist offen, nur hinein! hinein! Glauben Sie, daß man für einander bitten kann? Ich will, so oft ich daran denke, auch Ihrer vor dem HErrn gedenken und ihn bitten, Ihnen die Unruhe zu nehmen und Freudigkeit des Glaubens zu schenken. Und ich habe es schon gethan. Ich meine auch, und habe es erfahren, daß nichts die Herzen fester verbindet, als Fürbitte ..."

Ein Zeugniß seines fortschreitenden Ernstes giebt die folgende Stelle aus einem Briefe an die Freunde vom 16. Mai 1834:

... „In B.'s Ansichten vom Schauspiel und vom Tanz kann ich nicht ganz eingehen. Beide Künste liegen zur Zeit im Argen. Nichts Christliches, nichts Erlösendes, nichts Heiligendes, ist in ihrer zeitlichen Gestaltung. Es fehlt uns aber auch alle Anschauung, wie auch sie könnten vom christlichen Geiste durchdrungen werden, dessen Möglichkeit ich allerdings nicht bezweifeln will. Für mich halte ich es für Unrecht, Bälle und Schauspiele zu besuchen. Ich machte mich dadurch fremder Sünden theilhaftig, gäbe Instituten, die zur Zeit im Argen liegen, und dazu dienen, viele tausend Menschen in's Verderben zu stürzen und im Verderben zu erhalten, meinen Beifall. Da ist keine Stätte, Christum zu verkündigen. Die Liebe zu Ihm, dächte ich, könnte niemand dahin führen ..."

So schritt Sybel kräftig zu dem Mittelpunkt der Wahrheit und des Lebens in Christo vor. Indem er sich in Ansehung der Grundwahrheiten durch das einstimmige Bekenntniß der Kirche leiten ließ, und so in allem wesentlichen so richtig, als sicher zum Verständniß der Wahrheit gelangte: sahe er mit Erstaunen die Räthsel seines Geistes und Herzens gelöst, die zu lösen er auf dem mehr außerkirchlichen Gebiete so lange vergeblich bemüht gewesen.

Was wunder, wenn der Glückliche nun auch nach allen Seiten hin Zeugniß seines Glaubens und seiner Glaubensfreude gab!

Auch konnte es wohl nur dazu dienen, ihn in dem Bewußtsein, in ein neues Lebensgebiet eingetreten zu sein, zu bestärken, wenn selbst manche der vieljährigen, sonst dem Evangelio nicht fremden, Freunde ihn jetzt lebhaft angriffen und ihn zur Vertheidigung seines Glaubens nöthigten.

So schreibt er kurz nach seiner Abreise von Potsdam:

... „B.'s *) Brief hat mir sehr wohl gethan. Ich stimme mit seinem Glauben, der eine Form haben will, und frage nur, ob er stimmen würde mit meiner Form, die mit dem Lutherschen Katechismus spricht: „Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich (nun kömmt eine Hauptsache) verlornen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels; nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, theuern Blute und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben, auf daß ich sein eigen sei, und in seinem Reiche unter ihm lebe, und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit; gleichwie er ist auferstanden von den Todten, lebet und regieret in Ewigkeit. Das ist gewißlich wahr!" So spricht Luther, und ich habe das hierher geschrieben, weil ich fürchte, es mögte B—s ganz unbekannt sein, wie es mir bis vor einigen Jahren unbekannt gewesen ist. Ueberhaupt ist zwischen mir und B—t noch Liebe, der läßt mich noch nicht; B. und Karl aber sind voll der abscheulichsten Vorurtheile; jener hält mich erstorben im Buchstaben, und dieser wähnt sogar, ich mögte es nach den letzten Gesprächen mit ihnen für Sünde halten, weiter mit ihnen zu verkehren. Und was greift Ihr denn eigentlich in mir an? Ihr nennt es den Buchstabendienst. Ich will's den Christusdienst nennen. Ich habe immer an ihn

*) Nicht weniger als fünf Freunde des Buchstabens B. sind in dem Leben Sybel's bedeutungsvoll. Zwei der in diesem Schreiben Angeredeten stimmen überdieß auch in den Vornamen überein.

geglaubt, aber ich weiß und glaube seit einigen Jahren, daß daß er mich verlornen und verdammten Menschen erlöset hat durch sein Blut. Es ist wahrhaftig wahr, ich liebe ihn seitdem inniger, ich weiß, was ich ihm gekostet habe, und wie er mich nicht gelassen, wie er mir nachgegangen, und wie ich mich nur immer halb ergeben. Jetzt will ich mich wenigstens ganz ergeben, jetzt will ich ihn über Alles lieben, jetzt will ich sein Wort über Alles glauben, grade wie er's ausspricht, ohne dran zu deuteln; und dieses, daß ich Euch versichere, daß ich Ihn mehr liebe, das hasset Ihr an mir, das feindet Ihr an? Und Ihr redet von Duldsamkeit? An mir beweiset Ihr sie schlecht! — Karln mögte ich nach den letzten Gesprächen, in denen auch viel Sünde und Hochmuth von meiner Seite war, bitten, doch nicht Philosoph sein zu wollen. Du wirst in Deinem ganzen Leben keiner, und wenn Du Dich auf den Kopf stellst, eben so wenig, als ich. Du mußt es machen wie die Holländer, und ein rechter Theologe werden. Die Bibel, das Wort Gottes studiren, und das den Gemeinden einfach und schlicht verkündigen. Es ist für die Armen am Geiste, den Armen wird das Evangelium gepredigt. Prediger, laß doch die Philosophie, studiere das Herz und die Sprache des Volks, der Armen, der Nothleidenden, steige von Deiner schwindelnden Höhe herab zu dem hülflosen Volke! Und lerne auch sein Verderben kennen, wie es im Holz- und Wilddiebstahl, in Hurerei und Ehebruch, in Lüge und Gottesvergessenheit seine Tage hinbringt. Und für solch' Volk hat der Heilige sein Blut vergossen zur Vergebung der Sünden, so sie Buße thun und glauben. Das predige. Und wer nicht glaubt, der ist ewig verloren. Wer Ohren hat zu hören, der höre! — ..."

Am vollkommensten findet sich der theologische Standpunkt Sybel's, der nun für sein ganzes Leben im wesentlichen unverrückt blieb, ausgesprochen in einem anziehenden Aufsatze, den er in einem theologischen Verein von Predigern und Kandidaten, nicht lange vor seinem Abgange von P. vorgelesen.

Es war dieß eine Erwiederung auf den Vortrag eines anderen Mitgliedes, worin darauf gedrungen worden, „daß die Mitglieder nicht darauf ausgehen sollten, Proselyten ihrer Farbe

zu machen, wodurch der, in einem höheren Geiste freie Verein in eine geformte Parthei ausarten würde, daß aus dem Vereine zu verbannen sei ein Bestreben, welches offenbar darauf hinarbeite, zu bekehren, und zwar so, daß man dreist auf eine in gewisser Weise ausgedrückte Meinung den Stempel der Unchristlichkeit drücke, sie verketzere und durch solches unlautere Mittel die Gewissen einschüchtere und dahin zu bringen suche, die entgegenstehende Ansicht äußerlich aufzunehmen und ihr mit ängstlichem Herzen blind anzuhangen." Nachdem Sybel hierauf das Verwerfliche eines solchen Strebens vollständig anerkannt, giebt er das Vorhandensein einer auf Proselytenmachen ausgehenden Richtung eben so einfach zu, und fragt nur, in welchem anderen, besseren Sinne denn die Anhänger dieser Richtung jenes Wort verstehen. Er gesteht, daß unter der Zahl der Vereinsglieder sich solche befänden, die nicht bloß, wie alle übrige, die Heil. Schrift als Grundlage ihrer theologischen Ueberzeugung betrachteten, sondern sich darin von ihnen unterschieden, daß sie die Schrift in ihrem wörtlichen Sinne verstanden wissen wollten, und eben diesen wörtlichen Sinn auch in den kirchlichen Bekenntnißschriften festgehalten fänden, die sie nun wegen ihrer Uebereinstimmung mit der Schrift, und weil sie die Kern- und Grundwahrheiten derselben bestimmt hinstellen, zugleich mit der Schrift als Grundlage ihres Glaubens fest hielten. Diese in den Bekenntnißschriften niedergelegten „einfachen und bestimmten Kern- und Grundwahrheiten der Heil. Schrift" sähen sie als die Säulen der Kirche, als dasjenige an, was durch alle Jahrhunderte der Kirche festgestanden, und wenn auch verdunkelt und umhüllt, immer hindurchgeleuchtet habe, und was daher der Kirche erhalten werden müsse, wenn die Wahrheit überhaupt in derselben bleiben solle. Nicht aber, daß sie sich ihren Glauben dadurch vorschreiben ließen, fänden sie sich vielmehr in freier, freudiger Uebereinstimmung damit. Eben diese Uebereinstimmung mit dem Wesentlichen der Kirchenlehre aller Jahrhunderte gebe ihnen auch das freudige Bewußtsein, im wesentlichen die Wahrheit zu besitzen, ja eine gewisse Entschiedenheit, über ihren Glauben Rechenschaft zu geben, und über

die Christlichkeit einer Ansicht zu urtheilen. Es sei, versichert er im Bewußtsein seiner Redlichkeit, aber dabei nicht die Absicht, die entgegenstehende Ansicht zu verketzern und ihre Verfechter einzuschüchtern, wenn sie ihnen mit dem Zuruf, das ist unchristlich, entgegenträten, sondern dieß sei nur ein Zeugniß der Bestimmtheit ihrer Ueberzeugung. Der Verein habe überdieß die natürliche Lebhaftigkeit einzler Glieder in Anschlag zu bringen, könne hier nicht ein verwerfliches Proselyten seiner Farbe machen finden, und würde durch Ausschließen solcher Mitglieder vielmehr selbst aufhören, ein freier Verein zu sein. Die Kirchengeschichte weist zu allen Zeiten Männer auf, die, wie Athanasius, Augustinus, Bernhard, Luther, Spener, sich mit ähnlicher Entschiedenheit über das Wesentliche des Christenthums geäußert, und, nicht im Namen einer selbstgemachten Weisheit, sondern der kirchlichen Wahrheit, Proselyten gemacht.

So müsse der Verein sich vielmehr freuen, Glieder zu haben, die, was ihnen als das Wesentliche der christlichen Wahrheit dastehe, nun auch anderen eifrig als solche darzustellen und für dieselbe zu gewinnen suchen. Ja, er müsse es sich sogar gefallen lassen, wenn selbst auch in dieser Weise einmal zu weit gegangen werde. Dann möge nur der Vorsteher einschreiten. Die gefürchtete Gefahr der Einschüchterung und Ausartung sei wohl darum schon nicht zu fürchten, da alle Glieder des Vereins ja theologische Bildung besäßen, und den angefochtnen Gliedern jedenfalls nur mit solchen Proselyten gedient sein könne, „die aus innerster Ueberzeugung zur Annahme derselben wesentlichen Wahrheit sich entschlössen. Und geschähe dieß, so sei ja Uebereinstimmung, ja Gleichförmigkeit der Ueberzeugung nur Gewinn, so es eben Ueberzeugung, nicht Maske wäre: dadurch arte der Verein nicht aus zur geformten Parthei.

Der Gegner hatte die Mannichfaltigkeit der religiösen Ansichten theils als eine Mannichfaltigkeit der bloßen Form angesehen, über die man sich zu freuen habe, wie sich der Naturfreund über den Reichthum der verschiedenen Gestaltungen der Natur freue, theils aber dieselbe doch als durch die menschliche Beschränktheit und Sündhaftigkeit bedingt bezeichnet.

Sybel erklärt nun in jener Hinsicht den Vergleichungs-

punkt zwischen dem Natur- und Geistesleben für verfehlt. Dem Reichthum der Natur stehe hier zwar eine Mannichfaltigkeit des Berufes und der Gaben gegenüber, nicht aber der Ueberzeugung, am wenigsten der religiösen. Vielmehr sei die Verschiedenheit der Ueberzeugung, der Kirchen und Sekten, ein Uebel, was zwar unter Leitung des HErrn zum Guten wirken müsse, doch aber, selbst im Sinne des Gegners, in der menschlichen Sündhaftigkeit wurzele: „Die Wahrheit absolut, ihrem Wesen nach ist nur eine, als Offenbarung der Gottheit mit sich selbst immer übereinstimmend und läßt keinen Widerspruch zu, die Wahrheit absolut ist die in sich seiende Wahrheit," mit diesen Worten des Gegners stimme er ein, nicht aber mit denen: „Die Wahrheit relativ ist die in andern seiende Wahrheit." Nein, ruft Sybel aus, die Wahrheit relativ, ist keine Wahrheit mehr, sie ist nur absolut; auch in anderen ist sie die absolute Wahrheit oder keine Wahrheit mehr. „Ein Christus und viele Christen," in denen aber Christus derselbe sein muß, aber nicht „Ein Glauben und viele Glaubensformen," wobei auch des Glaubens Einheit verloren gehe.

Hierauf läßt sich Sybel in die Untersuchung der spekulativen Frage über das Verhältniß von Geist und Form ein. Hier frage sich nur, wie sich der Geist zu seiner Form verhalte? Die Antwort sei: „Wie der Inhalt zu seiner Form, wie das Wesen zu seiner Erscheinung." Es finde hier also die allerbestimmteste Gesetzmäßigkeit statt, die Form sei nichts Zufälliges, sondern des Geistes nothwendig übereinstimmende Erscheinung. So spreche Christus, die persönliche Wahrheit: „Ich, in meiner menschlichen Erscheinung, bin die Wahrheit und mein Wort ist die Wahrheit." Daher sei die Form durchaus nichts Gleichgültiges, die Eine Wahrheit habe auch nur Eine Form. Der Eine Inhalt der Wahrheit sei von Christo, als sein Geist auf seine Jünger übergegangen, und habe seine Form der Wahrheit in der Heil. Schrift. „Jemehr daher die einzlen Glieder der Kirche mit der Schrift in Ueberzeugung, Wort und That konform werden, jemehr haben sie die Wahrheit und werden so auch unter sich konform werden." Daher das richtige Streben in der Kirche, mit dieser in der Schrift ausgeprägten Urform des Chri-

stenthums übereinzustimmen. Dieser Urform trete nur die menschliche Einseitigkeit und Sündhaftigkeit entgegen. Nur die Quantität der Wahrheit und ihrer Form, nicht die Qualität sei in den Gliedern der Kirche verschieden, da die letztre nur Eine sei. Qualitativ sei die Wahrheit nur von der Lüge verschieden, und eine Verschiedenheit der Christen in dieser Hinsicht weise nur auf Verschiedenheit des Quantums von Wahrheit und Lüge in ihnen. „An der Uebereinstimmung mit der H. Schrift und mit denen, die sie verstanden durch alle Jahrhunderte hin, — und ihre Uebereinstimmung mit der Heil. Schrift durch ihre Bekenntnisse dargelegt, sei daher das Maß der Wahrheit in den Einzlen zu erkennen. Je mehr wahres Christenthum, je mehr werde sich auch Uebereinstimmung im Bekenntniß entwickeln. Diejenigen, welche dieses anerkennen, müßten daher natürlich auf eine solche Uebereinstimmung dringen. Und wenn sie nun von anderen verlangen, daß sie ihre Form aufgeben, so wollen sie nicht, daß sie dagegen die eigene Form annehmen sollen, sondern die Form, welche der Wahrheit Kleid ist, aber nicht das Modekleid, sondern ihre alte, einfache Volkstracht, in der sie immerdar durch die moderne Welt hindurch geschritten, und immerdar hindurch schreiten wird."

Endlich warnt Sybel vor den zwei gefährlichen Klippen, an denen viele auf diesem Standpunkte scheiterten. Die erste sei der Hochmuth, wenn der Einzle die Wahrheit, die er als rechtgläubiger Christ in großem Maße haben könne, für seine eigne Wahrheit halte, anstatt sie jederzeit als ein Geschenk der Gnade zu betrachten; wodurch er nun aber alsbald aus der Wahrheit in die Lüge falle.

Die andere sei die, zu vergessen, die Form sei nur etwas durch ihren Inhalt, also: die todte Orthodoxie. Die Gefahr, an letztrer Klippe zu scheitern, sei besonders in unsrer Zeit groß; es sei leicht möglich, ein Heldengewand anzulegen, ohne ein Held zu sein, im Kleide der kirchlichen Wahrheit einherzugehen, eine kirchliche Sprache zu führen, ohne ihr Leben in sich zu tragen. Worauf er dann in einer Weise schließt, die ihm aller Herzen gewinnen mußte, und welche augenscheinlich

zeigt, wie bei seinem Uebergange auf das höhere Gebiet der Wahrheit des Herzens Liebe und Demuth dieselbe geblieben, oder doch die alte Liebe nur eine neue, heilige Liebe geworden: „Davor haben wir uns also zu hüten, sehr zu hüten, daß wir nicht scheinen wollen, was wir noch nicht sind, daß wir nicht da die Form der Wahrheit zeigen, wo wir ihren Inhalt noch nicht lebendig erfaßt haben. Auch unsre Schwäche in der Wahrheit sollen wir uns bekennen, das sollen wir vorzüglich hier in unsrem Verein thun, damit einer dem andren helfe und ihn fördre in dem Wesen der Wahrheit, damit jeder dann auch mit Recht ihr Gewand trage. Dahin gehe unser Weg, das sei unser Ziel, dahin suche jeder den andren in seiner Art zu führen, das sei unser Band! Aber auch dahin müssen wir streben, jeder in dem andern das Quantum der Wahrheit, wie groß oder wie klein es nun sein mag, zu entdecken, anzuerkennen, zu lieben und zu mehren."

Ich will nun dem Urtheil des Lesers über den theologischen Standpunkt Sybel's nicht vorgreifen. Jedenfalls aber sieht man, wie er in gründlicher, historischer und wissenschaftlicher Durchbildung, mit freiem, klaren theologischen Bewußtsein diesen Standpunkt einnahm, auf welchem er sich nicht allein mit der evangelischen Konfession, sondern mit der Kirche Christi überhaupt — und mit seinem innersten Lebensgrunde, in fester, freudiger Uebereinstimmung fand.

Irre ich nicht, so wird man auch die aufgestellten Sätze, so scharf und bedenklich einige derselben erscheinen, als im allgemeinen in der Wahrheit gegründet erkennen müssen, wenn gleich gar nicht zu läugnen ist, daß sie in ihrer Anwendung auf das Leben dem gefährlichen Mißbrauche kaum entgehen können.

Namentlich wird dem jüngeren, überhaupt grade dem wackeren, vielleicht noch von dem Weine des Evangeliums überwältigten Theologen schwer die Selbstverläugnung und Besonnenheit beiwohnen, überall das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das Göttliche von dem Menschlichen, das Nothwendige, Allgemeine von dem Freien und Eigenthümlichen richtig zu unterscheiden, und so im Umgange und Urtheil mit der Wahrheit auch die

Liebe und Gerechtigkeit zu verbinden, wenn er sich grade durch Sätze in dem obigen Sinne leiten läßt. Es wird wenigstens immer große Gefahr vorhanden sein, daß unter Händen des wohlgemeinten, zumal so wohlbegründeten Eifers dasjenige nun doch zur tödtenden Fessel werde, was freilich nur als Regel der Freiheit, als Bedingung des Lebens geltend gemacht wird. —

Gewiß, die Wahrheit ist nur Eine, und die christliche Wahrheit ist auch keine unbestimmte, von menschlicher Wissenschaft erst zu entdeckende; nein, sie ist ja die in Christo erschienene und geoffenbarte, die in der Heil. Schrift kund gemachte, der Kirche durch den Geist der Wahrheit anvertraute, und in deren einstimmigen Bekenntnissen bezeugte Wahrheit! Fern sei es daher, der nicht viel weniger unchristlichen, als unkirchlichen Willkür das Wort zu reden, womit man, zu ihrem unsäglichen Schaden! in der evangelischen Kirche so lange gelehrt und gelebt hat. Sobald aber die Regel der Wahrheit über das Eine und Allgemeine hinaus geltend gemacht, die menschliche Auffassung der göttlichen Offenbarung gleich gesetzt, oder auch in Nebendingen uniforme Sprache gefordert wird: so ist Gefahr, daß Tod gefunden wird, wo man Leben sucht.

Wir werden späterhin sehen, wie weit Sybel durch die seltene Verbindung der Liebe und des Ernstes in seinem Gemüthe, durch die Leitung des Geistes des HErrn, vor jenen Verirrungen bewahrt blieb, denen er zunächst schwerlich ganz entgehen konnte.

Wie gar anders (mit dieser wehmüthigen Bemerkung schließe ich diesen Abschnitt) würde die durch des HErrn Gnade zwar doch zu einem herrlichen Ziele geleitete, theologische Entwicklung Sybel's noch gediehen sein, hätten seine akademischen Schulen ihn von demjenigen ausgehen gelehrt, wozu er sich jetzt erst nach vielen Irrungen, wie durch ein Wunder der Gnade! hinarbeitete: zur Festigkeit in der kirchlichen und christlichen Lehre. So von dieser ausgegangen, in die Tiefe der christlichen Grundwahrheiten eingeführt, in dem festen, gediegenen Zusammenhang der kirchlichen Lehre heimisch geworden, dann aber auch von den Lehrern weise geleitet, wie in dem Nothwendigen fest, so in dem Freien frei zu sein: wie hätte dann auch er zu einer freien,

naturgemäßen Fortbildung der heilsamen Lehre das seinige beitragen mögen!

Doch fern sei es, an diesem Orte zu klagen oder anzuklagen, wo es vielmehr gilt, die Gnade des HErrn zu preisen, der es dem Aufrichtigen alle Zeit gelingen lässet, und Sybel zu einem so herrlichen Ziele führte!

Wir begleiten diesen nun in den

Kreis des amtlichen Lebens.*)

„Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt. Sie erhalten einen Sieg nach dem andern, daß man sehen muß, der rechte Gott sei zu Zion."
Ps. 84, 7. 8.

Sybel trat in seine neue amtliche Stellung, als Ordinarius der ersten Knabenklasse an der höheren Bürgerschule zu Potsdam, ein, bevor er noch diese große Veränderung seines inneren Lebens erfahren hatte. Indeß faßte er, wie wir bereits in seiner vorigen Stellung gesehen, den Beruf des Lehrers in seiner hohen Bedeutung mit großer Begeisterung auf. Ihm weihte er um so mehr jetzt seine ganze Kraft, als er damals in diesem Berufe fast seine Lebensaufgabe zu finden glaubte. Ueberdieß erkannte er es dankbar an, daß dieses, obwohl nicht grade hoch besoldete, Amt ihm zunächst auch den Eintrit in den Ehestand möglich gemacht, dessen Segnungen ihn in der That nur zu immer größerer Treue gegen sein Amt antrieben. Aber auch hiervon abgesehen, hatte Sybel bereits gelernt, Amt und Beruf unter allen Beziehungen obenan zu stellen. Hier fand er sich im Dienste nicht allein einer menschlichen Ordnung, sondern im Dienste seines HErrn, dem zu dienen die Lust seines Lebens war.

Meinem Wunsche gemäß wäre mir Sybel hier nochmals in die, um dieselbe Zeit verlassene Stellung als Ordinarius der ersten Mädchenklasse gefolgt. Hier würde seine Stellung gewiß um vieles leichter, genußreicher und auch von großem Segen begleitet gewesen sein. Indeß erschien ihm die Stellung als Lehrer

---

*) Vergl. oben Seite 192. ff.

der männlichen Jugend ernster und einflußreicher, seinem persönlichen Berufe angemessener.

Die besonderen Umstände dieser Stellung aber brachten es, im Vergleich zu der eben verlassenen, nothwendig mit sich, daß der Eifer und die Thätigkeit Sybel's dadurch ebenso einerseit gehemmt und erschwert, als andrerseit auch gestählt und angespornt wurde.

Die Einrichtung der Schule war damals bereits im Schwanken, von ihrer bisherigen Stellung einer gehobenen Bürgerschule zu einer höheren wissenschaftlichen Stufe hin, begriffen. Dieß konnte für die gesammte Anstalt während dieser Zwischenzeit unmöglich anders, als ungedeihlich sein. Grade dieser Mittelstand einer Schule, die weder einen gründlich wissenschaftlichen Aufschwung nehmen, noch sich im Kreise der eigentlichen Volksschule bewegen durfte, mußte Sybel am wenigsten zusagen. Demgemäß fand er auch das Publikum, in dessen Kreis die Wirksamkeit der Schule fiel, im allgemeinen in einer ebenso lauen, unbefriedigenden Stellung zu der Schule, ohne die ernsteren Anforderungen einer gründlichen Bildung und Erziehung der Zöglinge für Wissenschaft und Leben, wie er dieß in Berlin gewohnt gewesen. Endlich konnte ihn doch auch die wohlwollende, freundliche Aufnahme, die er auch bei dem jetzigen Lehrerkreise fand und fortwährend erhielt, nicht ganz für die höhere Einheit der Gesinnung und des Strebens entschädigen, die ihn ohne Zweifel in seiner früheren Stellung gehoben und getragen hatte. Vielmehr war es in dieser Hinsicht unvermeidlich, daß er jetzt in mancher wesentlichen Beziehung seinen Weg allein gehen mußte; und wenn ihn auch das fortgehend freundliche Vernehmen, in welchem er mit allen Amtsgenossen blieb, jeder unmittelbaren Behindrung überhob, ja ihn selbst vielfach zu Dank und Liebe verpflichtete: so konnte ihm dieß alles doch unmöglich Ersatz gewähren für den Segen eines in gleichem Ernst der Gesinnung und des Strebens verbundenen Vereines von Erziehern.

Wie überall, so namentlich in Ansehung der Jugenderziehung, strebte Sybel weit über das Gewöhnliche hinaus mit einer von oben gekommenen, und vielmehr von obenher sich läuternden Begeisterung, seine Aufgabe zu lösen. Er hatte seine

Jugend unter den Anregungen der großen vaterländischen Zeit verlebt, die großen Ideen derselben hatten in seiner Brust kaum den Glanz der jugendlichen Auffassung verloren, und wenn der zu christlichmännlicher Besonnenheit gereifte Geist auch vielfache und große Irrungen zu berichtigen fand, so hielt er doch die zum Grunde gelegene Wahrheit mit gleicher Treue fest.

Die Schule war Sybel Bildungsanstalt im weiteren Sinne des Wortes, so daß sich Unterricht, Anleitung und Erziehung gleichmäßig vereinigen, die vaterländische, christliche Jugend zur Lösung ihrer Lebensaufgabe im Vaterlande, und im Reiche Gottes heranzubilden. Diese Auffassung ist, Dank sei es der fortgeschrittenen Zeit, seit Jahrzehenden fast allgemein geworden. Sybel aber lebte und webte in dieser Aufgabe. Er faßte sie nach ihrem ganzen Inhalt und mit einem Ernste auf, der ihn überall persönliche Achtung, unmöglich aber überall Eingang finden ließ. Wo war und wo ist noch der sittliche Aufschwung jener großen Zeit, welcher die Jugend jenes Bildungskreises zu dem Ernst des Sinnes hätte erheben, zu der Enthaltsamkeit und Verläugnung des eitlen, dem Genusse und der Sinnlichkeit hingegebnen, Wesens geneigt machen, zu der Ausdauer der Willens- und Geistesarbeit hätte stählen mögen?

Indeß mußte grade der christliche Standpunkt, den Sybel schon bei seinem Anzuge in Potsdam einnahm, dazu dienen, ihn sich in die Zeit schicken zu lehren. So auf die Zeichen des Willens seines HErrn wartend, lernte er zwar nie, die Höhe jener Aufgabe vergessen, und gemach auf der Bahn des Alltäglichen einhergehen, aber auch in den höchsten Gebieten des Lebens sich selbst verläugnen, und die leisen Fäden, welche die Geburt des fernen Zukünftigen vermitteln, in Demuth und Liebe an die gottgeordnete Gegenwart anknüpfen.

Indem ich nun den Leser, so viel möglich, zur wirklichen Anschauung des Lebens und Wirkens Sybel's an dieser Bildungsanstalt *) führe, folge ich hierin zunächst der Mittheilung

*) Sie umfaßte damals in 5 Klassen 3—400 Knaben von dem frühesten Knaben- bis zum mittlern Jünglingsalter, aus den mittlern und zum Theil auch den höheren Ständen der Stadt.

eines werthen Freundes, damaligen Amtsgenossen Sybel's. Was dieser Freund als Augenzeuge berichtet, mag um so mehr als unpartheiisches Zeugniß gelten, als er selbst bekennt, Sybel während dieser Zeit übrigens weniger nahe gestanden zu haben, als er jetzt wohl wünschte. Er erzählt im wesentlichen also:

... „Sybel's Gestalt und Haltung flößte Vertrauen ein und gebot Achtung; sein lichtes Haar, das er gewöhnlich etwas lang trug, schmälerte nicht den ernstfreundlichen Ausdruck seines Gesichtes; die freie Stirn zeugte für deutsche Biederkeit; seine Bewegungen waren leicht und gewandt, und die Art seiner Bekleidung liebte er stets so, daß sie jene nicht hinderte. Er hielt sich stets in grader, freier Haltung, er gestikulirte im Sprechen wenig, sein Auge sprach um so mehr. Bescheidenheit zierte ihn, obwohl er selbst nur von einer gewissen Schüchternheit sprach, die ihm einwohne.

Bei näherer Bekanntschaft merkte man bald, daß nicht nur eine gewöhnliche gesellschaftlich-sittliche Richtung in ihm war, sondern ein entschiedenes Streben, sein ganzes Leben bis in die kleinsten Beziehungen durch wahrhaft christliche Sittlichkeit beherrschen zu lassen.

Bald war er seinen Mitarbeitern ein Muster von Strenge gegen sich selbst. Dabei aber rügte er es offen und ernst, wenn jemand über die Bestrebungen eines andren schmähsüchtig urtheilte, und ich danke ihm es noch, von ihm in dieser Beziehung öfter an das rechte Maß erinnert worden zu sein.

Sybel brachte schon eine entschiedene pädagogische Richtung mit, und zwar die, welche aus der Liebe zu Christo hervorgeht, in dem Knaben den einstigen Bürger des Himmelreichs heranbilden will; — ich vermogte damals nicht, ihn in dieser Beziehung zu fassen. Das Trennende aber, was zwischen uns beide trat, war grade das, was uns hätte verbinden sollen — das Religiöse, oder vielmehr Sybel's dogmatische Richtung. Sybel erkannte gewiß und wußte auch zu achten ein religiöses, christliches Streben in mir. Er hoffte von mir, daß ich über kurz oder lang wohl auf die rechte Bahn des Glaubens kommen würde, er gab mich gleichsam nicht auf. Er schrieb noch in der letzten Zeit an mich und begann seinen Brief: „Der Friede des

HErrn komme zu Ihnen! Das ist mein erster Wunsch für Sie; denn Ihr Brief ist ein Zeugniß davon, daß diese köstliche Gabe noch fehlt ..." und schließt dann den Brief: „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam, seu Ἀμὴν, ἀμὴν, λέγω σοι, ἐὰν μή τις γεννηθῇ ἄνωθεν, οὐ δύναται ἰδεῖν τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ."*)

Wir sprachen uns darüber aus, es hielt uns aber aus einander, und gewiß aus dem gleichen Grunde, aus welchem seine übrigen Kollegen ihm nicht viel näher traten, als es gleich anfangs in den ersten Wochen geschehen war.

Sein natürliches Wohlwollen gegen jedermann konnte er auch ihnen nicht entziehen, seine dogmatische Ueberzeugung aber trennte sie, und nöthigte ihn, in ihnen solche zu sehen, die des Heiles und der Gnade nicht nur ermangelten, sondern auch unterließen, darnach zu ringen; besonders in späterer Zeit trat dieß immer mehr hervor. Sie wurden einmal über das andre durch seine liebenswürdige Persönlichkeit angezogen, dann aber auch, wenn auch nur leise und fast unmerklich, wieder zurückgescheucht, welches letztere sogar einmal recht ernst gegen N. zu Tage kam.

Er pflegte mit diesem bei dem Ergehen auf dem Hofe unter den Schülern über religiöse Gegenstände zu sprechen. Hierbei geschahe es nun, daß Sybel bei einer Aeußerung von N. diesem gradezu sagte: „Das spricht aus Ihnen der Satan!" Der letztere war darüber entrüstet und schüttete sein Herz mir aus. Ich hatte Mühe, ihn hierüber zu besänftigen. Wie noch weit segensreicher, mögte ich sagen, hätte Sybel's Wirken, besonders auch in Hinsicht auf seine Mitarbeiter, sein mögen, wenn er mehr eingehend und gleichsam nachgiebiger sich zu Jedes religiösem Standpunkt herabgelassen hätte. Doch erinnere ich mich noch, daß wir alle mit ihm oft sehr froh gewesen sind; heiter im Gespräch war dann Sybel sehr mittheilend und für die Verhältnisse andrer, ob freudige oder traurige, hatte er immer ein offnes, theilnehmendes Herz.

Es war ihm bald eine liebgewonnene Idee, die hiesigen Lehrer näher zusammen zu bringen, und führte es auch in der

*) Joh. 3, 3.

Weise aus, daß ein Lokal ausfindig gemacht wurde, in welchem wir uns wöchentlich einmal versammelten, und in freier Unterhaltung einander genießen und fördern wollten; es zerschlug sich dieß aber bald wieder.

Uns Lehrer an der Anstalt vereinigte er bald auf eine andre Art. Es war ihm nämlich bei seinem Unterrichte in den niedern Klassen aufgefallen, wie wenig sich das eingeführte Lesebuch für die Schüler eignete. Seine Klage hierüber brachte den übrigen Lehrern die gefühlten Mängel in gleicher Beziehung erst recht zum Bewußtsein, und wir alle folgten willig seinem Vorschlage, ein Lesebuch zu sammeln. Die Prinzipien hierzu hat Sybel selbst in der Vorrede zum ersten Theil des preußischen Lesebuchs angegeben. Wir kamen alle vierzehn Tage einmal zusammen, und jeder trug für die Sammlung passende Stücke vor, die dann zur Aufnahme die Stimmenmehrheit erhalten mußten. Mit beharrlichem Eifer und Fleiß förderte er dieß Werk, und wir hatten bald mit ihm die Freude, den ersten Band gedruckt und auch bald in mehrere Schulen eingeführt zu sehen.

Seinen Schülern wollte Sybel, in heiliger und ernster Liebe zu ihnen, Lehrer und Erzieher sein. Für Autorität hatte er nicht ernstlich zu sorgen: er war jedem imponirend durch seine sittliche Würde, stets gleich bleibenden, liebevollen Ernst und entschiedene Willenskraft, die nicht mehr das hohe Ziel, ein Jünger Jesu zu sein, aus dem Auge verliert. Aber die sündliche Natur des gefallenen Menschen erkennend, ließ er mit wehem Herzen dem Gesetze sein Recht. Jede Strafe vollzog er mit heiligem Ernst nach reiflicher Ueberlegung. Wie segensreich er hierdurch wirkte, vermag ich durch Beispiele nicht zu belegen, da den Schülern, die in dieser Beziehung seine ernste Liebe empfangen haben, es wohl erst später zum Bewußtsein kommen wird; doch hörte ich erst kürzlich von einem jetzt 14—15jährigen Schüler das schöne Bekenntniß, daß er wissentlich nie wieder gelogen habe, seitdem Sybel ihm als kleinen Schüler bei einer begangenen Lüge das Schreckliche der Folgen der Lüge vorgestellt, und ihn deshalb gestraft habe. Im äußersten Falle griff Sybel auch zur Züchtigung mit dem Stocke, widerrieth aber einem jeden

seiner Kollegen, mit der Hand den Knaben in das Gesicht zu schlagen. Für kleine Vergehen führte Sybel auch wohl Ordnungsstrafen ein, die in kleinen Geldzahlungen bestanden, die sich die Schüler, namentlich aber seine Pensionäre, von ihrem Taschengelde erübrigen mußten. Es wurde dann nach einiger Zeit das so eingegangene Geld an die Armen überwiesen, auch wohl an die Mission — und gewiß war darunter auch manches Stück Geld, mit dem er sich selbst gestraft hatte; denn er fing stets damit an, daß er das, was er von andren verlangte, zuerst selbst auf das gewissenhafteste erfüllte. Er kam auch später darauf, sich von einzelen seiner Schüler Mittheilungen über das Verhalten ihrer Mitschüler machen zu lassen. Ich glaube, daß dieß Gehässigkeit erzeugte, und wie mir es schien, wurden die Schüler nicht heimisch in der Anhänglichkeit und Liebe zu ihm. Sie sahen keine Schwäche an ihm, fühlten aber auch das Großartige seiner Liebe nicht. (Ich spreche hierin aber nur meine subjective Ueberzeugung aus; es kann vielleicht anders gewesen sein; ich hatte nicht Gelegenheit genug, das Verhältniß Sybel's zu seinen Schülern genau kennen zu lernen.)*) Sybel's

*) Nach meiner Ueberzeugung konnte jener Mangel der Anhänglichkeit nur bei denjenigen Schülern stattfinden, die gegen einen sittlichen Einfluß, wie ihn Sybel bezweckte, bereits zu verhärtet waren, seinen väterlichen Bemühungen wenigstens innerlich Trotz und Eigenwillen entgegensetzten, oder die ihn auch durch größere Vergehungen zu disziplinarischen Maßregeln nöthigten, wie sie in einem schlaffen Zeitalter unmöglich die Billigung und Unterstützung aller Eltern finden konnten. Jeder Sachkundige sieht, hier konnten Schwierigkeiten zu überwinden sein, an denen wenigstens theilweise jede pädagogische Kunst, Kraft und Liebe scheitern mußte; namentlich auf die Dauer einiger wenigen Jahre, während welcher die Meisterschaft in jener größesten der Künste auch gar nicht zu erreichen stand.

Mit dem obengedachten Verfahren aber hat es thatsächlich folgende Bewandtniß. Das Laster der heimlichen Sünden hatte auch zu einem Kreise der Anstalt Eingang gefunden. Diese würdigte die Größe der Gefahr, einige Zöglinge wurden alsbald von der Schule verwiesen. Damit aber war das Werk des „Mörders von Anfang" (Joh. 8, 44.), welcher den gedeihlichsten Herd seines verzehrenden Wirkens in den geschlechtlichen Sünden, vor allem

Disziplin in den Lehrstunden war gewiß eine musterhafte. Er betrachtete die Schule nicht nur als ein Institut des Lernens, sondern hauptsächlich auch als eine Anstalt des Erziehens der Kinder zu Christen. Auch wurde etwas ordentliches bei ihm gelernt. Seine Aufgaben, die er den Schülern gab, waren reiflich überlegt und daher den Kräften der Kinder angemessen; gegen Faulheit war er unerbittlich. Seine eigenen Schulobliegenheiten erfüllte er selbst auf das gewissenhafteste und verlangte dieß auch nach Kräften von seinen Schülern. Nach angestrengter Thätigkeit gönnte er ihnen auch gern die rechte Erholung. Er sann darauf, sie auch hierbei nützlich zu beschäftigen, er leitete ihre Spiele und ging im Sommer sehr oft mit ihnen aus in's Freie, suchte durch Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte ihre Liebe zum Vaterlande zu wecken; er lehrte sie deutsche Lieder singen und wußte sie zu bewegen, daß sie sich selbst gute Liederbücher anschafften und die Lieder im Chorgesange übten. Zu

---

in jenen heimlichen Jugendsünden findet, nicht aufgegeben! Noch waren die feurigen Pfeile des Bösewichts in vielen anderen Zöglingen zurückgeblieben. Leicht konnten der Anstalt noch größere Opfer fallen, es war die größeste Wachsamkeit nöthig! Wer nun die Schwierigkeiten des Verfahrens unter solchen Umständen kennt, die Heimlichkeit, mit der die einmal von jenem Gift des Mörders infizirte Jugend dem Auge des Wächters sich zu entziehen weiß, wird auch begreifen, wie die erziehende Liebe eines Mannes, dem nichts so fremd war, als alles heimliche Wesen, sich eben zur Ueberwachung jener heimlichen Sünden gleichsam eines isopathischen Gegenmittels bedienen konnte, wenn er die zuverlässigeren unter den Knaben als Wächter gegen einen Feind benutzte, dem einstweilen nicht mit den gewöhnlichen Waffen zu begegnen war, Sybel brachte aber, indem er diese Maßregel ergriff, ein Opfer, zu dem er sich gewiß erst nach der reiflichsten Ueberlegung entschloß. — Gern würde ich übrigens diesen, der Erinnerung des werthen Freundes, wie es scheint, nicht mehr völlig gegenwärtigen, Punkt ganz hinweggelassen haben, wenn er mir nicht grade Gelegenheit gab, ein vielleicht weiter verbreitetes Mißverständniß zu beseitigen. Irre ich nicht, so machte Sybel auch vor den Schülern selbst kein Hehl daraus, daß sie damals stets bewacht sein würden. Hierdurch allein würde aber das Anstößige der Maßregel ganz hinwegfallen.

persönlicher Tapferkeit und beharrlicher Ausdauer in der Ertragung von Mühseligkeiten und Anstrengungen hat er gewiß bei manchem den Grund gelegt — wie er auch Winter und Sommer ein geübter Vorturner war. Er sah es gern, wenn die größern Schüler auch außer der Schulzeit ihn aufsuchten; er hatte deshalb einige Abendstunden in der Woche dazu bestimmt; dann las er ihnen Lehrreiches und Erweckliches vor und suchte sie zu bewegen, sich darüber zu äußern. Oft auch suchte er die Eltern einzeler Schüler auf, gewiß davon ausgehend, daß der Lehrer auch ein Seelsorgeramt habe, gleich dem Geistlichen, und nicht selten geschah es dann, daß die Eltern, um deren Kinder er gekommen war, sehr bald an ihm einen ernsten Freund besaßen ..."

Hierauf schließt die Mittheilung des werthen Freundes mit den Worten: „Daß ich Sybel grade so gefaßt — ich mogte und durfte aber nicht schreiben, was die Erinnerung nicht brachte — wird Ihnen zur Darstellung seiner Persönlichkeit ein Beleg mehr sein, wie Sybel unter uns in vielen Beziehungen einzig und musterhaft gewesen ist."

Fast dürfte aber diese Mittheilung allein hinreichen, den Leser zu vermögen, sich in Verbindung mit dem früher Erzählten ein anschauliches Bild der schulamtlichen Thätigkeit Sybel's zu machen, zumal da sich nachmals doch erwies, daß die Vorsehung ihm dieses Amt nur als ein durchgehendes geordnet hatte. Ich beschränke mich daher darauf, noch einige, sein Schulamt betreffende, Stellen von Sybel's Hand mitzutheilen, und hieran nur einige ergänzende Bemerkungen zu knüpfen.

In einem Briefe an die Kränzchenfreunde vom 21. März 1832 drückt er einige Gedanken aus, die mit der vorerwähnten Abfassung des preußischen Lesebuches in genauer Beziehung stehen und zugleich ein Zeugniß seiner wohlgegründeten pädagogischen Ansichten geben:

... „Der ***sche Kinderfreund hat seiner Zeit gewiß viel Gutes gethan, aber ich glaube nicht, daß er unseren Anforderungen an Volksbildung und Erziehung mehr genügen kann. Seine Erzählungen liegen zu sehr auf dem dürren Gebiete des Lebens, erregen und beleben die Kinder zu wenig. Ein Kind lernt auch

besser lesen, wenn es, nachdem es die ersten Schwierigkeiten in einer Fibel überwunden, von dem Inhalte seines Lesebuches angezogen wird. Sein Lesebuch muß sein Lebebuch werden. Die späteren Abschnitte, z. B. die brandenburgische Geschichte ist durchaus unpopular geschrieben, besonders für Landkinder. Außer der religiösen Poesie ist gar nichts Poetisches darin. Volkslieder gehörten auch hinein. Hebel hätte solch' Buch schreiben müssen ..."

Ich füge hier gleich einige Stellen aus einem charakteristischen Briefe hinzu, den Sybel zwei Tage später an dieselben Freunde richtete, ohne mich hierbei ganz auf den uns jetzt leitenden Gesichtspunkt zu beschränken.

... „In der Nacht hatte ich einen wunderlichen Traum. Baur und ich waren zu Eiselen in eine erschrecklich seichte Kaffeegesellschaft geladen. Als wir von ihm gingen, sprachen wir über den Gegensatz dieses und des Turnlebens, und der Gedanke, daß das alles gewichen sei, was mit demselben so herrlich aufzublühen anfing, brachte uns zu den bittersten Thränen. Eiselen kam hinter uns, hörte noch von unserm Gespräch und weinte mit uns. Ich erwachte mit den Gefühlen des tiefsten Schmerzes. Der Traum stand im Zusammenhang mit Tagsgedanken. Mir fehlt hier immer ein öffentlicher Turnplatz, wo ich zu jeder Zeit hineilen und mich körperlich mühen könnte. Eine Freistunde, Nachmittags von 2—3 Uhr, die zum Arbeiten sehr ungeschickt ist, benutze ich schon lange zu turnerischen Uebungen, leider in der Einsamkeit. Bisher bestanden sie nur in Laufübungen, besonders bergan. Jetzt verbinde ich auch Armübungen. Ich sammle Steine und werfe rechts und links, in die Weite und nach dem Ziel. Heut habe ich mich auch mit sehr großen Steinen auf einen ziemlich hohen Berg hinauf gemüht. Nach solchen Mühen fühle ich mich gar frisch und freudig." *)

---

*) Aehnliche Uebungen blieben Sybel bis in sein letztes Lebensjahr eine jugendliche Lust, die er sich gern gewährte, wenn er nicht fürchten durfte, irgendwie Anstoß damit zu geben. Neben seinem Arbeitspulte, an welchem wir ihn bald mit täglicher Inbrunst beten und arbeiten sehen werden, hatte er jederzeit ein Paar tüchtige Armstärker, die er gern in kräftigen Schwingungen kunstgemäß

Meine Programmschrift ist fertig geschrieben und wird nun gedruckt werden. Mir kommt es selbst ganz wunderlich vor, daß ich unter die Presse soll und dann in's öffentliche Leben. Ich denke immer: So'n d..... K... — Mit meinem Doktorwerden ist's mir auch leid geworden. Mir kommt es jetzt weit bürgerlicher und schlichter vor, bloß Herr Sybel zu heißen. Die Wissenschaftlichen kommen sich so zu unsrer Zeit wie eine adliche Kaste vor, und solch' wunderliches Dr. vor dem Namen mögte ein dem „von" verwandtes Blut geben. Es gefiel mir neulich gar sehr, als die Akademie anzeigte, in einer öffentlichen Sitzung hätten Herr Schleiermacher, Herr Ancillon u. s. f. gelesen ..."

Den 25. März. „Heut hab' ich wieder einen schönen Sonntag verlebt. Als ich früh mit Berta in's Wohnzimmer kam, war das Klavier von unsern Knaben mit unsern Blumentöpfen und mit dem Christusbilde dazwischen sehr schön geschmückt. Seit einigen Sonntagen erfreuen sie uns durch solchen Schmuck, und es weiß dann gleich jeder im Hause, daß Sonntag ist. Um zehn wanderten wir alle in die Kirche, auch Berta, die nun vor ihrer Niederkunft das letzte Mal dort gewesen. Das alles stimmte so feierlich. Wir sangen dort das Lied: In allen meinen Thaten. Berta lag dabei ihre schwere Stunde im Sinne, und sie ward oft zu Thränen bewegt. Nach der Kirche machten wir zwei einen Spaziergang, dann folgte das friedlich stille Mahl, wo wir grade auf einige Gedichte im Gespräch kamen, die dann gelesen wurden. Nach Tische blätterte ich in meinen alten Papieren, meist Auszügen, die ich mir aus Gelesenem gemacht, umher, und manches Wort ergriff mich wieder mit neuer Kraft. Auch die Auszüge aus Solger's Schriften fielen mir in die Hände, und regten mich an. Nur Eins seiner Worte: „Glau-

---

bewegte. Auf seinen Spaziergängen steckte er noch in L. gern ein geeignetes Seil in die Tasche, um unter bergenden Bäumen sich einige Augenblicke in munteren Sprüngen zu ergehen. Gewiß, Sybel war kein Pietist; oder aber er war es, aber ein Pietist ist etwas ganz anderes, als die Welt sich denkt, und diejenigen haben in jeder Hinsicht kaum ein Schattenbild von Sybel, die sich unter ihm einen ärmlichen Pietisten in ihrem Sinne vorstellen.

ben und Wissen widerstreiten sich darum nicht, weil man nur dem Wissenden glaubt." Mich erwärmt solch' ein Gedanke. Ich stehe in Demuth vor dem Wissenden, vor Gott, und lausche seinem Worte, und nehme es kindlich an. Und wenn ich's darnach näher beschaue, mir's zerlege und erkenne, wie das Alles ist und warum, dann staune ich noch bewegter die Wahrheit an, die ich nun nicht bloß glaube, sondern auch weiß. — Nicht, daß ich's schon ergriffen hätte, aber ich strecke mich darnach. — Der Geist erforschet die Tiefen der Gottheit. Und das zu aller Zeit, aber immer in andrer Form, von einer Klarheit zur andren. Es ist mit dem Wissen, wie mit dem Glauben. Er geht vom Glauben in den Glauben, und so fort, und so das Wissen vom Wissen in das Wissen. Das Kind ist ein Mensch, der Jüngling, der Mann. — Im Wissen ist kein Hochmuth,*) es ist Demuth, Verläugnung seiner selbst, Eingehen in die Wahrheit. Drum macht die Wahrheit frei, weil sie uns von den Vorstellungen des selbstischen Verstandes befreit. Dann hab' ich eine Stunde in Schwarz Erziehungslehre, im ersten Theile der Geschichte der Erziehung, gelesen. Ich kann diesen ersten Theil nicht genug empfehlen. Da lernt man aus der Geschichte. Da trit das Werden der Idee der Erziehung vor uns, da ist Einheit des Idealen und Realen, und die Erkenntnißquelle der objektiven Wahrheit. Daß man wunderlicher Weise immer meint, die Geschichte gebe nur eine niedere, empirische, wie man sich ausdrückt, Erkenntniß. Allerdings, der eine sieht den Baum an und sagt nachher: Das ist ein Ding, das einen Stamm, Zweige und Blätter hat; der andre schaut in ihm die Kulmination des Pflanzenorganismus, sieht in ihm den Spiegel alles Pflanzenlebens in kleineren Rahmen, und spricht anders von ihm. Es kommt auf's Auge an!"

Hierauf bleibt er bei der Erziehungsgeschichte von Sparta stehen, wobei Schwarz der Knabenliebe, und der Freundschaft, als Bildungsmittels von „eigner, uns fast unverständlicher Art" gedenkt, und unter andern erwähnt, „daß man in Sparta einen

*) Gewiß, bei einem Wissen, welches sich in Demuth vor den Geheimnissen des Allwissenden beugt, von ihm zu lernen trachtet!

Bürger strafen konnte, weil er nie einen Knaben geliebt, und einen anderen, weil aus seinem Geliebten ein feiger Mensch geworden." Mir, bemerkt Sybel hierzu, fiel die Aeußerung „uns fast unverständlicher Art" auf, weil ich mich erinnere, daß im Turnleben, was doch wahrlich kräftig genug war, etwas Aehnliches stattfand. Mit welcher schwärmerischen Liebe hingen wir jüngeren an den älteren! Und hatten sie nicht gegen uns auch eine äußere Zärtlichkeit? In Hoffnung, daß wir einst tüchtig würden, liebten sie uns; wir sie, in Sehnsucht, zu sein, wie sie. Es war eine wunderbare Zeit! ..."

Das oben erwähnte erste Progamm, welches Sybel zu der öffentlichen Prüfung der Schule im Frühjahr 1832 schrieb, mag, nebst dem im folgenden Jahre zu gleichem Zwecke verfaßten, als ein öffentliches Zeugniß dessen angeführt werden, was Sybel hätte werden und leisten mögen, wäre es ihm geordnet gewesen, die pädagogische Laufbahn weiterhin zu verfolgen.

In dem letzteren legte er, eine Frucht früherer Studien, das System der Erziehung des großen Lehrers Amos Komenius auf eine sehr anziehende Weise dar. Ohne Zweifel hat dieses gern gelesene Schriftchen hie und da einen Forscher angeregt, eine weitere Bekanntschaft mit den Schriften des Komenius zu suchen, eines Mannes, der recht geeignet ist, das große Erstaunen zu mildern, mit welchem so mancher neuere Pädagoge ein geringeres Fündlein als höchsteigne, dem 19ten Jahrhundert vorbehaltene Entdeckung betrachtet.

In dem ersten Programm aber giebt er „Andeutungen über Mängel und Verbesserungen im öffentlichen und häuslichen Erziehungswesen."

Da dieser Aufsatz eines genügenden Auszuges nicht wohl fähig ist, so möge hier wenigstens dessen Eingang eine Stelle finden:

„Die Menschen gehören einem irdischen, vergänglichen und einem geistigen, ewigen Leben an. Hiernach hat sich unter ihnen ein Verein für ihr irdisches Wohl, für den Frieden des Leibes, und ein Verein für ihr ewiges Wohl, für den Frieden des Geistes, geschlossen. Jener ist die bürgerliche Gemeinschaft, der Staat, dieser die kirchliche, die Gemeinde. Wie nun Leib und Geist in der Person des Menschen Eins und ihre Grenzen

schwer zu bestimmen sind, so bestehen auch jene Gemeinschaften ineinander und bilden ein Ganzes. Dieses Ganze ist ein lebendiges Uhrwerk, jeder einzele Mensch daher ein Glied seines Getriebes. Nur bei geordneter Thätigkeit eines jeden Gliedes besteht die Ordnung des Ganzen, nur so gedeiht irdischer und himmlischer Friede unter den Menschen. Da aber eine geordnete Thätigkeit bestimmte Gesinnungen, Tugenden, Erkenntnisse und Fertigkeiten erfordert, und solche nicht ohne besondre Mittheilung und Pflege erworben worden, so sind auch schon frühe Anstalten unter den Menschen gestiftet, die das heranwachsende Geschlecht dadurch zu tüchtigen Gliedern des Staats und der Kirche bilden sollen, daß sie ihm die Gesinnungen, Tugenden, Erkenntnisse und Fertigkeiten, deren ein kräftiger Staatsbürger und ein Gemeindeglied bedarf, mittheilen.

Seit der Reformation sind solche Anstalten nicht nur für gewisse, sondern weil der Protestantismus zur Erlangung des ewigen Friedens nur bewußte und selbstständige Glieder der Kirche fordert, für alle Stände der menschlichen Gesellschaft errichtet worden. Das ist also der alleinige und wahre Zweck aller Schulen: die Jugend zu tüchtigen Gliedern des Staats und der Kirche zu bilden. Nur eine entweihende Absicht läßt den Knaben und Jüngling die Schule besuchen, damit er als Mann durch die Welt komme, sich sein Brot erwerben, Ehre und Ansehen erlangen könne. Leider haben aber die Schulen, indem sie ihren Zweck einseitig ausführten, selbst dazu beigetragen, daß diese kleinliche Ansicht sich verbreitet hat. Seitdem Schulen bestehen, haben sie sich damit begnügt, Lehranstalten zu sein, nur Erkenntnisse und Fertigkeiten für's bürgerliche und kirchliche Leben mitzutheilen, ohne die wichtigste Seite des Lebens, den geistigen Grund desselben, die Gesinnung und ihre Offenbarung, die Tugend vorherrschend in ihren Zöglingen zu bilden. Das ist schon die Klage des großen Reformators der Schulen, der im Anfange des 17ten Jahrhunderts wirkte, des Amos Komenius. Hier seine allerdings nach der Weise jenes Zeitalters etwas starken Worte darüber: „„Auf Frömmigkeit und Sittlichkeit wenden die Schulen die geringste Sorge, daher gehen denn auch statt sanfter Lämmer wilde Esel und ungezähmte

Maulesel aus ihnen hervor, und die Schüler bringen statt der Anlage zur Tugend nur einen geschminkten Anstand ihrer Sitten, einen vornehmen, ausländischen Schmuck und zu allen weltlichen Eitelkeiten geübte Augen, Hände und Füße mit hinaus. Wie wenigen dieser in den gelehrten Schulen (niedere Schulen gab es zu jener Zeit noch fast gar nicht) gebildeten Menschen kömmt es in den Sinn, den übrigen Vorbilder zu sein in der Selbstbeherrschung, Keuschheit, Demuth, Menschenfreundlichkeit, im Ernste, in der Geduld und Enthaltsamkeit? Woher das, als weil auf Schulen nicht nach Sittlichkeit gefragt ist."" Und das ist der Vorwurf, den wir auch noch zu unsrer Zeit dem größten Theile der Schulen machen müssen, daß sie einseitig die Kenntnisse und Fertigkeiten, nicht aber die Gesinnungen und Tugenden in der Jugend ausbilden, daß sie den Kopf üben, aber das Herz vernachlässigen, daß sie mehr abrichten, als eigentlich erziehen."

Hierauf bezeichnet er als Grundursach des Uebels dieses, daß von den meisten Lehrern das leichtere Geschäft des bloßen Lehrens der schwereren, alle Kräfte des Geistes in Anspruch nehmenden, erziehenden Thätigkeit vorgezogen werde, welche letztre freilich auch über den Kreis der bloßen Schulstunden hinaus sich fortsetzen und vollenden müsse. In letztrer Hinsicht sei daher inniges Zusammenwirken der dem Schulamte hingegebenen Lehrer mit den Eltern unerläßlich.

Solle diese Thätigkeit aber einen gedeihlichen Fortgang haben, und der große Bildungszweck der Schulen erreicht werden, so müsse, wird demnächst dargelegt, christliche Frömmigkeit wiederum die Seele auch des häuslichen Lebens werden; so müsse kindlicher Gehorsam und heilige Ehrfurcht gegen die Eltern und Lehrer wieder herrschend werden, nachdem an die Stelle eines knechtischen Verhältnisses nur zu sehr ein herrisches, selbstisches Wesen der emanzipirten Jugend getreten, und der Leichtsinn unweiser Eltern lange dazu geholfen habe, daß die Jugend ihren Lehrern ebenso geringschätzig begegnen lernte, als den Eltern; so sei endlich Wahrhaftigkeit wieder an die Stelle des lügnerischen Wesens zu setzen, worin die Schüler nicht selten von den Eltern selbst gestärkt würden, und sei die Jugend dahin zu leiten, daß sie den Kreis der Schule als

den ihres Berufes betrachten, und ihm mit heiliger Treue obliegen lerne. —

Man kann mit Wahrheit sagen, daß Sybel mit aller Kraft, die ihm gegeben und im Gebete zu erringen war, dahin strebte, alle die Pflichten eines Lehrers zu erfüllen, wie er sie selbst als dessen Obliegenheit erkannte. Ja sein freudiger Eifer, die Liebe zu einem Amte, das ihm über alles theuer war, führten ihn weit über den Kreis der äußeren Verpflichtung hinaus. Wie der treue Mann des Wehrstandes Blut und Leben unbedenklich einsetzt, wenn es auch nur die Gränzen des vaterländischen Lebens gegen den äußeren Feind zu wahren gilt: so gab er mit Freuden alle Lebenskraft da zum Opfer, wo es die theuersten Güter des Vaterlandes, die geistige Bildung seiner Jugend, zu fördern und zu pflegen galt.

An B. schreibt er zu Ende des Jahres 1831:

„Mit meinen Schülern geht es mir noch nicht so, wie ich wünsche. Ein guter Theil derselben thut seine Pflicht, doch nicht ohne Eitelkeit oder Philisterei. Das innige Anschließen, das Leben im Lehrer fehlt doch. Unser Zeitgeist ist wohl daran schuld, aber auch mancher Fehler von meiner Seite. Auch müßte ich eine Klasse ganz allein haben, wenn es dahin kommen sollte. Meine Spaziergänge setze ich regelmäßig alle Sonnabend fort, doch hat sich der Sinn dafür unter den Schülern sehr verloren. Das Potsdamer Philisterthum, die schlaffe Lust des Heimhuckens ist dagegen. Etwa acht Schüler harren aus, und das ist mir schon genug. Im neuen Jahre will ich etwas anderes versuchen, mir einige Schüler näher zu stellen. Alle Sonnabend Abend will ich die tüchtigsten zu mir laden, sie sollen mit uns essen, und nach Tische soll gesungen, gelesen oder Schach gespielt werden ...“

Nach einigen Wochen berichtet er schon über diese Zusammenkünfte, denen er im Winter drei Abendstunden widmete, und klagt nur über die Schwierigkeiten, eine recht anregende Unterhaltung mit den jungen Leuten zu führen.

Noch im Sommer 1834 unternahm er eine große Wanderung nach Groß-Beeren, wovon er 27. August schreibt:

... „Ich bin an diesem Sonntage (ohne Zweifel dem Jahrestage der Schlacht) mit meinen Schülern in Gr.-B. gewesen.

Das bringt mir die alte Turnzeit immer wieder näher. Wie doch der Turnplatz auf so leichte Weise das leistete, was unsre Schulen nie leisten! Meine Schüler können nichts singen, und haben wöchentlich zwei Singestunden. Wir Turner hatten keine Singestunden, aber wir sangen mit Lust und Leben ..."

Aus einem, fast gleichzeitigen Briefe entnehme ich noch eine Stelle, welche zeigt, wie Sybel in seiner jetzigen Stellung getreulich ausharrte, bis an's Ende.

... „Mein Schulberuf ist mir noch immer lieb und werth, wenn ich auch daran denke, ihn über kurz oder lang, wozu zwar noch keine bestimmten Aussichten sind, zu verlassen. Der Schulmeister darf aber nie Früchte greifen wollen. Die Saat reift spät. Andre begießen, andre ärnten. Aber es mag auch mancher andre die Saat wieder ausreißen, zumal sie oft kaum Wurzel hat. Und wie viel fällt auf den Weg! Und wie oft hätte der Weg ein gut Land werden können, wenn der Ackersmann den Pflug kräftig eingesetzt und an der rechten Stelle begonnen hätte. Gar viele Schüler haben mich nun schon am Schluß eines jeden halben Jahres verlassen, es könnte mir das Scheiden gewöhnlicher und gleichgültiger werden. Als aber Dein Bruder J. schied, mein letzter Karbe, schnitt es doch gar tief ein. Eine Linderung des Scheideschmerzes ist mir durch die lieben Briefe von H. und J. geworden. Ich hoffe, wir werden einander treu bleiben. Ob es mir mit anderen Zöglingen auch so gehen wird? ..."

Die letzten Worte dieser Stelle leiten uns, indem sie sich zumeist auf einige nähere Zöglinge des häuslichen Kreises beziehen, schon zu dem folgenden Abschnitte hin. Und so beschließe ich die Darstellung der schulamtlichen Thätigkeit Sybel's in der festen Zuversicht, daß ihn der „kommende Tag" bleibende Früchte derselben sehen lassen wird. War es ihm nicht vergönnt gewesen, in nicht ganz vier Jahren seiner Schulamtsführung so Außerordentliches zu leisten, wie er in der fast gleichen Dauer seiner Stellung im Pfarramte bewirkte, so lag dieß weniger noch an seiner geringeren Durchbildung namentlich in christlich-religiöser Hinsicht, als in seiner beschränkenden Stellung, die eine freie

Entwicklung seiner nicht gewöhnlichen pädagogischen Talente unmöglich machte.

Sybel im Kreise des häuslichen Lebens.

„Deine Rechte sind mein Lied in meinem Hause!" Ps. 119, 54.

Schon oben weissagte meine Feder sich, daß der Leser das Bild des häuslichen Glückes unsres Sybel voraussehen werde. Und gewiß hat der Kreis seiner Ehe und des häuslichen Lebens, unter der segnenden Hand des huldvollen, leutseligen Gottes,*) hier eine Lieblichkeit und Tugend zugleich entfaltet, wie sie dem Auge des Menschen nur selten begegnet. Hier war der Ort, wo das überreiche Gemüth Sybel's die ganze Fülle seiner Liebes- und Lebensblüten frei entfalten, wo der Schatz seiner eigenthümlichen Kraft und Gesinnung sich nach allen Seiten hin darlegen und ausgestalten konnte. Wie der Wandervogel, wenn er, dem dunklen Sehnen folgend, endlich eine Stätte seines Bleibens gefunden, sich freudig aufschwinget zu dem bergenden Orte, da er nach eigenthümlicher Art und Kunst sein Nestlein baue, wo er unter dem wölbenden Himmel, über dem Teppich der Erde, des Strahles der Früh- und Abendsonne sich freue, wo er genieße, walte und zeuge von dem Fünklein der Lebenskraft, die er in der unermeßnen Schöpfung Gottes sein nennet: so mußte Sybel hier im Schooße des Hauses, da er, unter der bergenden Hand Gottes, sich an der Hand der geliebten Gattinn fand, die Pulse seines Lebens und Wirkens am höchsten schlagen fühlen.

Alsbald umschloß ihn ein Kreis der bildsamen Jugend, der theuren Verwandten, der unter seinem Einflusse wohlleitsamen Dienstleute, bald wurden ihm auch der erste und der andere Sohn geboren: welch' ein weites Feld für seine freieste Wirksamkeit!

Fassen wir aber zuerst den äußeren Umkreis seines Hauses näher in's Auge, so waren ihm die früheren Zöglinge der Karbe'schen Familie gefolgt, imgleichen seiner Frau die ihr bisher vertraut gewesene Tochter dieses Hauses. Bald folgte

*) Tit. 3, 4.

diesen Geschwistern noch ein älterer Bruder in den beglückenden Kreis des Hauses, bis der Ruf des HErrn diesen als Diener seines Hauses abrief; auch noch einige andere Schüler der Berliner Realschule folgten dem geliebten Lehrer nach Potsdam, um als Zöglinge seines Hauses aufgenommen zu werden. Späterhin schied wohl einer und der andere dieser Zöglinge, um einer weiteren Bestimmung zu folgen, indeß war die Lücke jederzeit alsbald geschlossen; ja es bedauerten oft Eltern, die einen Sohn gern in einen so gedeihlichen Bildungskreis versetzt hätten, daß Sybel ihren Wunsch, um nicht über seine und der Hausfrau Kräfte hinaus zu gehen, nicht gewähren konnte.

Endlich hatte Sybel gleich anfangs seine, auf eine Weile zum freien Bewußtsein genesene Mutter, die einzige Schwester und die Mutter der Frau mit in den Kreis seines Hauses aufgenommen.*) Es waren ihm hierüber zuvor von Freunden wohlbegründete Vorstellungen gemacht worden; aber theils hatte er noch der Macht der Liebe des armen Menschenherzens zu unbedingt vertraut, und die Macht der Willkür entgegenstehender, in der Unfreiheit noch immer freier, Herzen zu wenig in Rechnung gebracht, theils hatte seine kindliche Frömmigkeit es für unthunlich gehalten, die eine Mutter in den häuslichen Kreis aufzunehmen, ohne die andere. Hieraus entsprang ihm und der Hausfrau bald genug bittres Leid und schwere Sorge; das Schmerzlichste für Sybel wohl dieß, die Gränzen der Macht der Liebe an sich selbst erfahren, und die geliebtesten Verwandten wieder scheiden lassen zu müssen.

Nachdem aber die eigne Mutter nochmals seelenkrank geworden, und, ach im gebundenen Zustande des Geistes! gestorben, nahm er die bis dahin von seiner Hand treu versorgte Schwiegermutter bis an ihr Ende in sein Haus auf, wo auch die geliebte Schwester jederzeit die gastliche Aufnahme fand.

Schon hieraus wird der Leser entnehmen, wie es eine höhere Freude sein mußte, der Sybel entgegenging, als die Flitterlust der ersten Wochen, wenn seine Seele, im Bewußtsein

*) Erstere hatte zwar, da Sybel's Wohnung nicht Raum genug hatte, in einem Nachbarhause eine selbstständige Wohnung genommen, aß jedoch bei Sybel, und gehörte eigentlich seinem häuslichen Kreise an.

der Sorgen und Pflichten, die seiner warteten, so freudig einstimmte in das Lied der hohen Glocken zum Lobe des „mächtigen Königs der Ehren!“ *) Es war die Lust der Liebe aus Gott, die die lebensfrische Lust zu wirken und zu walten mit den Gaben Gottes, die an der Hand der geliebten Gehülfinn sich verjüngen wollte, und ihn so mitten hinein treten ließ in einen großen Kreis des Hauses, wie ihn sonst die allmälig erstarkende Kraft erst nach Jahren zu gestalten pflegt.

Durch fast 4 Jahre hin schmeckte er des Lebens Lust und Last in diesem Kreise, der unter der segnenden Hand des HErrn lieblich gedieh, und bei der unermüdlichen Sorgfalt des treuen Hausvaters sich immer schöner gestaltete. Der Geist der Liebe und des Friedens, der dem letzteren immer mehr zu eigen ward, wurde ebenso die Seele des ganzen Kreises, und übte seine segnende Kraft mehr oder weniger an allen Gliedern desselben aus.

Sybel war von Anfang an darauf bedacht, das Leben und Gedeihen seines Hauses durch eine bestimmte Hausordnung zu regeln, deren segensreichen Einfluß er je länger, je mehr erkannte. Sie galt ihm als Regel, nicht als Riegel der Freiheit, die sich überall um so gedeihlicher entwickelt, als sie sich auf Gesetz und Ordnung gründet, vorausgesetzt, daß diese Ordnung selbst eine Frucht des lebendigmachenden Geistes **) ist.

Einer der damaligen Hausgenossen, Pfarrer K., sagt: „Sybel's häusliches Leben war sehr geordnet und regelmäßig. Er stand sehr früh, zwischen 4 und 5 Uhr, auf, weckte dann seine Zöglinge, und arbeitete (mit jenen auf einem Zimmer) unausgesetzt bis gegen 7 Uhr. Dann rief er die ganze Hausgenossenschaft zusammen, es wurden mit Klavierbegleitung einige Verse aus dem Gesangbuche gesungen, Sybel las einen kurzen Abschnitt der Heil. Schrift vor, wandte das Gelesene auf unsere Verhältnisse an, stets sehr innig und herzlich, doch höchst einfach, auch für die Kinder und Dienstboten faßlich. Dann betete er, indem er sich in gleicher Weise an das Gelesene anschloß, auch besondere Vorfälle des häuslichen Lebens berücksichtigend,

*) Vergl. oben Seite 219.
**) Röm. 8, 1. ff.

und ein kurzer Gesang beschloß die Morgenandacht. Hierauf folgte das gemeinsame Frühstück, nach welchem er, von seinen Zöglingen begleitet, zur Schule ging, wo er meist bis 12 Uhr blieb. Zu Mittag betete er kurz aus dem Herzen. Der Nachmittag wurde in gleicher Weise in der Berufsarbeit verwendet, an freieren Tagen auch ein weiterer Spaziergang gemacht. Hierzu nahm er auch gern andere Schüler mit, die er auf eine schöne Weise durch Spiel, Gesang und Rede zu unterhalten wußte. Abends schloß er den Tag mit einem Hausgottesdienste, ähnlich dem am Morgen."

Nichts gleicht der Einfachheit, mit welcher Sybel diese Ordnung durchführte. Aus dem Leben hervorgegangen, führte sie nicht allein zum Leben wieder hin, sie war selbst ein Theil des Lebens. Am einfachsten waren grade die religiösen Beziehungen dieser Ordnung. So innig sein von der Liebe Gottes umfaßtes Herz hierbei war, so beherrschte er, vor dem Throne des Höchsten, zu Ihm redend, oder hörend Seines Wortes Zeugnisse, die Schwingungen seines Herzens. So machte, wenigstens in des Verfassers Gegenwart, das häusliche Gebet eher den Eindruck einer gewissen Trockenheit. Aber er konnte und wollte vor dem Throne des Allerhöchsten lieber als ein armes, lallendes Kind erscheinen, sich in stiller Herzensdemuth beugen, als mit dem Ueberfluß selbsterregter Worte nahen. Gewiß aber schmeckte und fühlte er dabei reichlich, wie freundlich der HErr ist, und wirkte gleiche Erfahrung an den Herzen derer, die sein kindliches Gebet bewog, sich in gleicher Demuth vor dem HErrn zu beugen.

Oefter gebrauchte er auch zur Unterstützung der täglichen Hausandacht Kempis Nachfolge Christi, Goßner's Schatzkästlein, Arndt's wahres Christenthum und ähnliche Schriften. Die Hausandacht war ihm aber eine ganz unentbehrliche Ordnung. So konnte er am 17. April 1834 besonders bemerken: „Wir gingen ohne gemeinsames Gebet zu Bett, da B. zu müde war." Eben so weiß die Gehülfinn nur einen Fall anzuführen, in welchem die Morgenandacht unterblieb. Es war an einem Sonntag, an welchem sie früh eine Ferienreise mit dem ganzen Hausstande antraten. Dieß hatte natürlich manche

Bewegung und Unruhe gemacht, so daß Sybel es für besser gehalten, sich erst auf den Wagen zu begeben, den HErrn still im Herzen um seine Begleitung zu bitten, und vielleicht späterhin der gemeinsamen Andacht das Wort zu leihen. Kaum war indeß der Wagen vor das Thor gekommen, als derselbe so gefährlich umstürzte, daß die Räder oben standen. Die Mutter mit dem Kinde, zudem schwanger, wurde mit einem Gesäßstuhle aus dem, mit schweren Koffern bepackten, Wagen geschleudert, die übrigen unter diesen begraben. Nachdem alle sich, zum Theil aus den gefährlichsten Lagen, hervorgeholfen, fehlte noch einige Augenblicke das weiterhin geschleuderte Kind, welches sich nachher unter einem abgerißnen Theil des Wagens fand. Diese Augenblicke der höchsten Gefahr machten natürlich auf Sybel einen tiefen Eindruck. Als er alle wieder lebend, wenn auch einige leichter verwundet, um sich fand, erhob sich das gepreßte Herz in unsäglicher Freude zu dem HErrn, dessen Hand wunderbar über ihnen gewaltet. Sie kehrten um, ließen sich ärztlich untersuchen, und traten, so gemahnt und gezüchtiget, am folgenden Tage die Reise von neuem an. Jenes war 21. Juli 1833 geschehen, und wirkte besonders auf die fernere Beachtung der Sonntagsfeier bei Sybel ein.

Nach dem Abendbrot, wenn die Mühen der Tagesarbeit überwunden, pflegte Sybel durch Vorlesung von allerlei bildenden Schriften sich und dem häuslichen Kreise Erholung zu gewähren, wobei die Zöglinge gleichzeitig mit Papparbeiten beschäftigt waren, welche ihnen wiederum dazu dienten, sich und den Ihrigen an festlichen Tagen, deren keiner unbeachtet blieb, eine Freude zu bereiten.

Das Abendgebet vor dem Schlafengehen liebte er, wie bereits bemerkt, in der letzten Zeit knieend zu verrichten. „Die Sünden des Tages," sagt er hierüber, „beugen Herz und Knie vor dem Vater der Liebe und dem Sohne, der sein Knie so oft beugte um unsrer Sünde willen. Aber das Knie eines Sünders ist sehr unbeugsam, und das Herz sehr stolz, sich in den Staub vor seinem HErrn zu beugen."

Waren besondere Veranlassungen vorhanden, so schloß er auch namentlich einzele Glieder der Familie oder der Schule

in das gemeinsame Gebet ein, je nachdem ihn eine besondere Noth oder Freude erweckte, die Hülfe dessen, der die Herzen der Menschen lenket,*) zu suchen, oder ihm des Dankes Opfer darzubringen. Oft begleitete er auch die Zöglinge nach dem gemeinsamen Gebet zur Ruhe, sprach sie in besonderen Fällen ernst an, drang auf offenes Geständniß, wenn eine Schuld einen von ihnen zu beschweren schien, und nicht leicht wagte in diesem Falle der Gefragte, seinem heiligernsten Blicke der Liebe sich trügerisch zu entziehen.

In der ernsten Beobachtung der Sonntagsfeier bestärkte ihn noch sehr der oben erwähnte Vorfall. Von da an mogte er, außer in Amtsgeschäften, keine Sonntagsreise wieder vornehmen. Ebenso enthielt er sich seit dieser Zeit durchaus, durch Arbeiten für die Schule, als Korrekturen, denen er großen Fleiß widmete, sich den Segen der Feiertage zu verkürzen. Späterhin tadelte er vertraute Freunde ernst und offen in ähnlicher Beziehung. „Wie kannst Du," fragte er einst einen Freund, welcher dergleichen Schulamtsarbeiten am Sonntage verrichtete, „da noch den armen Schuster und Schneider anhalten, sich den Segen des Tages nicht durch Arbeiten zu rauben, wie ihn zum treuen Gebrauche des göttlichen Wortes anhalten?" Auch seinen Zöglingen verstattete er, mit Ausnahme der Religionsstunden, am Sonntage nicht für die Schule zu arbeiten. Mit frischem, fleißigen Gebet und Arbeit durch die 6 Wochentage leitete er sie an, alle ihre Dinge zu beschicken, und am Sonntage festlich zu feiern, und zu erneuter Arbeit zu erstarken.

Daß dieß alles im Geiste der Freiheit und der Liebe geschahe, wird der Leser nach allem leicht voraussetzen. Aber mit Festigkeit und Freudigkeit unterwarf er sich einer heilsamen Strenge in Ansehung der Sonntagsfeier, deren Segen ihm zu theuer war, um ihn sich durch hochfliegenden Leichtsinn zu verkürzen. Dem innersten Bedürfnisse seines Herzens folgend, besuchte er regelmäßig, meist von der Gattinn und den Zöglingen begleitet, das Haus des HErrn, wo er zuletzt auch des Nachmittags nicht leicht fehlte. Und hier, wo es ihm allein darauf

*) Ps. 33, 15.

ankam, seine Seele an dem Worte Gottes, an der Betrachtung der überschwänglichen Wahrheiten des Evangeliums zu wecken, zu erquicken, und für die erneuten Arbeiten und Kämpfe des Lebens zu stärken, war es ihm ein geringer Unterschied, ob ihm die goldenen Aepfel auf silberner, oder nur kupferner Schale gereicht würden.

Einige Stellen aus Sybel's Briefen mögen uns noch näher in den traulichen Kreis seines Hauses versetzen.

P., d. 20. Dezember 1831.

Lieber Albert und liebe Luise!

... „Wir leben im Winter hier in sehr großer, enger Gemeinschaft, alle in einem Zimmer am runden Tisch, und was den einen bewegt, wirkt elektrisch auf alle. So war's auch erst mit Deinem Briefe, als es „von Baur's" hieß, aber so etwas fordert auch gesonderte Andacht, und drum führte Dein Brief Mann und Frau in's eheliche Heiligthum, wie ich unser Kämmerlein gern nenne, und da ward nun gelesen." —

... „Auch bei uns ist das Stubenleben gar schön. Unsre Kinder werden täglich mehr die unsrigen, und die Gemeinschaft mit ihnen hindert uns nicht, uns selbst tiefer und tiefer in einander hineinzuleben, ja es werden durch sie so viel Gedanken und Gefühle geweckt und geeint, die ohne sie fehlen würden. Zwei von ihnen haben uns, das sag' ich nur Euch, zugleich mit tiefen Schmerzen eine heilige Freude verursacht. Zur Erkenntniß ihrer selbst gekommen, vertrauten sie uns ihren wirklich tiefen Fall. Wie schlau, wie mächtig die alte Schlange ist, habe ich wieder recht erkannt, aber auch wie der Geist Gottes das gefallene Herz quält und beunruhigt, bis es seiner Stimme folgt. Je größer die Sünde, desto größer aber auch die Gnade im Bewußtsein, und so ist es nun auch mit ihnen. Ich genieße ihr Vertrauen, und da helf' ich, wo ich kann. Die andern zwei gehn noch in guter Gewohnheit, ohne bestimmtes Wissen über sich hin, und ich wünsche ihnen, daß das letzte aus ihnen weiche ohne Zerstörung des ersten. — Des Morgens wird noch immer gesungen, ein Abschnitt aus der Bibel gelesen, und dann folgt stehend das Vaterunser. Wir können nun jetzt nicht

mehr anders, und mir wird die gute Gewohnheit immer ernster und heiliger. Ich kann von mir bestimmt versichern, daß ich noch nie mechanisch dabei gewesen, und daß ich oft die Wirkung dieser Erhebung den ganzen Tag nicht verliere. Auch das Gebet vor Tisch steht noch, und ist mir durch die Cholerazeit besonders lieb worden. Sogar Abends im Bette, ehe ich das Licht lösche, klingt noch ein Sprüchlein. Und dabei fühle ich nicht, daß der Geist weniger wehe, wo und wann er will, denn wie häufig ergreift es mich noch still innerlich am Tage, und eint das Herz mit dem Höchsten! Die Morgenandacht giebt mir häufig Gelegenheit, ernst zu den Kindern zu sprechen, und ich weiß von ihnen selbst, wie lieb sie ihnen ist. Bei einem Leben, das im ganzen einen stillen und künstlerischen Charakter trägt, darf man wohl auf die genialen religiösen Anflüge warten, wo es aber viel Prosa giebt, und mitunter Unruhe u. s. w., da muß der Wille auch ein Wort mitsprechen dürfen und sagen: „Dann soll's still und andächtig in Dir sein! Der Sonntag ist nicht allein der Gemeinschaft wegen eingesetzt."

... „Nach Tische lesen wir nun häufig. Homer's Odyssee ist dadurch vollendet worden, und der Herodot bis beinah zur Hälfte. Auch aus Augustinus Bekenntnissen habe ich zuweilen vorgelesen, wenn es uns ernster war. Während des Lesens müssen die Kinder thätig sein. In letzterer Zeit haben sie in Pappe gearbeitet, und besonders hat es Hermann darin zu großer Geschicklichkeit gebracht. Sie haben wirklich sehr schöne Arbeiten für die ganze Familie zum Weihnachten gefertigt; wir standen ihnen mit Rath und Geschmack bei, und es war große gemeinsame Freude, wenn ein neues fertiges Werk gemustert werden konnte. Auch schöne kleine Bildlein, wie Du sie liebst, Albert, wurden gefaßt. Ueberhaupt war die Vorbereitung zum Weihnachten schön. Wir haben hier eine arme Handschuhmacherfamilie mit acht Kindern. Die wollen wir am Heiligabend zu uns holen, und mit Luzie und dem Hermann Wolff, die in dem Feste bei uns bleiben, beschenken. Ich habe mich immer sehr zum Feste gefreut, es schenkte mir immer meine Berta, und doch war mir nie so festlich, als jetzt ..."

So stand Sybel, schon vor seiner tieferen Erweckung, als ein priesterlicher Hausvater im schönsten Sinne in dem Kreise des Hauses da. Mit eben so viel Liebe als Kraft und Ernst umfaßte er, so viel möglich, alle Interessen der Seinen, die niederen leiblichen und äußeren, wie die höheren geistlichen. Mit väterlicher Innigkeit umschloß er alle Glieder seines Hauses, auch die Dienstboten, und stellte so das, in unseren Tagen so seltene, Bild eines christlichen, nach allen Seiten hin von dem Hauche der Liebe durchdrungenen, geheiligten Hauswesens dar.

Und weil es eben die Liebe, die Wurzel des Lebens und der Freiheit war, welche die dargelegte Hausordnung geboren hatte und mit Festigkeit durchführte, so erlag diese auch nicht der Gefahr, in Einförmigkeit zu erstarren, und so das Leben zu hemmen, anstatt es zu tragen und zu fördern.

Eigenthümlich war es, wie Sybel's liebesfroher Sinn das sonst arbeit- und mühvolle Leben seines Hauses mit einem reichen Blumenkranze festlicher Tage zu durchflechten wußte. Die kirchlichen Jahres- und Wochentage bildeten hier natürlich die erste Reihe. An sie schloß sich die Reihe der Gedächtnißtage der Familie, der Geburtstage der Hausfrau, der Zöglinge, später der Kinder, der Dienstboten — denn auch ihrer wartete ein mit dem Festkuchen und andren Liebesgaben geschmückter Tisch! — auch die Lebenstage der fernen Freunde und Verwandten traten mehr oder weniger über die ebnere Fläche der unfestlichen Tage hervor, indem entweder das ausgesprochne Gedächtniß der Geliebten belebend in den Kreis trat, oder auch nicht selten, bald das geschmückte Bildniß des Gefeierten, bald ein Ehrengericht auf der einfachen Tafel der festlichen Erinnerung eine besondere Unterlage gab. Hierzu kamen ferner noch die Gedächtnißtage großer Männer und Ereignisse von vaterländischer oder weltgeschichtlicher Bedeutung, die Sybel immer für den Kreis der Seinen treffend und ansprechend hervorzuheben wußte. Sein plastisch-poetischer Sinn kam ihm in der äußeren Anordnung dieser Festlichkeiten jederzeit leicht zur Hülfe, und theilte sich auch den übrigen Gliedern des Hauses mit, die, bis zu den Dienstleuten herab, nicht selten an den kirchlichen oder häuslichen Festtagen durch Ausschmückung des Versammlungszimmers mit

einer Fülle von Blumen überraschten. Möglich, daß bei diesem häuslichen Kultus der Feste die Hausgenossen nicht immer dem sinnigen Herzen Sybel's, seinem tiefinneren Sinne ganz zu folgen wußten, daß ihr Auge äußerlicher an den transparenten Bildern, ihr Ohr an den Tönen haftete, oder daß sie durch einige Sentimentalität den Mangel des Innersten auszufüllen suchten, möglich, daß sogar Sybel selbst in dieser Hinsicht nicht ganz ohne Schwäche war: im allgemeinen aber war ihm gewiß das Aeußere nur Symbol und Hülfsmittel des Innern, und so bedurfte er weniger der Entschuldigung, als die Mißverständnisse derer, die hier einen andern Weg gingen.

Gewiß auch dieser häusliche Kultus der Frömmigkeit, der Liebe und der sinnigen Freude trug nicht wenig dazu bei, den fernern und nähern Gliedern des Hauses nicht bloß Zeugniß der Liebe zu geben, welche sie mit dem Hausvater, wie diesen mit dem himmlischen Vater verband, sondern auch die gleiche Gesinnung in ihnen zu wecken.

Sehen wir nun, wie Sybel in den einzlen Beziehungen des Hauses, als Gatte, als Vater, als Erzieher dastand:

Das Bild Sybel's, als Gatten,

dürfte der Leser nach der Geschichte seines Brautstandes, und den schon gegebenen Andeutungen, leicht im allgemeinen selbst entwerfen. Die in solcher Vollendung lieblich entwickelte Knospe läßt kaum über die Gestaltung der schöneren Blüte einen Zweifel zu. Weniges genüge darum hier um so mehr, als der folgende Abschnitt auch dieses Verhältniß erst zur vollen Entwicklung bringt.

Die Aufgabe, welche Sybel schon im ersten Jahre seines Brautstandes erkannte, „sein Weib zu lieben, wie Christus geliebet hat die Gemeinde, der sich selbst für sie gegeben, auf daß er sie heiligte,"*) fand ihre fortgehende Lösung in dessen ehelichem Streben und Leben. Und jene war ihm nicht eine Aufgabe der äußeren Pflicht, denn „wer sein Weib liebet, der liebet sich selbst," war seine täglich beglückende Erfahrung.

*) Eph. 5, 25. Vergl. oben S. 123.

„Sybel's ganzes Streben war, — sagt die in dieser Hinsicht vollgültigste Zeuginn — seinem Weibe zu sein, was Christus der Gemeine, für die Gattinn zu beten, zu wachen, sie dem HErrn zu heiligen. In diesem Sinne suchte er der Ehe die höhere Weihe zu geben."

Die Kraft und Ausdauer dieser Liebe hatte auch nicht geringe Proben zu bestehen. Schon oben wurde des schweren Leidens erwähnt, dem die Gattinn nach der ersten Entbindung auf längere Zeit anheimfiel.

Anfangs waren diese Leiden mehr körperlicher Art, und das Mitleiden Sybel's war durch die Wonne, auch für ein geliebtes Kind sorgen zu dürfen, gemildert. Indeß auch während dieser Zeit gingen die Zeugnisse seiner Liebe über das Gewöhnliche hinaus. Während der ersten neun Tage verrichtete Sybel, durch besondere Umstände hierzu genöthigt, in ununterbrochener Folge die Nachtwachen an dem Schmerzenslager der Gattinn. Dabei versah er am Tage sein schweres Schulamt, besorgte die kleinsten Angelegenheiten des Hauswesens, leitete die Arbeiten der Zöglinge. Welch' eine Aufgabe, und mit welcher Treue, Freundlichkeit und Langmuth lösete er sie! Wenn überall, in der Meisterschaft der Liebe, welche Sybel unter solchen Umständen zeigte, fand er nicht leicht seines Gleichen. Mit unbegränzter Hingebung leistete er der kranken, unter seiner Pflege genesenden Gattinn, die geringsten Dienste, denn seiner Liebe lag keine Handreichung zu fern, um sie nicht mit Freuden zu verrichten.

Und in welchem Sinne hatte die Gnade ihn diese Liebe üben gelehrt? „Niemand verstand die Krankenpflege — bezeugt die trauernde Wittwe — welche er schon vielfach bei seinen Freunden geübt, so gut als er. Denn Ruhe und eine fast unüberwindliche Freundlichkeit und Freudigkeit erfüllte ihn auch in den schwierigsten Lagen, und theilte sich unwillkürlich den Kranken mit. Oft glaubte er die Gattinn oder ein geliebtes Kind dem HErrn wiedergeben zu müssen; auch dann schwand seine Freudigkeit nicht, sein Gebet wurde um so dringender um Hülfe, aber auch um Ergebung; HErr, nicht wie ich will, sondern wie du willst, war immer der Schluß."

Nur einige Stellen aus einem Briefe an die zur Stärkung

ihrer und des Kindes Gesundheit auf das Land gereisete Gattinn mögen hier noch Raum finden:

„Liebe Berta, liebe Mutter mit dem Kinde, ich könnte den Tag nicht schließen, ohne noch das Stück, was ich ohne Dich verlebte, noch mit Dir zu leben. Du warst fort. Ich eilte die Treppe hinauf und sah noch einmal dem Wagen nach, kurze Zeit. Ich wollte im Geiste mehr nachsehen, und es klang mir immer: Der HErr ist mit ihr! B., dann sprach ich noch etwas mit Mutter und Schwester, und hatte sie recht lieb. Sie waren auch so freundlich und gut zu mir, sie fühlten wohl, wie mir war, und sie wissen es doch, was wir uns sind. — Eben werde ich unterbrochen. Ein furchtbares Ungewitter ist heraufgezogen. Es stürmt und regnet gewaltig und die Blitze leuchten. Wie schön, daß ihr nun im Gasthofe seid! Sieh', das hat Gott auch so gnädig gefügt, er wird alles wohl machen! — Ich bin überall im Hause umher gewesen, zu sehen, ob alle Fenster geschlossen sind. Es ist grade zehn Uhr. Nun donnert's wieder mächtig. Es ist, als sollten unsre Lindenbäume entwurzelt werden. Wie ohnmächtig ist der Mensch dagegen! Und doch baut er sich sein schützend Haus. Eben war Blitz und Krachen fast eins. Ich lese mir das Kapitel, wo das Ungewitter Paulus auf dem Meere trifft."

Sonntag, d. 3. ... „Bei allem, was heut geschah und was ich that, habe ich Dein und Johannes gedacht. Jeden Windzug habe ich beobachtet. Im Ganzen war das Wetter günstig. Gott ist mit Euch, ihr Lieben! ..."

Dienstag, d. 5. ... „Heut hab' ich gar, gar viel an Dich gedacht. Es war eine gewisse Wehmuth darin, ich hätte gern von Dir gewußt. O, Berta, schreibe bald. Berta, Du ... es geht mir wieder wie im Brautstande, es fehlt an Ausdrücken ..."

Mittwoch. „Mit dem Gedanken, nun ist ein Brief da, kam ich um 4 Uhr aus der Schule, und ich hatte mich nicht geirrt. Nun, nur immer fester vertraut, liebe Berta. Selbst, wenn der kleine Hans unwohler werden sollte. Laß Dich doch durch nichts ängstigen. So mir Gott gnädig bleibt, und ich hoffe auf seine Gnade und bitte darum, soll mich nichts trüben.

Alles ist Euer, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Und alles ist Gnade, Berta, erkenne sie im Kleinsten. Vergleiche mal Dein Reisewetter mit dem Wetter vor- und nachher. War da nicht Gnade dabei? Ach, B., ich mögte Dir die ganze Bibel ausschreiben, aber lies doch nur selbst, lies recht fleißig und laß Dir Geist geben. Gieb Dich immer mehr Christus hin, fasse immer festeren Glauben. Man muß dem Himmelreich Gewalt anthun: Ringe, daß Dein Eifer glühe, und die erste Liebe Dich von der ganzen Welt abziehe, halbe Liebe hält nicht Stich. — Ringe, mit Gebet und Schreien, halte damit feurig an, laß Dich keine Zeit gereuen, wär's auch Tag und Nacht gethan!" —

„B., es ist schon wieder spät. Ja, ich komme ja bald zu Dir, bald, bald. Ich muß schlafen gehn. Ich bete für Dich und den lieben Johannes. Grüße Karbens und die Kinder, und Marie und dem Hänsichen noch einen ganz besonders lieben Kuß. Sag' ihm dabei: vom lieben Vater. Das liebe, liebe Kind! Aber B., wir sollen es immer haben, als hätten wir's nicht, und so sollen wir auch uns haben, l. B. Dahin trachte, nach dieser Freiheit. Es grüßen Dich Alle."

Wie Sybel als Vater war, mag die Ahnung dem Leser gleichfalls im allgemeinen richtig sagen. Nur einiges Wenige mag hier im Voraus zur näheren Bezeichnung in dieser Hinsicht gesagt werden.

Mit heiligem Ernste und unsäglicher Freude harrte er der Geburt des ersten Kindleins entgegen. „Wir sprechen und rathen auch viel," schreibt er im Dezember 1831 an B., „über die erste leibliche Pflege des kleinen Menschen, und stimmen sehr für Abhärtung von klein auf. Doch kann der besondere Zustand des Kindes mancherlei Modifikationen machen. Wie ich mich dahineinfinden werde, Vater zu sein, ist mir noch unbegreiflich, aber ich ahne die Seligkeit des Gefühles und den Ernst. Der Zusammenhang der Mutter mit dem verborgenen Kinde ist mir höchst lehrreich. Wie nicht nur alle körperlichen Stimmungen der Mutter, sondern eben so die geistigen, auf das Kind wirken und Unruhe und Bewegung veranlassen, müssen sich da nicht Keime und Empfänglichkeiten für Stimmungen und Eigenthüm-

lichkeiten des Geistes ansetzen? Ein reiches, neues Feld von Gedanken! Ach, wie viel Räthsel! Und doch ist gewiß alles, alles Gesetz, und der Mensch kann und wird es finden.

Acht Tage nach der Geburt des ersten Söhnleins am Palmen-Sonntage schrieb er auf ein abgerißnes Blättlein, da sein arbeitvolles Leben der müßiger weilenden Einkehr der Musen jetzt nicht Raum ließ, folgende Worte:

Eil' ich hinaus
In's Vaterhaus:
Da leuchtet die Sonne
Und lächelt der Himmel,
Da grünet die Aue
Und blühen die Bäume,
Da singen die Vöglein,
Es duften und tönen die Lüfte:
Ach, welch' ein Leben!

Und wiederkehrend
In's eigne Haus:
Da ruhet die Mutter
Und lächelt voll Liebe,
Und vor ihr der Knabe,
Er blicket hinauf
Mit lieblichem Auge
Zum glücklichen Vater:
Ach, welch' ein Leben!

Wie schön ist's auf Erden,
Wie wird es droben noch schöner sein!

In einem schönen Briefe vom März 1834, als Johannes, das erste Söhnlein, 2 Jahr alt war, schreibt er: „Meine Jungen machen mir viel Freude. Johannes sagt zuweilen, ohne daß es ihm einer gesagt hat, mein lieber Vater! Dann springt mein Herz, und ich denke, so muß dem lieben Gott zu Muthe sein, wenn wir zu ihm „lieber Vater" sagen. Martin macht auch schon ein gar freundlich Gesichtlein, wenn ich zu ihm komme, und erzählt mir in allerlei wunderlichen Tönen seine Geschichte ..." Jenes eine Wort scheint

mir treffend das glückliche Verhältniß zu bezeichnen, in welchem Sybel so als Sohn der ewigen Liebe dastand, wie als Vater der ihm gegebenen Kinder.

Früh erkannte der Vater, der von den Tagen seiner Jugend her seine Seele in Händen getragen, und mit tiefem Ernste die Geheimnisse seines Innern erforscht hatte, auch an den Kindern, was Regungen des Geistes oder des Fleisches, was Aeußerungen der Natur oder der Willkür waren, und wußte Aeußerungen des Schmerzes wohl von denen der keimenden Unart zu unterscheiden. Wie er nun dort ein liebreich sorgender, alle natürlichen Entwicklungen pflegender Vater war, so lehrte ihn dieselbe Liebe auch den leisesten Regungen der Willkür frühe streng entgegentreten. Schon dem ungeduldig schreienden Kinde wurde die Brust versagt, dem Eigensinn niemals Folge gegeben.

„Unser Johannes," schreibt er bald nach Weihnachten 1832, „bekam fünf Bälle, ein Klimperkästchen und eine Ruthe mit rothem Bändchen. Ich habe gelernt, daß frühe Züchtigung sehr wohl thut und spätere erspart. Der Junge hat von mir einigemal mit sehr ernstem Gesicht Klapse bekommen, wenn er eigensinnig war; seitdem hört er auf meine Drohungen, überwindet sich und zeigt doch dieselbe Liebe und Freudigkeit gegen mich. Bei andern ist er oft gnatzig und ungezogen. Mit der Ruthe hat man einen sichern Schlag, auch ist's besser, daß das Kind ein Instrument scheuen lernt, als die Hand, die ja auch liebkosen soll; es kömmt sonst leicht, daß die Kinder sich auch vor den Liebkosungen scheuen."

Noch mehr konnte sich jetzt das Wirken der Liebe in Sybel's Verhältnisse zu seinen Zöglingen offenbaren. Hier mußte jeder Zweifel schwinden, daß es das Wirken der Liebe von oben war, die sein beseligtes Herz zu gleichem Wirken bewog. Wie oft bleibt die zärtlichste Familienliebe in den niederen Banden der Sinnlichkeit und des nur erweiterten Egoismus befangen; Sybel's Liebe der Seinen im engeren Sinne diente nur dazu, ihn zur Liebe überhaupt, zur Liebe gegen alle, in deren Nähe die ewige Liebe ihn führte, zum liebenden Wirken nach Gottes Bilde zu erwärmen; und wiederum heiligte und

stärkte die Bethätigung der Liebe in weiteren Kreisen sein Herz, die Seinen mit vollerer, reinerer Inbrunst der Liebe zu umfassen.

Wenn er daher schon die große Zahl seiner Schüler, namentlich alle diejenigen, welche für seine Liebe empfänglich waren, mit beinahe väterlichen Gefühlen umfaßte, so war dieß in Hinsicht seiner näheren Zöglinge in einem Grade der Fall, welche dieselben den eignen Kindern gleich zu stellen schien. Auch bei der nun größeren Zahl der Zöglinge sollte das trauliche Du der Anrede an den väterlichen Erzieher und die Gehülfinn ein Ausdruck des innigen Verhältnisses sein, in welches er sie zu stellen wünschte. Wie sehr ihm dieß gelang, bewies nicht bloß die herzliche Liebe der Zöglinge, sondern vielleicht mehr noch die Achtung und die unbedingte Folgsamkeit, mit der sie ihm jederzeit ergeben waren. Die älteren Zöglinge waren seine Freunde geworden, die seiner leitenden Liebe auch das Innerste vertrauten. Sie suchten mit kindlicher Demuth in allem seine Zustimmung und Uebereinstimmung, wie sie z. B. kein Buch anders lasen, als nach seinem Rath, sich nicht aus dem Hause entfernten, ohne seine Erlaubniß. Wie trefflich konnte dieß Sybel dazu dienen, sie aus seinem Gehorsam in seines lieben HErrn Nachfolge überzuleiten!

Einst war ein auswärtiger Freund in seiner Zöglinge Begleitung bei Sybel zu Besuch. Jene wagten es bald, ihren undankbaren Muthwillen gegen die Zöglinge Sybel's zu äußern, und selbst die Anhänglichkeit dieser an ihren väterlichen Freund lächerlich zu machen; diese aber wiesen sie mit Unwillen zurück.

Sybel arbeitete stets inmitten seiner Zöglinge. Ehe er sich hierzu niedersetzte, theilte er jedem seine Arbeit aus, besprach das Nöthige, um nachmals so viel möglich ungestört zu bleiben. Fiel nachher doch eine Unterbrechung vor, so blieb er doch ruhig und wies liebevoll zurecht.

War das Tagewerk vollbracht, so wurde alles nachgesehen, und jeder Gegenstand an seinen Ort gebracht. Denn wie er liebte, daß bei der Arbeit jeder grade und anständig da saß, so hielt er streng auf Reinlichkeit und Ordnung. Wöchentlich wurden die Schränke und Räume der Knaben durchgesehen, und jede äußere Unordnung, welche Zeugniß der mangelnden Achtsamkeit

18*

des innern Lebens gab, wurde mit einem Abzuge von ½ Sgr. am Taschengelde bestraft. *)

Wie Sybel den Fleiß und die Folgsamkeit der Zöglinge dann auch in den freien Stunden zu belohnen, wie er die gemeinsamen Spaziergänge und Wanderungen, theils zu stärkenden Leibesübungen, theils zur Weckung und Belebung des frommen Sinnes für Vaterland, Natur und Geschichte zu benutzen, und die Knaben in Liebe untereinander zu verbinden wußte, ist schon zuvor angedeutet worden.

So zerriß auch das Band der Liebe nicht, wenn die Zöglinge aus seinem häuslichen Kreise schieden. Mit mehren blieb er in fortgesetztem Briefwechsel, und führte auch darin so viel möglich das Geschäft des erziehenden Freundes fort.

Mehre Zöglinge haben mir einige vorhandene Briefe dieser Art mitgetheilt. Ich theile einige Stellen daraus mit!

Nicht lange vor dem Abgange eines Zöglings schreibt er in den Ferien an diesen: „Indem das alte Jahr mit seinen vielen Freuden und Schmerzen so unter der Hand weg geht, denke ich auch an Dich, und danke Gott, daß er Dir einen heiligen Ernst und einen kräftigen Willen für's Leben gegeben hat, und allerlei Blumen in Dein Herz gepflanzt. Aber es fällt mir nun auch das neue Jahr ein, und was mir da bevorsteht. Ich weiß, daß ich mich so bald von Dir trennen soll. Da wünschte ich nun, daß wir in der letzten Zeit noch in rechter Liebe und Kraft beisammen wären. Du hast mir in der letzten Zeit, ohne daß Du's vielleicht weißt, recht viel Freude gemacht, aber etwas, was sich in Dir immer mehr heraus bildet, hat mir oft sehr, sehr wehe gethan, und denke, daß es auch später anderen, die vereint mit Dir leben, wehe thun müßte. Das ist Dein großer Widerspruchsgeist, dem Eitelkeit zum Grunde liegt. Selbst wenn Du fühltest und klar wüßtest, Du habest die richtige Ueberzeugung, so müßtest Du schweigen können. Aber das kannst Du nicht, besonders nicht in kleinen, gleichgültigen Dingen." Hierauf schließen ernste, liebreiche Ermahnungen den schönen Brief, die übrige kurze

*) Diese Strafgelder wurden, wie die der Schüler, zu wohlthätigen Zwecken verwendet.

Zeit des gemeinsamen Lebens betend und arbeitend zu streben, des Fehlers Herr zu werden.

Etwa nach einem Jahre besuchte er diesen Zögling in den neuen Verhältnissen, worin er seit einem halben Jahre lebte. Mit großem Schmerze erkannte er, daß mancher alte Fehler wieder die Herrschaft über denselben gewonnen hatte. Er schreibt dann:

... „Ich habe Dich still beobachtet, und Deine ganze Erscheinung hat mir den Eindruck eines Menschen gemacht, der nicht kräftig an sich arbeitet, der sich gehen läßt. Vor allem ist mir aber aufgefallen, wie Du Dich so sehr Deiner Eßlust hingiebst. Wir Menschen sollen uns dadurch von vielen Thieren, die immer Nahrung zu sich nehmen, unterscheiden, daß wir darin Zeit und Stunde halten, und daß wir nicht über Nothdurft uns mit Speise und Trank erfüllen. Viel Essen und Trinken hemmt den freien Schwung des Geistes und regt die niedrigen thierischen Triebe in uns auf. Das erkannten die Alten, und gingen daher oft zu weit in der Enthaltsamkeit. Die ersten Christen, wie enthaltsam waren sie, es schien ihnen diese Tugend eine der wichtigsten. Du kennst sie gar nicht. „„Ihr esset nun oder trinket, oder was ihr thut, so thut es alles zu Gottes Ehre,““ sagt Paulus. Der Spruch fiel mir oft ein, wenn ich Dich sahe, und ich konnte mir nicht denken, daß er in Dir Leben geworden. Ich denke mit tiefer Betrübniß an Deine Zukunft. Es kömmt die Zeit, und ist schon nahe, wo sich noch andre mächtigere Triebe in Dir regen werden, als der Nahrungstrieb. Du scheinst, was sich Dir als Naturverlangen ankündigt, nicht so anzusehen, als müssest Du Dich dem widersetzen. Du kannst in große Abgründe gerathen. Ach, der Schritt von einem zum andern ist nicht weit...“

Hierauf, nach andern Aufschlüssen, die Anleitung zum rechten Kampf und die Versicherung heiliger Liebe.

Den Erfolg solcher Ermahnungen deutet eine Stelle eines zwei Jahr späteren Briefes an:

... „Das Leben hat gar viel Versuchungen, bald zur Trägheit, bald zu thätlichem Abfall, aber ich denke immer, wer nur einmal ein wenig von dem Heile in Christo gekostet hat, der weiß selbst, wenn er abfällt, was er verloren hat, und das zwickt und zwackt ihn zur Rückkehr. Das hast Du ja nun auch mehr oder minder

an Dir selber erfahren, und ich danke Gott, daß er Dich wieder auf den Rückweg geführt hat. Aber Du mußt Dir's nun auch rechten Ernst sein lassen. Man muß dem Himmelreich Gewalt anthun, dann dringt man ein! ..."

Aus einem schönen Briefe an einen anderen, eine Zeitlang entfernten, Zögling entnehme ich folgende Stelle:

P., den 16. März 1834.

... „So haben wir oft die heiligsten Gedanken und Empfindungen gemeinsam gehabt, lieber H. Das fordert uns auf, recht zu bleiben in der Gemeinschaft des Geistes, in der Gemeinschaft Seines Geistes. Darum sehne ich mich auch nach einem Lebenszeichen von Dir. Du hast mir zwar einmal geschrieben, und ich weiß, daß Deine Augen nicht viel erlauben, aber ich hatte Verlangen nach mehr, nach Bitte um Zuspruch, nach Herzensoffenbarung. Daß ich so gar nichts der Art von Dir vernommen, und wär's nur ein Blättlein gewesen, hat mich besonders in letzter Zeit, wo es mit Deinen Augen doch besser ging, etwas besorgt gemacht. Wie sieht es wohl in H.'s Gemüth jetzt aus? war meine öftere Frage, die ich auch gegen Berta laut werden ließ. Ich habe immer in Deinem jetzigen Aufenthalte für Dich eine große Versuchung erkannt, und habe fast immer bemerkt, daß Du in Deinem innerlichsten Leben dort mehr zurück, als vorwärts gekommen. Der Arbeit giebt es immer weniger, als hier, und der Mensch muß seiner sündhaften Natur nach sein Brot im Schweiße seines Angesichts genießen, der Vergnügungen, der äußern Vergnügungen giebt es dagegen mehr. Da wird gefahren, geritten und mit den jungen Oekonomen verkehrt. Das sind für ein jugendlich Herz allerlei starke Versuchungen zur Eitelkeit, Wichtigmacherei u. s. w. Bist Du da diesmal gut durchgekommen oder wie steht es? Das mögt' ich wissen. Bist Du eifrig und anhaltend im Gebet gewesen, hast Du in Deinen vielen geschäftslosen Stunden das Herz dahinein geschickt, wo es ewig zu sein wünschen soll? Das Alles mögt' ich wissen. Aber recht wahr und einfach. Ich bin sehr unwissend über Deinen Zustand. Ich werde aber gewiß bald davon hören.

Was mich nun betrifft, so bin ich durch Julius nahen Abgang oft in einer ganz eigenthümlichen Gemüthsverfassung. Ich habe zwar ein sehr kaltes Gemüth, und ein weit kälteres, als vielleicht viele Menschen denken, aber dennoch ist mir bei dem Gedanken, daß Ihr beide vielleicht jetzt von mir scheidet, denn mit Dir steht es doch sehr ungewiß, ob Du wieder kömmst, als wenn mir ein Stück Herz mitginge. Ich mögte meine Liebe zu Euch nicht rühmen, denn sie hat auch ein gar rostig und menschlich Wesen, aber es ist mir doch fast väterlich gegen Euch um's Herz, und daher blutet es bei dem Gedanken: Deine Karbe's scheiden. Ich will Euch aber auch gern lassen, wenn ich wüßte, daß Ihr den Herrn Christus immer recht lieb behalten würdet. Es ist eine arge Welt und eine arge Zeit, in der wir leben, und alle Zeiten haben ihr Arges. Haltet Euch nur immer recht zu ihm, lieben Söhne, dann ist alles gut, und dann mag die Welt untergehn ....“ —

Einen Monat später schreibt er an denselben Zögling:

.... „Dein Brief hat mir eine große Freude gemacht. Wenn auch sein Inhalt mancherlei Betrübendes enthielt, so wurde das alles für mich durch Deine Offenheit zurückgedrängt, und ich blieb in der Freude Deiner Liebe. Ich kann Dir nicht sagen, welch' ein Verlangen ich darnach habe, daß Du wieder zu uns kömmst. Will es Gott anders, so werd' ich mich still fügen, und gewiß nicht murren; aber recht danken will ich, so er Dich mir wieder zuführt. Ich denke mir, es soll dann erst recht ernst und innig mit uns beiden werden. Du glaubst nicht, wie schön es hier in unsrer neuen Wohnung ist ....

Aber das ist nur die äußere Seite des Lebens. Es würde gewiß auch innerlich, so Gott uns stärkte, und wir uns stärken ließen, nicht übel sein. Du bist mir dann nach Berta der Nächste. Wir wollten recht, recht Freunde werden, lieber Hermann. Ich habe nie gefühlt, wie ich Dich liebe, als nun, da ich Dich entbehren soll. Ihr seid mir beide, Du und Julius, doch sehr an's Herz gewachsen. Als Julius wegging, als er um die Ecke unsrer Straße wendete, und mir aus den Augen schwand, da hab' ich's wohl empfunden. Und wenn

Du nun wieder kämst! Wir wollten einander in Christo recht lieb haben und wollten uns gemeinsam stärken an Ihm.

Für die Zeit Deiner Abwesenheit mögte ich Dir die Einsamkeit und das wirklich ausgesprochene Gebet empfehlen. Man begnügt sich häufig mit allgemeinen frommen Gedanken und Empfindungen; aber es ist besser, sich persönlich zu Christo wenden, zu ihm reden und ihm das Herz ausschütten. Klage ihm mit baren und klaren Worten Deine Sünden, von denen Du mir besonders geschrieben, und bitte ihn um seine Hülfe, so wird es Dir nicht fehlen, Du wirst wachsen in seiner Kraft ...." Hierauf dann die in's Einzelste gehenden Erörterungen, selbst Verbesserung der in den Briefen gemachten Sprachfehler u. dergl.

Besonders nahm er die Geburtstage der früheren Zöglinge wahr, sich und ihnen durch eine schriftliche Mittheilung die Erinnerung der sonst an diesen festlichen Tagen genoßnen Freuden, der gefaßten Vorsätze zu erneuen.

Aus dem für ihn so geschäftsvollen Jahre 1834 finde ich 4 dergleichen an Angehörige der Familie Karbe vor, 2 andre dahin scheinen verloren gegangen zu sein. In einem derselben vom 4. Septbr. sagt er: .... „Ich habe mir eben die heutige Epistel gelesen, und da ich dabei gedachte, wie ich Euch zum Geburtstage einen Spruch der Heil. Schrift zu schenken pflegte, wollte ich Dir diese heutige Epistel, die ja dem Christen die ganze Woche hindurch, also Dir auch an Deinem Geburtstage, im Gemüthe schweben soll, zu Deinem Geburtstage schenken." Hierauf geht er umständlich in den Inhalt der Stelle (Ephes. 4, 1—6.) ein und schließt: „Sorge also dafür, daß der HErr durch den Glauben in Dir sei. Der Glaube ist aber die vollkommne Hingabe des Gemüths an ihn. Denke fleißig an ihn, lies fleißig von ihm, bete fleißig zu ihm, überhaupt gehe fleißig mit ihm um, so wird er in Dir Wohnung machen. Entfernst Du Dich von ihm, so muß er sich von Dir entfernen. Denke nicht, daß Dein irdischer Beruf, Deine irdischen Verhältnisse weniger günstig für einen innigen Umgang mit Christo seien; zu arbeiten haben wir alle und Störungen kommen auch jedem in Menge, man muß den Augenblick zu benutzen wissen. Du

gehst oft allein über Feld, laß Ihn mit Dir gehen. Denke nicht, der Oekonom müsse und könne anders zu Christo stehen, als der Prediger. Immer näher, immer näher, das gilt für alle und dazu gehört ein eignes Näherrücken, ein Eifer, eine Gluth! ..."

Dieß mag genügen, dem Leser das ausgezeichnete Wirken Sybel's als Erzieher vor Augen zu stellen. Zugleich aber sind wir daran, das Bild seines häuslichen Lebens abzuschließen. Die eben so süße als heilige Liebe einer an dem Herzen Gottes erwarmten Brust, zugleich der alles umfassende, ernst, kräftig und besonnen ordnende Wille des Mannes müssen als die Grundzüge desselben erkannt werden. Alles, was in den Kreis des Hauses trat, und jene höhere Liebe nicht ganz verläugnete, mußte davon berührt werden. Wie auch die Dienstleute möglichst in das nähere Verhältniß der Haus- und Lebensgenossen gestellt wurden, ist schon angedeutet. Konnte es bei dem wüsten und weltlichen Treiben des größesten Theiles dieser Klasse — eine schwere Schuld und Strafe der Auflösung der häuslichen und sittlichen Verhältnisse der Zeit! — nicht fehlen, daß sich öfter ein Dienstbote hier in einer neuen Welt fand, die ihm nicht ganz zusagte, so blieb doch niemand ohne Eindrücke des Segens. Dieß zeigte sich in dem Zuge des Herzens zu Sybel's Hause, aus welchem der Leichtsinn sie vielleicht früher hinweggeführt. Ein junges Mädchen kam später bis nach Luckenwalde auf Besuch, und suchte sich durch Briefwechsel im Fortgenusse des Segens zu erhalten, den sie im Dienste Sybel's empfangen zu haben bezeugte.

Ja selbst der vorübergehende Eintrit in dieses Haus war öfter von größerem Segen begleitet. Ein Lehrbursche hatte einst im Wohnzimmer etwas zu arbeiten. Er war allein gelassen, und während dessen verschwand eine kleine Summe Geldes. Sybel bemerkte es alsbald, und nach anderweitem Nachfragen nahm er den Knaben vor. Durch bewegliches, ernstes Zureden brachte er den Dieb zum Geständniß. Jetzt fiel Sybel schmerzlich bewegt auf das Knie, laut den Herrn Jesum anrufend, sich der armen, verlornen Seele dieses Sünders anzunehmen, sie aus dem Verderben zu reißen und Sich zu gewinnen. Der Knabe gestand nun unter vielen Thränen, daß er schon ähnliche

Diebereien begangen, und gelobte Beßrung. Endlich lud ihn Sybel ein, ihn öfter zu besuchen, um ihm durch Gottes Gnade weiter zu helfen auf der Bahn des neuen Lebens, das für den Glücklichen vielleicht in dieser Stunde begann! *)

Begleiten wir Sybel zuletzt noch über den Kreis seines amtlichen und häuslichen Wirkens hinaus, so sehen wir, wie er sich auch hier noch für mannichfache freie Thätigkeit Raum zu machen wußte.

Zunächst war er thätigwirkendes Mitglied einer bedeutenden Anzahl von wissenschaftlichen und christlich=religiösen Vereinen. Seiner Stellung zu dem pfarramtlich=theologischen Vereine, zu den pädagogischen Versammlungen ist schon gedacht worden. Nach und nach trat er aber auch mit ganzem Herzen den Vereinen für Verbreitung der Bibel und des Evangeliums, ingleichen mehren der städtischen Wohlthätigkeitsvereine bei. Sein von der Liebe Gottes gewecktes Herz konnte sich dem Wirken der Liebe unmöglich nach einer Seite hin verschließen, und sein Beispiel könnte zu anderen auch einen schönen Belag dafür geben, wie das Wirken der Liebe in näheren und ferneren Kreisen der leidenden Brüder sich vielmehr in die Hände, als entgegenarbeitet.

So sehr Sybel aber die Thätigkeit dieser Vereine mit Gebet und Arbeit und mit Geldbeiträgen unterstützte, so wenig ließ er dadurch seiner Privatwohlthätigkeit Gränzen setzen. Was er in dieser Hinsicht that, könnte hier schon mit manchem schönen Beispiele belegt werden; **) doch bleibt dieß besser der Darstellung des folgenden Abschnittes vorbehalten.

Von besonderer Bedeutung war Sybel's Theilnahme an einem freien Vereine von Predigern und Kandidaten, welche den Armen und Gefangnen in dem städtischen Armenhause wöchentlich Erbauungsstunden hielten.

„In der vergangnen Woche (schreibt er am 22. Febr. 1832 an die Kränzchenfreunde) habe ich zum erstem Male die Andacht unter den hiesigen Züchtlingen und Armen gehalten. Die Me-

---

*) Mittheilung der Söhne der Familie Karbe.

**) Manche der Hausarmen zu Potsdam bezogen noch fortgehend ihre Unterstützung von dem Diakonus zu Luckenwalde.

lodie der einleitenden zwei Verse war ihnen nicht recht bekannt; das that mir leid. Ich redete nachher über den ersten Vers in der Bergpredigt: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr. Ich kann wohl sagen, daß ich mich in den Augenblicken meiner Rede recht mit geistlich arm fühlte mit jenen armen Menschen. Ich habe noch in keiner Predigt ein ähnliches Bewußtsein gehabt, als während dieser meiner Worte. Ich hatte mir nur die Hauptgedanken fest hingestellt, und sprach frei darüber. Nachher war's mir, als wäre nicht mein gewesen, was ich gesagt, als lägen meine Worte über mir selbst hinaus, so fühlte ich mich mit arm. Aber kaum, daß man dergleichen berichten darf — will dann die Armuth weichen. — Doch Ihr seid meine Freunde ..."

Von da an verkündigte er sich und den Armen und Gefangnen durch drei Jahre hin regelmäßig das Wort des HErrn, und manche dort in den Banden der Armuth und der Sünde gehaltene Seele mag durch die Gnade des HErrn aus seinem Munde reich und frei geworden sein.*) Nachdem er des Tages Last und Hitze getragen, ging er, gewöhnlich Freitag Abend, oft von der Gattinn begleitet, zu den lieben Armen und Sträflingen. Diese Predigten mögen wesentlich dazu beigetragen haben, ihn in der Kunst der durchaus einfachen, herz- und volkgemäßen Rede so weit zu fördern. Blieb ihm zur Vorbereitung für jene aber oft nur der Weg durch die Stadt zum Armenhause, so bewies er künftig als Prediger durch die sorgfältigste Vorbereitung, wie es nichts weniger, als Geringschätzung der Aufgabe gewesen, die jenes veranlaßte.

Außerdem predigte er, seinem näheren Amte nicht zu viel abzubrechen, nur selten, und wenn die Umstände drängten. So dreimal in den Ernteferien 1834, nach dem Tode seines Oheims Frosch, der Prediger am Militärwaisenhause zu P. war. „Eine dieser Predigten," schreibt er an die Kränzchenfreunde im August 1834, „fiel auf den Geburtstag des Königs. Das Militär-Waisenhaus und Kadettenhaus machten die Mehrzahl meiner Zuhörer, daher hatte ich mir zum Gegenstande erwählt: Wozu

*) 2 Kor. 8, 9.

fordert der heutige Geburtstag des Königs den christlichen Unterthan auf? Der Text war Spr. Sal. 8, 15 und 16. „Durch mich regieren die Könige, und die Rathsherrn setzen das Recht. Durch mich herrschen die Fürsten und alle Regenten auf Erden." Meine Antworten auf obige Frage waren: 1) Zum Dank gegen Gott, der, ein Gott der Ordnung, uns die bürgerliche Ordnung und einen König gegeben. 2) Zur Erneuerung des Gehorsams und der Pflichttreue. 3) Zur Nacheiferung des christlichen Beispiels, das uns unser König giebt, und 4) zur Fürbitte für den König und für unsre bürgerliche Ordnung ..."

Zu diesem allen versagte er auch sonst sich bietenden Werken der Liebe seine Kräfte nicht. So unterrichtete er im Sommer 1834, wie er in dem eben angeführten Briefe den Freunden als Ursach seiner sparsamen Mittheilung berichtet, „fast jeden Abend von 8—9 Uhr" unentgeltlich einen jungen Mann, der sich zum Schulmeisteramte vorbereitete. Einer seiner Zöglinge hatte ihn als Schützen, während beide ihre Militärjahre abdienten, kennen gelernt. Jener machte ihn Sybel bekannt, welcher ihm bald sein ganzes Herz zuwandte, und ihm außer jenem täglichen Unterricht jedes mögliche Zeugniß thätiger Liebe gab.

Endlich möge noch eine Stelle aus dem vor. Briefe (vom 20. Juli 1834) folgen, welche die Stellung seines Herzens zu den ferneren Freunden zu erkennen giebt, und zugleich noch einen Blick in das schöne häusliche Stillleben thun läßt.

... „Es war der heutige Tag vor Jahren ein sehr poetischer Tag für mich, meiner Freundinn Marie S. ihr Geburtstag. Wie ist es heute so anders, als damals! Es ist mir heute sehr ernst und sehr freudig um's Herz; denn ich bin mit meiner Berta zum Abendmahl gewesen. Es ist der erste Sonntag in den Ferien, sie liegen vor uns die schönen Tage, in denen wir einmal ein häusliches Stillleben führen wollen, so es Gott nicht anders will. Das ist durch das Abendmahl eröffnet worden. Ach! und heute ist's schon recht heimlich und still. Wir saßen nur zu Dreien am Tisch. Wir beide und die Großmutter, und am Nachmittag, nachdem die Hitze uns anfangs ein wenig auf die Ruhbetten gebeugt, haben wir eine Zeit vor'm Klavier gesessen und uns die Choräle: „Freu' dich sehr, o meine Seele," und:

„Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir" erst eingeübt und dann zur Erbauung gesungen. Vor der Thür sitzen mit der Großmutter im Schatten die Kindlein und ein Blick durch's Fenster, so sehen wir sie, und sie uns, und wir freuen uns alle, und der Martin ampelt mit Hand und Fuß. Und da bin ich wieder von Dir abgekommen, liebe Marie, und von Deinem Geburtstage. Ja, so wie es den ganzen Tag gegangen ist, so auch hier im Briefe: zwischen dem kirch- und häuslichen Still- und Wonneleben ist mir immer mal hindurch eingefallen: heut ist Mariens Geburtstag, und nun will ich dem Gedanken eine Rast unter dem Baume meiner Erinnrung und meines Andenkens schenken. Da eilt nun der silberne Schlüsselhaken, den ich mal von Devrane holte, und so manches Brieflein, das ich da und dort schrieb, vorüber und mit ihnen die vergangene Zeit. Es ist einem doch aber recht, als wär's vergangen, und man ist zufrieden damit, und will's nicht wieder so haben. So, denke ich mir, wird der Blick von droben sein auf dieses ganze Erdenleben. Aber nein, der muß noch anders sein! Da wird man nichts, als Züge der Gnade sehen, und aufgehen in Lob und Dank. So möge Dir denn, liebe Marie, auch der heutige Tag ein Tag reicher Gnade sein!...

So trug er alle die fernen Lieben fortgehend in liebender Erinnrung, und beklagte es mit schmerzlichem Leid, daß manche derselben in Folge seiner ernsteren Glaubens- und Lebensrichtung sich ihm jetzt weniger nahe fühlten.

Wer ihm aber unter den älteren Freunden näher trat und tiefer blickte, mußte bald inne werden, daß die alte Liebe, wie an christlicher Gediegenheit, so auch an Kraft und Fülle nicht ab-, sondern zugenommen; wenn gleich der neue Wein des Lebens und der Liebe im Glauben erst nach einigen Jahren sich ganz von der herberen Beimischung, welche in den Jahren der Gährung im neuen Schlauche unvermeidlich ist, befreite und klärte, so daß nun die neue Liebe eines ganz zur Liebe geschaffnen Herzens erst recht auch als die alte erscheinen mogte.

Nach einem solchen Wirken der Arbeit und der Liebe aber wird es als ein Zeugniß der rührendsten Demuth erscheinen, wenn Sybel's Herz und Muse den Neujahrsmorgen 1835, vor dem Abgange nach L., mit dem Worte begrüßte:

„Ach, die Pforten sind geschlossen,
Wiederum ein Jahr verflossen!
Unaufhaltsam eilt die Zeit,
Näher rückt die Ewigkeit.
Und da steht der Mensch, der arme,
O Herr Jesu, Dich erbarme!"

In derselben Zeit entwarf er auch die oben angeführte Skizze seines Lebens in Potsdam (s. Seite 226 der Anmerk.), und schloß dieselbe, einstimmend in das Lied des Mannes nach dem Herzen Gottes — und, beim Scheiden wie beim Kommen, einstimmend in das Lied der hohen Glocken — mit den Worten: „Lobe den HErrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan! Der Dir alle Deine Sünde vergiebt und heilet alle Deine Gebrechen; der Dein Leben vom Verderben erlöset, der Dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit. Der Deinen Mund fröhlich macht, und Du wieder jung wirst, wie ein Adler!" *)

Und so stimme denn auch unsere Seele ein, lieber Leser, in das Lob des Höchsten, und preise den HErrn „um seine Güte, und um seine Wunder, die er an den Menschenkindern thut; daß er sättiget die Seele, die da dürstet, und füllet die hungrige Seele mit Gutem!" Ja, lobe den HErrn, meine Seele!

*) Ps. 103.

Zweiter Abschnitt.

Pfarramtsjahre in Luckenwalde.

Januar 1835 bis Dezember 1838. — 30stes bis 34stes Lebensjahr.

„Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christum." Phil. 4, 13.

Nun fleug, mein Wort, fleug hoch zum Himmel auf,
Das Letzte nur, das Höchste noch zu sagen;
Ach, nimm getrost durch Lust und Schmerz den Lauf,
Weithin des Freundes Scheidegruß zu tragen!
Ihr meine Thränenquellen brechet auf,
Ich muß nun jauchzen, muß nun schmerzlich klagen:
Daß er nicht mehr — o daß er ewig ist
Vor Deinem Throne, Jesus Christ!

So wird zum Demant kaum der lichte Thau,
Wenn morgens er am schlanken Halme bebet,
Und wundersam auf der smaragdnen Au'
Der Sonne Glanz in seinem Schimmer webet,
Daß klarer fast, als an des Himmels Blau,
Ihr Strahlenbild im kleinen Tropfen lebet:
Als Dich die Gnadensonne hoch geehrt,
Als Jesu Bild in Deinem sich verklärt!

Du folgtest treu dem guten Hirten nach,
Als Lamm der Heerde nahe ihm zu weiden.
Und Deine Heerde, o wie warst Du wach,
Ein treuer Hirte nimmer sie zu meiden!

In ihrem Dienst scheu'st Du kein Ungemach,
Bist froh bereit, für sie mit Ihm zu leiden.
Doch ach — ein andrer Kelch noch wartet Dein:
Groß ist der Schmerz — groß muß die Liebe sein!

Vollbracht ist nun Dein kurzer Glaubenslauf,
Zu ew'gem Schauen bist Du eingegangen,
Der Wehmuth Thräne blinkt zu Dir hinauf,
Verkündend leise Dir ein still Verlangen.
Doch wenn, o Freund, des Wortes Liebeslauf
Dein Lob zu künden je sich unterfangen,
So zürne nicht: Der Knechte Christi Ruhm
Bleibt ihres Königs schönstes Eigenthum!

Sybel's Ruf in's Pfarramt.

So glücklich und gesegnet wir Sybel im Schulamte wirken sahen, so war es doch nicht sowohl dieses, als das Pfarramt gewesen, welches er ursprünglich als seine Lebensaufgabe erkannt, und zu welchem er seine eigentliche Vorbereitung genossen hatte.

Das Verlangen, in dieses Amt berufen zu werden, erwachte daher in ihm, während er noch in jenem mit ungeschwächter Liebe wirkte. Dieses Verlangen nahm an Innigkeit und Lebendigkeit zu, jemehr das Eine, was noth ist, seinem eignen Gemüthe sich als die eigentlich entscheidende Lebensfrage kundgegeben. Das Amt, „welches die Versöhnung predigt," welches seine Diener als friedebringende Boten des Evangeliums Gottes hinstellt, als Diener und Mitarbeiter des HErrn, welchem zu dienen nun seines Lebens Lust und Freude war, war ihm damit in einer noch höheren Bedeutung aufgegangen.

In einer Zeit, wo Hunderte von Kandidaten müßig am Markte stehen, und auf den Ruf zur Arbeit warten, wurde Sybel nicht die Freude zu Theil, ohne weiteres Zuthun alsbald in's Amt gerufen zu werden. Indeß trug er auch, die bestehenden Verhältnisse als unter göttlicher Leitung erkennend, kein Bedenken, sich mehrfach um ein offnes Amt zu melden, indem er es ruhig dem HErrn überließ, ob er ihn durch die geordnete Behörde jetzt oder später berufen wolle.

Wirklich war es der Wille des HErrn nicht gewesen, ihn in eins der beiden Aemter zu rufen, zu welchen er seine Dienste angeboten hatte. Dagegen trug ihm die Königliche Regierung

im Sommer 1834 das Diakonat zu Luckenwalde an. „Sein Herz," berichtet seine Gattinn hierüber, „war mächtig hierdurch ergriffen. Wir erfuhren zugleich, daß das Einkommen der Stelle gering sei, uns nur etwa die Hälfte unsrer damaligen Einnahme*) gewähren würde, daß das Amt sehr beschwerlich, das Wohnhaus baufällig und ohne Garten sei u. dergl. Sybel rief mich mit bewegtem Herzen in den Garten, wir sprachen lange über diesen Antrag. Doch nach einigen Stunden kam er mit freudigem Blicke und dem Ausspruch zu mir: Ich gehe nach L., wenn es sonst des HErrn Wille so ist. Fragen die Missionare auch, wenn sie Vaterland und Leben hingeben, den armen Heiden das Evangelium zu predigen: wie viel habe ich da zu thun, und was wird mir dafür? — Nein, ich habe den HErrn um ein Amt gebeten; ich wäre der schlechteste Knecht, und nicht werth der Arbeit in seinem Weinberge, wenn ich, nun er's mir giebt, des geringen Lohnes wegen es nicht annehmen wollte."

Späterhin machte der Verfasser selbst ihm Vorstellungen. „Es handle sich ja nicht um das Pfarramt überhaupt, sondern nur um den Ort, wo er es verwalten solle. Die Behörde werde bei genauerer Erwägung seiner jetzigen Verhältnisse ihren Ruf selbst keinesweges als nöthigend betrachten. Er habe die Rücksicht auf Weib und Kinder jedenfalls auch als eine gottgeordnete Pflicht zu betrachten. Wenigstens solle er doch um genauere Auskunft über den wirklichen Ertrag der Stelle, über die Art und Weise, wie derselbe einkomme, bitten, da ihm nur summarisch der ungefähre Ertrag der Stelle angegeben sei." Aehnliche Vorstellungen wurden ihm von verschiedenen Seiten her gemacht. Er hörte sie, als Zeichen liebender Theilnahme, still und dankbar an, wußte sie auch nicht grade immer vollständig zu widerlegen, blieb aber in sich selbst gewiß, daß er nicht anders, als mit freudiger Zuversicht im Namen des HErrn nach L. gehen solle. So gelang es namentlich mir nicht, ihn zu bewegen, sich vorher genauer nach dem Einkommen der Stelle zu erkundigen. „Wozu dieß noch?" entgegnete er fast bittend, „da dieß mich doch nicht bestimmen darf, dieses Amt zu übernehmen.

*) Einschließlich der durch die häuslichen Zöglinge.

Auch wird das Einkommen (bei der Behörde mit 433 Rthlr. jährlich angegeben) hinreichen, bei einem einfachen Leben an einem wohlfeilen Orte mich und die Meinen zu ernähren. Aeußerer Segen und äußere Noth kommt vom HErrn, und er sendet nach seinem Wohlgefallen oft jenen den Armen, diese den Reichen. Ist es der Wille des HErrn, daß meine Kinder eine höhere wissenschaftliche Bildung genießen, so ist die Hand des HErrn unverkürzt, Mittel und Wege dazu zu verschaffen; ist ihnen dagegen geordnet, ein Handwerk zu lernen, und weitere Mittel sind versagt, so bin ich's auch gern zufrieden." Auf die mit väterlicher Sorgfalt ausgesprochnen Bedenken des Herrn Ob.=A. Karbe erwiedert er unter andern: „Was die besondere Seelsorge betrifft, so denke ich, daß es da nur auf den zweiten Prediger ankommt, ob er sie sich schaffen will. Die Filiale sind, so viel ich weiß, ganz mir anvertraut. Ich habe, Gott sei Dank, noch junge Beine, die will ich üben im Dienste des HErrn. Daß es nur eine Durchgangsstelle ist, macht mich auch nicht weniger freudig, denn das sind ja alle unsre Stellen. Man stirbt selbst früh, oder die Leute rings um einen her. Das Ungünstige der Stellung ist doch auch von Gott dem zum Heile geordnet, der sie bekleidet, und selbst die scheinbar idealsten Stellungen haben oft, in der Nähe besehen, ihre großen Gebrechen. Kurz, ich muß gestehen, ich habe bis jetzt eine große Freudigkeit grade für diese Stellung. Ich bin auch so gestimmt, daß ich nicht links noch rechts sehen mag; nur Ihm gefolgt, und wie gesagt, will Er's nicht, so wird Er's hintertreiben."

So konnte er auch mit Freuden das für ihn, als so innigen Freund der Natur und des Schönen, gewiß große Opfer bringen, und aus der reichen Gegend von Potsdam nach dem armen L. gehen. Das Reich der Gnade war mit seiner höheren Schönheit seinem gläubigen Gemüthe nun so gegenwärtig, daß um dieses willen eine Entbehrung in jener Hinsicht ihm hinfort gar nicht in Betrachtung kam. So konnte er im Sommer 1835 einem Freunde, der in Ansehung der Gegend einer anderen Vakanz bei ihm anfragte, mit voller Wahrheit antworten: „Es ist eine traurige Gegend, ringsumher Kiessand und kein Wald. Aber im Dienste des HErrn müssen wir nicht

nach der Gegend fragen. Seelen vom ewigen Tode erretten, gilt es!"

Wie indeß die Erkenntniß des höheren Schönen den Sinn für die unteren Stufen desselben nicht abstumpft, sondern nur erhöhet, zeigt die herzliche Dankbarkeit und Freude, mit welcher er auch in dieser Hinsicht in L. weilte. Ueberall wußte er in der Umgebung der Stadt Schönes aufzufinden, und führte gern seine Gäste auf einen oder den anderen Hügel, damit sie die Spuren der Herrlichkeit Gottes auch in seiner jetzigen Heimath sehen mögten.

Sybel versahe nun, sobald er sich für die Annahme der Stelle fest entschieden hatte, sein damaliges Amt noch bis gegen den Schluß des Jahres 1834 mit gleicher Ruhe und Gewissenhaftigkeit. Die doppelte Sorge für die jetzige und künftige häusliche Einrichtung, die nähere Vorbereitung für das zu übernehmende Amt, mannichfache häusliche Störungen erschwerten ihm jene treue Erfüllung seiner schweren Berufspflichten. Indeß der HErr half durch alles gnädig hindurch.

Bei großer Kälte zog er in den ersten Tagen des Jahres 1835 mit dem Seinen nach L. ab.

Als die Gehülfinn die Stadt zuerst in der Ferne sahe, wurde es ihr so wehe im Herzen. Sybel, der Frau seines Herzens schon durch die geheimnißvollen Bande des Mitlebens verbunden, fühlte es ihr sogleich nach, und fragte nach der Ursach. Diese aber war auch ihr selbst verborgen. So sprach er: „Ja, ohne Schmerzen werden wir auch in dieser Stadt nicht für den Himmel reifen!" Und sie: „Ach, ich will auch alles gern tragen, wenn ich nur bei Dir bin, geliebte Seele!" „Berta — erwiederte er — auch ohne mich, allein mit Deinem HErrn, mußt Du tragen können. Und wer weiß, ob Du mich nicht bald dahin geben mußt, weil Dein Herz noch zu sehr an mir, dem armen Menschen, hängt." — —

Fassen wir nun zunächst den

Wirkungskreis

etwas näher in's Auge, in welchen wir Sybel hier eintreten sehen, so war derselbe schon durch seinen äußern Umfang bedeu-

tend. Er hatte das Diakonat der ganzen Stadtgemeinde von 6000 Seelen zu verwalten, und war außerdem alleiniger Pfarrer und Pastor von vier Landgemeinden. Als Diakonus hatte er außer den zahlreichen unbestimmten Amtshandlungen sonntäglich die Nachmittagspredigt, Vormittags reiste er zu den weit entlegnen Filialen, hatte daselbst, außer der Predigt, den Unterricht der Katechumenen, häufig auch Beichte und Abendmahl, Taufe und Trauungen zu verrichten. So wurde er oft schon von der Muttergemeinde in der Stadt erwartet, wenn er von den, in der Frühe des Morgens angefangnen, auswärtigen Geschäften in die Stadt zurückkehrte, und nach der jetzt beginnenden Nachmittagskirche folgten wiederum häufige Amtshandlungen, von welchen er zuweilen erst am Abend zum Genusse der häuslichen Ruhe gelangte.

Am meisten häuften sich die Geschäfte in der Fastenzeit, während welcher Sybel auch in den Wochentagen in die Filiale zu reisen, Predigt und Katechumenen-Unterricht in der Weise zu halten hatte, daß ihm die Mittagskost auf einem Filiale von den Gemeindegliedern gereicht wurde. Während dieser Zeit hatte er in je 14 Tagen 11 Predigten zu halten.

So schwierig dieses Amt, namentlich dem Anfänger, schon an sich werden mußte, so viel schwieriger wurde es dadurch, daß Sybel schon bei seiner Ankunft in L. den Oberpfarrer so leidend fand, daß er in dieser geschäftvollsten Zeit einen großen Theil der Amtsgeschäfte desselben mit verrichten mußte, bis dieser um Ostern ausstarb, und die Arbeiten Sybel's auf das nächste Jahr sich dadurch noch vermehrten.

Einige Stellen seiner Briefe mögen den Umfang dieses Wirkungskreises und vorläufig auch die Glaubensfreudigkeit bezeichnen, mit der er sich der Arbeit in demselben hingab.

Im Frühling 1835 schreibt er an den lieben Ob.-A. K.:

„Der HErr hat mir armen schwachen Menschen einen gar schweren Beruf aufgelegt. Kaum erst in das Amt getreten, muß ich meinen Superintendenten und Gehülfen verlieren, und stehe nun da, für ein Jahr als der alleinige Seelsorger von beinahe 7000 Seelen. Es ist mir aber gegeben, um mein Herz zu demüthigen, denn täglich habe ich fast irgend ein geistlich Ge-

schäft, eine Leiche oder Trauung oder Predigt, und da fühle ich denn meine geistliche Armuth. Ich soll reden und habe keine Liebe, ich soll predigen und der Glaube ist oft so schwach, ich soll mittheilen aus dem Schatz des Herzens, und es ist oft kein Schatz darin. Ich mögte jetzt immer alle lieben Freunde wie ein Kind bitten, bittet doch für mich Armen und rufet zum HErrn, daß er mir helfe. Mein Gebet ist oft so dürre, ich brauche Mitbeter ..."

Im Juni 1835 schreibt er an einen andern Freund:

... „Seit des Superintendenten Tode bin ich verpflichtet, alles zu übernehmen, was in der Woche vorfällt. Ja, ich habe hier so mit dem Kopfe arbeiten müssen, daß mir, seit ich hier bin, die Haare auf eine merkwürdige Weise ausgegangen sind. Aber ich habe auch viel, sehr viel Ursach, dem HErrn zu danken. Er hat mir in dieser schweren Zeit wunderbaren Beistand geleistet, und mich oft, wenn ich kaum mehr sprechen konnte, und nun zum dritten Male hier in Luckenwalde die Kanzel besteigen mußte, so gestärkt, daß die dritte Predigt die freudigste und kräftigste ward. Aber ich habe auch oft unter Zittern und Zagen vor ihm gelegen, lieber Bruder. Ich bitte Dich nun auch inbrünstiglich, meiner recht ernstlich vor Ihm zu gedenken und Ihn zu bitten, mich zu kräftigen in meinem schweren Amte, mich aber auch recht demüthig zu machen, auf daß ich nie wähnen möge, es sei meine eigne Kraft, wozu ich täglich große Versuchung in mir habe ..."

September 1835.

... „Ich kann dem HErrn nicht genug danken für den segensreichen Beruf, den er mir hier gegeben hat. Ich fühle mich allerdings oft sehr schwach gegen die mancherlei Anforderungen, die an mich gemacht werden, aber der HErr stärkt und hilft wunderbar. Von meiner Wirksamkeit darf ich nicht viel reden. Der HErr heißt mich schweigen, denn das Herz ist eitel und hängt sich gern an sein eigen Thun, aber ich will ihn preisen, daß es so scheint, als wenn selbst von den ersten Körnern, die ich ja bis jetzt hier ausgesäet habe, nicht alle auf das Steinigte gefallen wären. Und wir wollen bitten, daß er mir

die rechte Weisheit und Demuth gebe, ferner zu wirken nur für ihn. Zur Ehre meines HErrn muß ich es bekennen, daß er mir eine brünstigere Liebe für sich gegeben, seit ich hier bin. Ich will nichts mehr wissen und gewinnen, als ihn, den Gekreuzigten! Dabei fehlt es allerdings auch nicht an Trotz und an Verzagtheit, aber der HErr ist gnädig, und vergiebt uns unsre Sünde ..."

Januar 1836.

... „Mein Amt ist ein gar seliges. Täglich treibt es mich, ja es treibt mich zu Christo hin, und ich muß oft dem Himmelreiche Gewalt anthun, und es an mich reißen. Denn bei den vielen Anforderungen, die an meine Kraft, an meine elende Kraft ergehen, kann ich nicht anders, ich muß zum HErrn, mir von ihm Kraft erflehen, erringen. Und zur Ehre meines HErrn darf ich's sagen, er läßt mich wachsen in seiner Gnade; doch nicht, daß ich's schon ergriffen hätte."

Doch es war nicht die äußere Größe seines Wirkungskreises allein, welche Sybel's ganze Kraft jetzt in Anspruch nehmen mußte, sondern mehr noch die innere Beschaffenheit desselben. Es scheint daher, zur klaren Anschauung seines Lebens und Wirkens in diesem Kreise, nothwendig, auch hierüber einiges voraus zu schicken.

Trägt man indeß billig Bedenken, schon eine lebende Person schlechthin in's Angesicht zu loben oder zu tadeln, so muß dieses Bedenken noch viel größer sein, wenn es sich, wie hier, um die Charakteristik einer ganzen Gemeinde handelt. Ich bescheide mich daher ausdrücklich, in dieser Hinsicht mehr zu sagen, als was zu unsrem Zwecke unerläßlich scheint.

Dieß aber ist für den Kundigen fast in der einen Bemerkung beschlossen, daß Sybel seine Gemeinde im allgemeinen grade in demjenigen Zustande fand, in welchem man ein oder zwei Jahrzehende früher, mit sehr spärlichen Ausnahmen, eine jede Gemeinde der vaterländischen Kirche gefunden hätte. Die Zeit ihrer Erlösung von dem Wahn des Unglaubens, von dem Fanatismus des Rationalismus war noch nicht gekommen. Die Saat desselben, in der Leichtfertigkeit eines weltlichen, von dem

Gehorsam des Glaubens losgebundnen Wesens üppig wuchernd, trug hier, wie überall, ihre reichlichen Früchte. Anstatt des Glaubens an das Wort Gottes und der Kirche bei der großen Menge der Wahn einer vermeinten höhern Aufklärung, anstatt der Weisheit Gottes die Thorheit der Welt, anstatt des vollen Gotteshauses am Tage des HErrn gefüllte Tabagieen und Häuser der weltlichen Lust, überhaupt am Sonntage anstatt der Tage des HErrn Tage der Welt und ihrer Lust, und so auch in der Woche anstatt eines in Gottesfurcht geheiligten, gesegneten Wandels zunehmende Willkür und Losgebundenheit der häuslichen und sittlichen Verhältnisse: diese Früchte trug und mußte jene unheilvolle Saat so hier, wie an allen Orten tragen. Und so darf nur noch auf die besonderen Verhältnisse einer ländlichen Fabrikstadt hingewiesen werden, in welcher jene allgemeinen Verhältnisse in eigenthümlicher Weise wiederkehrten. Bei der Unmöglichkeit einer tieferen Bildung mußte der Fanatismus der Aufklärung wider die Lehre Gottes und der Kirche sich um so krasser gestalten, und die kräftigen Begierden des Fleisches und des Egoismus hatten um so freieren Spielraum. Eine Menge der zahlreichen Armen war von den reicheren Fabrikherren abhängig, das Beispiel und der Einfluß derselben mußte sich auf einen großen Theil der Einwohner im Bösen oder im Guten geltend machen. Wie dergleichen fürstliche Männer durch eine christliche Hausordnung und Disziplin, durch innige Anschließung an das kirchliche Leben — was jedoch damals nur als dessen Schattenbild bestand — durch fleißige Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienst den ihnen gewordnen Segen zum Gemeingute ihres ganzen Lebenskreises machen, so daß in Wahrheit Ströme des lebendigen Wassers von ihren Fußtapfen fließen: so muß vielmehr auch der Unsegen ihres unchristlichen Beispiels sie wie ein nächtlicher Schatten begleiten und sich auf den Haufen der auf ihren Wink wartenden Arbeiter verbreiten.

Um das traurige Bild des Verfalles der kirchlichen Lehre und des Lebens zu vervollständigen, hatte sich eine Anzahl der Glieder der Stadtgemeinde ganz von der Kirche zurückgezogen, in der sie die Befriedigung der unläugbaren Bedürfnisse des menschlichen Herzens vergeblich suchten. Die Lehren von der

Sünde, der Buße und Bekehrung, der Erlösung und Versöhnung in Christo, der Wiedergeburt und der Nachfolge Christi, sind dem Menschen unentbehrlich, sobald er zur Erkenntniß seiner selbst gelangt — und er nicht in neue Verirrungen gerathen soll. Dieß geschahe bei jenen Waisen, welche das verschimmelte Brot der stiefmütterlichen Kirche nicht mehr nähren konnte. Ohne Zweifel waren sie es, welche, als erweckte und gläubige Christen, den Abfall der Kirche von der Lehre und dem Leben in Christo am tiefsten erkannten. Indem sie nun aber, anstatt ihre Gebete fort und fort zu dem Haupte der Gemeinde zu richten, daß er dieser, und in derselben ihrer, als einzler Glieder, sich erbarme, und Licht und Kraft des göttlichen Wortes wieder an die Stelle der menschlichen Thorheit in der Gemeinde setze, sich vielmehr von derselben absonderten, mußten sie auf die entgegengesetzten, gleichverderblichen Irrwege gerathen. Jakob Böhme, Gichtel und andere Idiosophen wurden ihre Führer, die sie, wenn auch weit über den blassen Horizont des Rationalismus hinaus, doch aber unmöglich zu der lebendigen Gemeinschaft Christi führen konnten, welcher als das Haupt der Gemeinde nicht außer, sondern in der Kirche — auch in der kranken, der Zucht hingegebenen — ist. Und so konnten auch diese Verirreten in der selbsterwählten Heiligkeit eines ehlosen oder die ehliche Gemeinschaft sich versagenden Lebens, in dem hoffärthigen Wahne einer inneren, der Sakramente und der kirchlichen Gemeinschaft nicht bedürftigen, Vereinigung mit Christo, unmöglich Entschädigung finden für den entbehrten Segen jener Gemeinschaft.

Zwischen diesen äußersten Gegensätzen des kirchlichen Verfalles bewegte sich nicht allein das Häuflein der Gläubigen, die, von der Welt gering geschätzt, von dem HErrn aber erkannt, die unsichtbare Kirche in der sichtbaren bildeten, und durch die Gnade gesund erhalten waren im Glauben; sondern es blieb auch ein großer, zweig- und blättereicher Stamm redlicher Seelen, die zwar auch unter der allgemeinen Sündfluth des leichtfertigen Wesens an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten, ohne darum aber die verlornen Güter mit dem Hohnlachen des Fanatismus preis zu geben. Die große Menge dieser armen, verführten und betrogenen Seelen befand sich unwohl in jener Sandwüste, wo das

Licht des Wortes Gottes und der Kirche Finsterniß heißt, und der Wahnwitz menschlicher Einbildungen Licht; es durfte ihnen nur Gelegenheit gegeben werden, statt der löchrichten Brunnen, die kein Wasser gaben, den Brunnen des lebendigen Wassers wieder zu finden; und sie bekehrten sich mit Freuden von der Finsterniß zum Lichte.

Endlich war auch bereits seit einiger Zeit das ungeschwächte Wort Gottes durch einen christlichen Evangelisten, den jetzigen Nachfolger Sybel's, zuweilen der Gemeinde verkündet worden, und so ohne Zweifel hier und da eine Seele dem Evangelio befreundet.

Dieß war der damalige Zustand der Gemeinde, welche, obwohl der Gott dieser Welt, der sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens, so vieler Sinne verblendet hatte, daß sie nicht sahen das helle Licht des Evangelii,*) sich doch vor anderen unter gleichen Umständen wohl nicht im Bösen auszeichnete, und so auch ihre treuherzige deutsche Art durch den freundlichen Empfang bewies, welcher dem noch unbekannten Diener des HErrn von vielen Seiten her bei seinem Anzuge zu Theil wurde.

* * *

In dieses Gebiet des Lebens und des Todes sehen wir nun Sybel, den Mann mit dem sehnenden, nun inbrünstig für die Sache Gottes und der Menschen glühenden Herzen, eintreten. Nach einem zwanzigjährigen Sehnen und Suchen mit einem ganz für die Wahrheit und Liebe geschaffnen Herzen hatte er beides in dem gefunden, welcher die Wahrheit und die Liebe ist. Mit der ganzen Vollkraft des Glaubens, der die Welt überwindet, mit der Innigkeit der ersten Liebe zu seinem HErrn, alle Kräfte seines jugendfrischen Geistes in dem Verlangen vereinigend, als ein treuer Diener desselben Seelen zu erretten und zu gewinnen, übernahm er das Amt.

Wie mußte das „Selig ihr Geistlicharmen, das Himmelreich ist euer, ihr Hungrigen und Dürstenden nach der Gerech-

*) 2 Kor. 4, 4. Ephes. 2, 2.

tigkeit, ihr sollet satt werden!"*) wie das „Wehe euch Reichen, ihr habt euern Trost dahin, euch, die ihr voll seid, euch wird hungern, die ihr hier lachet, denn ihr werdet weinen und heulen!"**) — wie mußte es aus seinem Munde, aus seinem der innigsten Gewißheit frohen Herzen erklingen, wie die Hörenden hier mit Wonne, dort mit Staunen, anderswo mit Entsetzen oder mit Ingrimm erfüllen!

Doch, ich will nicht schildern, ich darf es am wenigsten jetzt, wo es gilt, durch die einfachste Darstellung von Thatsachen den Leser zur weiteren Anschauung eines Lebens zu führen, wie es selten hienieden erscheint, wie es nur die Uebermacht der Gnade Jesu Christi zu schaffen vermag, wenn er, der Schönste unter den Menschen- und Gotteskindern, das Siegel seiner ewigen Wahrheit und Schönheit auf die empfänglichere Stirn eines Menschen drückt, den er nach seinem Bilde erneuen will. Gewiß jede allgemeine Schilderung, wenigstens von meiner Hand, jedes Gemälde mit menschlichen Farben würde nicht an die Klarheit reichen, womit es der Gnade, diesen Sünder zu schmücken, gefiel, und würde noch viel weniger dem Leser die einfache Anschauung seines wirklichen Lebens gewähren.

Indem ich daher fortfahre, soviel möglich wie bisher rein thatsächlich zu erzählen, und die Darstellung aus dem Leben des Verewigten selbst zu entnehmen, will ich mir doch keineswegs den Schein einer, in formeller Hinsicht leicht zu erheuchelnden, objectiven Darstellung geben. Vielmehr gestehe ich offen, daß mir das Bild des Lebens und Wirkens durch diese vier letzten Jahre des Freundes hin in einer Höhe erschien und erscheint, die mich unter anderen Umständen selbst an der Richtigkeit meiner Beobachtung zweifelhaft machen müßte.

Der Freund meiner Jugend war und blieb auch jetzt meines Herzens Freund. Aber wie er früherhin mir an Jahren und nach der Entwicklungsstufe nachgestanden, so erhob seine schöne Natur unter dem Sonnenschein der Gnade sich jetzt zu einer so lichten Höhe, daß ich ihm mit stillem Erstaunen nach-

*) Matth. 5, 2 ff.
**) Luc. 6, 24 ff.

sahe. Es war vor allem die Treue, dieses größte Werk der Gnade, die diesen Jünger Christi so groß machte. Mit kindlicher Herzensdemuth sein Unvermögen außer Christo, mit klarster Ueberzeugung des Verstandes und der Erfahrung das Heil in ihm erkennend, hatte er sich ihm eben so nüchtern und besonnen, als inbrünstig und begeistrungsvoll hingegeben. So richtete er nun, wie die nach der Sonne genannte Blume, nach der Königin des sichtbaren Himmels, alle Kräfte seines Geistes und Gemüthes auf Christum und sein Evangelium. In strenger, von Kindheit auf geübter Selbstverläugnung, begleitete und beherrschte er nun alle Zustände und Aeußerungen seines Lebens in Gedanken, Worten und Werken, und strebte, mit dem Blick auf den ihm stets gegenwärtigen, geliebten HErrn, alles, aber auch nichts weiter zu sein, zu denken, zu reden, zu thun, als was er in jedem Augenblicke nach seinem Willen sollte.

Daß er so zu sein nur strebte, daß er diesem Ziele nur unter täglichen Schwankungen sich näherte, kann schon im voraus gar keine Frage sein. Aber jene Treue und Wachsamkeit bewirkte so viel, daß die auch den Heiligen des HErrn noch anklebende Sünde fast nur dem Auge Gottes, und dem durch seine Gnade erleuchteten eignen Innern sichtbar wurde. Während sein Gewissen unter dem Wachsthum in der Gnade täglich sich schärfte, und er täglich tiefer in die geheimsten Falten des Herzens blickte, ja in den erst keimenden Gedanken und Empfindungen das Fortleben des „durch tägliche Reue und Buße zu ersäufenden alten Menschen"*) neben dem Leben des neuen erkannte: sahen andere fast nur noch die Zeugnisse der Wirksamkeit der Gnade an ihm.

Namentlich will der Verfasser dieses Zeugniß der Schwachheit nicht verhehlen, daß es ihm in diesen letzten Jahren nicht gelang, Fehler an dem Freunde zu entdecken. Natur und Gnade schienen sich ihm in einer Weise durchdrungen zu haben, die jeden aufkeimenden Fehler in der Geburt erstickte.**) Ich gebe

*) Luther im 4. Hauptst.

**) In sittlicher Hinsicht nämlich, während in intellektueller ich nicht selten mit voller Ueberzeugung eine andere Ansicht vertrat.

dieß dem Leser nicht bloß als ein Zeugniß der Aufrichtigkeit, sondern auch der Schwachheit hin.

Aber indem ich auch jetzt erkenne, daß hier heiliges Land ist, indem ich meine Schuhe ausziehe, und die Gnade preise, die also an den Menschenkindern thut, erkenne ich auch die Pflicht der heiligsten Wahrhaftigkeit. Was ich nun darzustellen habe, ist nicht das Wirken der natürlichen Kräfte des Menschen, sondern das Wirken der Gnade in dem Leben eines solchen, der sich ihrer beseligenden Kraft hingab.

Was mich, über das Bewußtsein der Aufrichtigkeit hinaus, bei der folgenden, in die höchsten Gebiete der Geschichte des Menschen greifenden, Darstellung gewissermaßen beruhigt: ist der Gedanke, daß der Leser, welcher bis hierher der Geschichte Sybel's gefolgt ist, sich die Hauptzüge des Bildes in diesem letzten Abschnitte beinahe selbst entwerfen wird. Wenigstens scheint es mir, daß diese Endentwicklung in Hinsicht seines inneren Lebens mit einer gewissen Nothwendigkeit erfolgen mußte. Sybel durfte nur der bisher dargelegten Lebensrichtung treu bleiben, und er konnte unter den nun eintretenden Verhältnissen im wesentlichen nicht anders fortgehen, als wir sehen werden.

Dem Verfasser war es leider auch während dieses Abschnittes nur etwa alle 2 Monat einmal, den Freund zu sehen, vergönnt, in amtlicher Thätigkeit überhaupt kaum einigemal. Es liegt also in der Natur der Sache, daß ich, über die Benutzung des nun weniger reichlichen schriftlichen Nachlasses hinaus, bei der folgenden Darstellung mich großentheils auf andere Zeugen stützen muß.

Zudem waren die mündlichen Mittheilungen Sybel's über die bedeutendsten Erfahrungen seines amtlichen Lebens fast immer nur beiläufig und mit großer Zurückhaltung gegeben, damit die Zunge nicht durch unzeitige Geschäftigkeit in das Gebiet der gemeinen Wirklichkeit herabziehe, was ihm oft selbst als ein Geheimniß der höhern Welt erschien. Er behandelte solche Gegenstände, selbst vor den vertrautesten Freunden, mit einer heiligen Schüchternheit, und vergaß nicht, daß diese, wie er selbst, sündige Menschen blieben. Indeß würde ich einen Schatz der anziehendsten Thatsachen besitzen, müßte ich nicht in vielen Fällen

Mißtrauen in mein Gedächtniß setzen, welches für einen Zweck, wie der gegenwärtige, durch schriftliche Bemerkungen zu unterstützen, mir natürlich nicht in den Sinn kam.

Endlich sind mir auch die schriftlichen Mittheilungen der Freunde, namentlich in Ansehung spezieller Thatsachen, nur sehr sparsam zugekommen, vielleicht aus dem gleichen Mißtrauen in die Zuverlässigkeit ihrer Erinnerung.

Sollte indeß, was völlig zu verhüten zuletzt immer unmöglich ist, in Ansehung von dergleichen Einzelheiten trotz der angewandten Mühe einiges verfehlt sein, so zweifele ich doch nicht, daß meine Darstellung den billigen Ansprüchen genügen, und den Leser zur richtigen Auffassung des Gegenstandes vermögen wird.

Wir betrachten nun Sybel zuerst in seiner pfarramtlichen Thätigkeit überhaupt, begleiten ihn alsdann insonderheit auf die Kanzel, sehen ihn als Katecheten, als Liturgen, als Pastor, und in seinen übrigen amtlichen Verhältnissen, und schließen dann mit der Betrachtung seines Privatlebens.

Sybel als Pfarrer überhaupt.

> „Es soll aber ein Bischof (Pfarrer) unsträflich sein, Eines Weibes Mann, nüchtern, mäßig, sittig, gastfrei, lehrhaftig; nicht ein Weinsäufer, nicht pochen, nicht unehrliche Handthierung treiben, sondern gelinde; nicht haderhaftig, nicht geizig; der seinem eignen Hause wohl vorstehe, der gehorsame Kinder habe mit aller Ehrbarkeit. Nicht ein Neuling, auf daß er sich nicht aufblase, und dem Lästerer in's Urtheil falle. Er muß aber auch ein gutes Zeugniß haben von denen, die draußen sind, auf daß er nicht falle dem Lästerer in die Schmach und Strick." 1 Tim. 3.

Wie Sybel sein Amt als einen göttlichen Beruf, als das eines Mitarbeiters Gottes *) an der Seligkeit der Menschen erkannte, so konnte er nicht anders, als mit heiliger Gewissenhaftigkeit alles umfassen, was mit diesem Amte in Beziehung stand. Mit welcher Herzenslust und Freudigkeit er die ganze

*) 1 Kor. 3, 9. 2 Kor. 6, 1.

Last des schweren Amtes auf sich nahm, haben schon die zuvor angeführten, leicht zu vermehrenden Stellen gezeigt. Statt dessen verweise ich auf die, wofern es noch der Raum verstatten wird, in einem Anhange beizugebende, Antritspredigt, mit welcher er am 11. Januar 1835 das Amt übernahm.

Sehr bezeichnend erscheint hier der gewählte Text, Joh. 21, 14 — 19, die dreimalige Frage des HErrn an Petrus: „Simon Johanna, hast Du mich lieb?" und der dreimalige Auftrag: „Weide meine Schafe!" Von dem Beispiele der Hirtentreue Christi, der sein Leben ließ für die Schafe, und des Felsenjüngers, der seinem Meister darin folgte, geht er auf sich selbst über, um der Gemeine zu erklären, wie er sich zu gleicher Treue und Hinopferung verpflichtet fühle, bei Tag und bei Nacht für seine Heerde zu wachen und zu beten, den Tod, sei es in gewisser Voraussicht, bei ansteckenden Krankheiten selbst ein Opfer seines Amtes zu werden, sei es in andern Fährlichkeiten, nimmer zu scheuen.

Ein Mitglied der Gemeinde bekennt, beim Anhören dieser Predigt seinen Nachbarn angestoßen und ihm zugeraunt zu haben: „Der Mann verspricht uns viel; wo er das halten will, muß er mehr, als ein Mensch, vermögen." Aber an seinem Grabe müsse er bezeugen, Sybel habe alles, ja mehr gethan, als er versprochen.

Ohne darum in menschliche Eilfertigkeit und Vielgeschäftigkeit sich zu verirren, suchte Sybel unter stetem Gebet und Arbeit die Zeit auszukaufen, und keine Gelegenheit ungenützt zu lassen, die sich ihm, für den HErrn und die ihm vertraute Gemeinde zu wirken, irgend darbot. Nur jener still dem HErrn hingegebene, auf seinen Wink und Willen wartende, Blick konnte ihn in seiner rastlosen Thätigkeit aufrecht erhalten.

So schreibt er im Febr. 1835: „Ich bin bis jetzt mit den hiesigen Separatisten noch nicht zusammengekommen und will sehen, ob mich der HErr zu ihnen leitet. Ueberhaupt denke ich, mir von Ihm überall die Wege zeigen zu lassen, dann aber auch nicht zu säumen, sie einzuschlagen. Er helfe mir!" Und er half ihm, wie im Großen, so auch im Kleinsten treu zu sein.

Von früher Jugend auf gewohnt, sehr früh aufzustehen,

und das Tagewerk zu beginnen, fuhr er auch jetzt stets in gleicher Weise fort. In brünstigem Herzensgebet auf seinen Knieen, denn anders mogte er, da, wo er frei der Lust seines Herzens folgen konnte, kaum noch beten, legte er jetzt sein armes, doch in Christi Liebe reiches Herz, sein Haus, seine Gemeinde zuerst zu den Füßen des guten Hirten nieder, und erbat sich den Segen und die Leitung desselben für das Werk des kommenden Tages. Hierauf fing er ungesäumt die Tagsgeschäfte an, es folgten, nur von der gemeinsamen Hausandacht unterbrochen, die stille Vorbereitung zu den öffentlichen Amtshandlungen, diese und andere Amtsgeschäfte selbst, und die zahlreichen, bestimmten und unbestimmten Geschäfte der Seelsorge.

Doch um von seiner Treue im Kleinen, von seiner geschickten Benutzung jeder dargebotnen Gelegenheit ein anschauliches Bild zu geben, scheint die Mittheilung einiger Einzelheiten unentbehrlich zu sein.

Auf seinen sonntäglichen Amtsreisen nach den Filialen wurde er zu einer gewissen Zeit des Tages von den Bauern abgeholt. Dann nahm er seinen Platz gewöhnlich neben dem Fuhrmann, und ließ sich traulich mit ihm in's Gespräch ein. Seine innige Freundlichkeit fand dann leicht den Weg zu dem Herzen des Gefährten, wenn dieses anders irgend zugänglich war. Einst, im ersten Jahre, kehrte er besonders freudig von einer solchen Reise zurück. „Ach, der HErr hat mir — rief er der Frau mit leuchtenden Augen zu — heut große Gnade geschenkt. Heut habe ich ein Herz gefunden, das ernstlich fragt, was soll ich thun, daß ich selig werde?“ Nun erzählte er, wie er anfangs ruhig von seinem Sitze aus mit dem lieben Bauern gesprochen, bald aber sei ihm das Herz gegen diesen heilsbegierigen Schüler so warm geworden, daß er sich zu ihm gesetzt und sein Herz gefunden. „Komm,“ schloß er dann, „laß uns gemeinschaftlich bitten, daß diese Seele dem HErrn gewonnen werde.“ Ein von diesem Bauern bald nachher an Sybel geschriebener Brief zeigt, wie herzlich dessen Liebe erwiedert, wie treu seine Ermahnungen beherzigt wurden. Die ihm von S. gegebenen Bücher wurden von ihm und anderen eifrig gelesen, bald schlossen sich mehre

liebend an ihn an, und zeigten durch ernsten Wandel, daß sie dem HErrn, und nicht der Welt mehr dienen wollten.

Noch in demselben Jahre finden wir ihn auf einer Reise zum Missionsfeste in Potsdam. Er erzählt hiervon den Kränzchenfreunden am 22. Juni: ... „Ich bewog einen sehr lieben Bauern eines Filials, mich in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch nach Potsdam zu fahren. Der Schulmeister des Ortes fuhr auch mit. Es war eine köstliche Nacht mit den beiden Leuten. Als die Sonne kam, sangen wir: Herr Jesu Christ, dich zu uns wend'. Nachher las ich ihnen den Brief an die Philipper mit gelegentlichen Bemerkungen. So und ähnlich ging es bis Potsdam" u. s. f.

Von einer solchen Filialreise erzählt ein Augenzeuge, welcher Sybel begleitete, mit großer Freude. Sie nahmen bei einem Bauern das Mittagsmahl. Später kamen einige andre zum Besuch. Sybel las ihnen einige Missionsnachrichten vor, ein jeder brachte freudig seine Gabe für die Heidenbekehrung, selbst ein kranker Bauer, der nur davon gehört hatte, schickte einen Thaler. Nach traulichen und erbaulichen Gesprächen wurde noch ein geistliches Lied gesungen, und Sybel kehrte dann erst gegen Abend zurück.

Nicht selten begegneten ihm auf diesen Filialreisen Glieder der städtischen Gemeinde, welche Armuth und Noth, oder der zum Grunde liegende Leichtsinn, in die nahen Wälder zur Einsammlung von Holz getrieben. Oft sahe er dann, wie zu der Sünde gegen den HErrn und die Segenstage seiner Kirche noch besondere Frevel verübt wurden, indem statt des dürren Holzes grünende Bäume gefällt und diebisch entwendet wurden.

So oft es nun die Zeit irgend erlaubte, ließ S. dann halten, grüßte die Uebertreter, redete ihnen ernstlich und freundlich zu, diese Sündenwege nicht weiter zu gehen. War es den Frevlern möglich, so suchten sie sich wohl seinem Blick zu entziehen, sonst aber erwiederten sie seinen Gruß mit Ehrerbietung, und auch dem geübtesten Bösewicht entfiel vor seinem Blicke der Liebe und des Ernstes das Herz, ihm eine etwa beschlossene Kränkung zuzufügen.

So begegnete er einst einem schon öfter ermahnten Manne.

Er hatte stärkeres und grünes Holz aufgeladen. Sybel redete ihn auf's neue an, drang jetzt mit großem Ernste in ihn ein, wies ihn, da sein ängstlicher Blick die Stimme des Gewissens verrieth, auf das Auge des HErrn am Tage des Gerichts, und bewog ihn endlich, ein bis dahin verborgen gehaltnes Beil ihm zu überlassen, und sich statt dessen bei ihm „ein anderes ehrliches Beil dafür zu holen, da es ihm ja selbst nur schmerzlich sein würde, durch den Anblick dieses Sündenbeiles täglich an seine Vergehung erinnert zu werden."

Ein anderes Mal von einer Amtsreise, noch im ersten Amtsjahre, zurückkehrend, findet er in der Vorstadt einen großen Auflauf. Es war schon Dämmerung. Doch erkennt Sybel zwei Männer in äußerster Wuth auf einander schlagend, diese zunächst von ihren Weibern unterstützt, dann von einer gaffenden Menge umstanden. Sybel läßt den Wagen nur halten, steht auf, und weiset, während die Blicke der Menge sich auf ihn richten, mit aufgehobenem Finger ernst gen Himmel, und fährt weiter. Bald erhält er Kunde, daß einer der beiden Männer tödtlich verletzt darnieder liege, und die Sorge um beide bewegt sein Herz. Er besucht den Kranken, findet ihn leiblich und geistlich im elendesten Zustande, und bereitet ihn so viel möglich auf sein nahes Ende vor. Vor allem sucht er ihn zur Erkenntniß auch seiner Sünde und Schuld, und wie zur Buße und zum Glauben überhaupt, so insonderheit dahin zu führen, seinem Feinde von Herzen zu vergeben. Einst findet ihn der Arzt vor dem Bette des Kranken knieend, für ihn betend. Jener im guten Eifer für des Kranken leibliches Wohl, aber der unter den obwaltenden Umständen nicht weniger, ja viel mehr gefährdeten Seele nicht gedenkend, sucht Sybel irre zu machen, und wo möglich ganz zu entfernen. Dieser aber, seines göttlichen Berufes an die Seele des Kranken sich bewußt, läßt sich nicht irre machen, weiset die wohlgemeinte Anmaßung mit einer Ruhe und Würde zurück, die wenigstens später ihre Anerkennung finden mußte.

Während er so allmälig Eingang bei dem Kranken findet, liegt ihm die Sorge um den Todtschläger immer dringender auf dem Herzen. Zu diesem, ohne einen näheren Wink des HErrn,

zu gehen, hält er noch nicht für gerathen. Er schüttet in der nächsten Predigt sein Herz, seinen Schmerz vor der Gemeinde aus, er liegt dem HErrn täglich an, wenn er ihn als einen Boten des Heils an diesem berüchtigten Frevler gebrauchen wolle, ihm denselben zuzuführen, oder sonst einen nähern Wink zu geben.

Jetzt erscheint ein Paar, welches sein Aufgebot nachsucht; alle Bedingungen seien erfüllt, doch der Vormund versage seine Einwilligung: dieß ist jener Frevler! Sybel vernimmt dieß mit bewegtem Herzen, und bescheidet jenen zu sich. Er bleibt aus und S. zagt, ob der Wille des HErrn an ihn ergehen werde. Jetzt ist der Sonnabend da, mit ihm eine Fülle der Amtsarbeiten, S. hat wider die Regel den Auftrag gegeben, ihn diesen Vormittag durchaus nicht zu stören, und sich in seine Studirstube eingeschlossen. Grade jetzt erscheint der Mann seiner Sorge, seines Gebetes und Harrens. Die Frau, die das Herz ihres Mannes kennt, gedenkt seines Verbotes, pocht aber an die Thür und meldet den Kommenden.

Dieser trit kühn und trotzig vor S. hin. Er aber, den fragenden, bittenden Blick unverwandt auf den HErrn gerichtet, bringt das nächste Geschäft glücklich mit ihm zu Ende. Nun erinnert er ihn an den Mann, der durch seine Hand auf das Sterbebette niedergestreckt lag. Eine Zeitlang weiset er hart und unwillig jede Ansprache von sich ab, in einer Sache, die S. nichts angehe, die er hier nicht abzumachen habe. Seine Augen rollen im Zorn, der „Mörder von Anfang" regt die blinde Wuth des Armen, der „seines Theils" gewesen, heftig auf, aber „der in den Gliedern Christi ist, ist größer, denn der in der Welt ist"!*) Seine natürliche Schüchternheit in der Kraft des HErrn bezwingend, fährt er fort mit Bitten und Ermahnen, mit Warnen und Strafen, und siehe, die Liebe zu dem Sünder überwindet sein Herz! Vielleicht waren es die ersten Thränen der Reue, die über die Wangen des verhärteten Sünders flossen. Als S. mit ihm niederknieet, den HErrn zu bitten, daß Er vollende in Kraft, was angefangen war in menschlicher Schwachheit, und er das Amen gesprochen: siehe, da fährt der

*) Joh. 8, 44. Weish. 2, 24. 1 Joh. 4, 4.

Mann mit zerknirschtem Herzen zu weinen und zu flehen fort, daß der HErr ihm Gnade gebe zur Buße und Besserung.

Nicht lange nachher wird S., dem Sterbenden das heilige Abendmahl zu reichen, gerufen. In der Morgendämmerung eilt er dahin. Der Weg führt ihn vor dem Hause des Uebelthäters vorbei; soll er dem Sterbenden das Mahl der Liebe reichen, ohne ihn mit dem Feinde thatsächlich versöhnt zu haben? Er trit in dessen Haus, dieser ist bereit, ihm zu folgen, das Pflaster ist mit gefährlichem Glatteis bedeckt; um nicht zu fallen, fassen sie einander unter die Arme, und während der Begleiter einstweilen vor dem Hause des Kranken wartet, trit S. ein.

Hier gelang es S. wirklich, das Herz des Mannes zu erweichen, daß er seinem Feinde von Herzen vergebe. Nun aber fordert er zum Erweise der völligen Vergebung die Zurücknahme der gerichtlichen Klage; da legt sich die Frau in's Mittel: darunter könne sie mit ihren Waisen, die nun keinen Ernährer haben würden, nicht leiden — aber S. beruhigt auch sie, indem er die Schuld des Mannes, die anzusprechende Entschädigung, auf sich nimmt! Jetzt rief S. den Mann herein, und an dem Sterbebette des einen wurde die Versöhnung der beiden Feinde geschlossen.

Auf gleiche Weise ließ er keinen der zahlreichen Bettler, Handwerksburschen und Hausirer durch eine bloß äußere Gabe abfertigen. Namentlich ließ er die ersteren in der Regel jedesmal in sein Zimmer führen, ließ sich mit ihnen in eine Unterredung über ihre äußere Lage ein, suchte dann die Ursachen ihrer Verarmung aufzuspüren, und endlich den Weg zu ihrem Herzen. Ohne Zweifel blieb mancher leichtfertige Bettler so von selbst hinweg, indem er lieber die, nicht leicht versagte, Gabe fahren ließ, als er sich dem Blicke der ernsten Liebe bloßstellen wollte. Andre dagegen kehrten innerlich und äußerlich reich beschenkt zurück, und mancher arme dieses oder eines andern Ortes segnet gewiß noch die Stunde, wo er hier mehr als Gold gefunden.

Die Vorstellungen der Freunde, sich seine Zeit, für die Gemeinde im ganzen zu arbeiten, nicht so zersplittern zu lassen, konnte er von seinem Standpunkte aus um so leichter zurück-

weisen, als er darum ja die Gemeinde durchaus nicht willkürlich vernachlässigte. Er erkannte auch in jenen scheinbar zufälligen Besuchen der Armen und Fremdlinge eine höhere Leitung, welche, das erwies in Hinsicht seiner oftmals der Erfolg, auch wirklich stattfand. Manche, einem Arbeiter im Weinberge des HErrn sonst gar nicht mehr zugängliche, Seele wurde so noch angefaßt, und um so eher gewonnen, als Sybel um der geistlichen Gaben willen keineswegs die äußere Unterstützung versagte.

„Von einem sehr ernsten Gespräche," schreibt er 24. Aug. 1837 an einen Kreis von Freunden in dieser Hinsicht, „mit einem umherreisenden Juden, dem meine Frau etwas abgekauft hat, komme ich zu Euch, Ihr Lieben. Ich lasse mich gewöhnlich mit Handelsleuten, christlichen wie jüdischen, in Gespräche ein, und wende die Rede bald auf das Reich Gottes. Das thut solchen armen Handelsseelen, die um des irdischen Gewinns willen von Ort zu Ort ziehen, ganz besonders noth, da sie durch ihr Umherziehen von einem geordneten gottesdienstlichen Leben abgezogen werden, und der HErr hat schon einige solche Gespräche, wenigstens im Augenblicke, sehr gesegnet, indem ich es merkte, daß die Leute während des Gespräches das Klopfen des Geistes Gottes am Herzen fühlten. So war es auch mit dem Juden heut, der ein ernster Mensch war und nicht unbewegt von mir ging. Er wurde mit der Bitte entlassen, doch seinen Gott, der ja auch Gebete erhöre, um Licht darüber anzurufen, ob der gehoffte Messias nicht schon gekommen, und der von den Christen geglaubte Jesus sei. Zugleich schenkte ich ihm das Leben des bekehrten jüdischen Rabbi Augusti. Als er geschieden war, konnte ich durch des HErrn Gnade ernstlich für seine Seele beten. Wer sich gedrungen fühlt, der unterstütze mein Gebet. Drum sei Euch die Sache mitgetheilt. Zugleich wollen wir uns doch aber auch ermahnen, jede Seele, mit der wir scheinbar zufällig zusammengeführt werden, so anzusehen, als habe der HErr sie zu uns gesandt ..."

Auf einem Spaziergange wurde S. mit seiner Frau von einem Unwetter überrascht, welches sie in die Hütte eines Köhlers zu flüchten nöthigte. Es war Sonntags Nachmittag, und S. fragte die Hausbewohner, ob sie den Segen der kirchlichen

Feier gefunden hätten. Alle verneinten es unter manchen Entschuldigungen. Bald fand er sie indeß geneigt, diese Augenblicke zur Anhörung des Wortes zu benutzen. Jetzt nahm er Bibel und Gesangbuch, sang mit den Leuten, die noch einige Nachbarn herbeigerufen, einige Verse, kniete nieder zum Gebete, verkündigte das Wort zu großer Erbauung aller, und verließ sie tief bewegt, so daß sie noch des gesegneten Tages mit Freuden gedenken. Inzwischen war das Wetter vorüber, und S. kehrte in sein Haus des Friedens zurück.

Doch dieß genüge, um an wenigem für vieles zu zeigen, wie Sybel jeden Augenblick und jede Gelegenheit mit völliger Hingebung wahrnahm, um im Dienste des HErrn thätig zu sein. Auf der andern Seite ging er dagegen auch sehr haushälterisch mit der Zeit um. So gern er zum Beispiel jeden näheren oder ferneren Freund mit inniger Liebe gastlich bei sich aufnahm, so überaus selten gewährte er sich, selbst seine Gemeinde zu verlassen. Geschahe es ja, was über den Abend hinaus kaum einigemal während seiner geistlichen Amtsjahre geschehen ist, so waren auch dann die Angelegenheiten seines Amtes, oder die des Reiches Gottes überhaupt, fast immer der Gegenstand seines Gespräches, zu dem er wenigstens immer, wie zu der größeren Lust seines Herzens, wieder zurückkehrte, wenn die zwanglos bewegte Rede sich inzwischen auch hier oder dorthin gewendet hatte.

Gesellschaften, Gastmähler, Festlichkeiten, deren einziger oder doch vorherrschender Zweck daher dem heiligen Zwecke seines Amtes zu fern lag, bei welchen er sich für die Stimme des Evangeliums wenig oder keine Rücksicht und Gehör versprechen konnte, vermied er daher, je länger je mehr, ganz. Schon der einzige Gesichtspunkt der zu verlierenden Zeit war ihm entscheidend, in dieser Hinsicht nicht mehr zu thun, als was unzweifelhaft die Pflicht gebot. Seine natürliche Schüchternheit erleichterte ihm dieß Verfahren, welches ihm gewiß manche Stunde des Gebets und des Kampfes gekostet. Jene Schüchternheit, dem Einzelen oder der ganzen Gemeinde gegenüber für nichts zu achten, war er stets bereit, wo er im Namen seines Amtes, wo er als Bote des Evangeliums hintreten durfte. Da er aber die natürliche Geistesüberlegenheit,

die Gabe der gewandten, unterhaltenden Rede nicht in dem Maße sich gegeben fand, als er sie erforderlich hielt, um in sehr gemischten, und zunächst nicht das Höhere suchenden Gesellschaften die Würde eines Dieners des göttlichen Wortes geltend zu machen, so zog er sich lieber da zurück, wo man ihn zuletzt doch am wenigsten entbehrte, wo er andere gestört haben mögte, ohne ihnen zu nützen.

Einen anderen Grund macht er noch, zur ausdrücklichen Rechtfertigung seines Verfahrens, kurz vor seinem Tode in einem Schreiben an einen Freund geltend. „Es ist gewiß eine ganz falsche Taktik der Kämpfer für das Reich Gottes, wenn sie sich in die Gesellschaften der Welt begeben, und den Schein annehmen, als könnten sie sich mit ihnen befreunden, um im Geheim Minen zu legen für das Reich Gottes. Dazu ist die Welt zur Zeit zu mächtig. Es kommt darauf an, ihr bestimmt entgegenzutreten, und zu erklären: das ist von der Welt, daran haben wir keinen Theil! Weil die Welt in unsern Tagen sich für christlich hält, können ihr die Augen nicht anders über sich aufgehen, als indem sie einen bestimmten Gegensatz sieht.... Da wird keine Seele gewonnen, ach, und die köstliche Zeit könnte doch ganz anders für das Reich Christi verwendet werden! Nein, wo die Becher so im eigentlichen Sinne klingen, und die ruhmrednerischen Toaste erschallen, da verhallt die Stimme eines armen Knechtes Christi ..."

Gewiß ist nicht zu läugnen, daß hiermit die schwierige Aufgabe, die Gränzen der Welt und des Reiches Christi gegen einander zu bestimmen, nicht gelöst ist, und ein sehr einseitiges Verfahren innerhalb so sehr beschränkender Grundsätze möglich bleibt. Indeß machte Sybel, der sich viel in dergleichen Gesellschaften, die zudem durch Witz und Geschmack verschönt und geordnet waren, versucht hatte, auch keinen Anspruch darauf, über seinen amtlichen und Lebenskreis hinaus allgemeine Regeln aufzustellen. Wohl aber mag auch der Leser nicht läugnen, daß den zuletzt ausgesprochenen Gedanken eine tiefere Wahrheit zum Grunde liegt, die eine viel ernstere Erwägung verdient, als sie gewöhnlich findet; deren Nichtbeachtung namentlich den Geistlichen zu den größten Mißgriffen verleiten kann. Gewiß ist es der stärkste, und ein

mehr als zureichender Grund, im freien, geselligen Verkehr mit der Welt sich zu beschränken, wenn diese eben sich selbst für christlich hält.

An einer andern Stelle gedenkt er ausdrücklich des Beispieles Jesu, der zu den Pharisäern und Sündern ging, wenn er in ihre Häuser geladen wurde. „Aber da ging es ehrbar und ordentlich her; zu einem Feste, wo das Fressen und Saufen die Hauptsache gewesen, wäre er nicht gegangen."

Bewies Sybel so im Kleinen die Treue eines des Winkes seines HErrn allezeit gewärtigen Knechtes Christi, so mußte es ihm vielmehr heilige Gewissenssache sein, die ordentlichen und stehenden Geschäfte seines Amtes in jeder Hinsicht wahrzunehmen. In dieser Hinsicht genüge es daher, mit Berufung auf das Zeugniß aller, die als Vorgesetzte, Amtsgenossen, oder Glieder der Gemeinde mit ihm in amtliche Berührung kamen, einfach zu versichern, daß er darin dem Vollkommenen nachstrebte. Im Dienste seines lieben HErrn und seines theuren Amtes verstattete es sich S. nicht, zu wählen, Lieblingsgeschäfte zu haben, und eine Pflicht der andern nachzusetzen. „Mein HErr will es, mein Amt bringt es so mit sich!" Dieser Gedanke war ihm allezeit genug, nicht nur sich in Thätigkeit zu setzen, sondern auch mit Freuden sich selbst zu verläugnen. Und es war rührend, zu sehen, wie ein ganz dem Geistigen hingegebnes Gemüth in diesem Gehorsam so frei und selig wurde, daß in der That unter seinen Händen alles, auch das Widerstrebendste, ihm Eins wurde: eine Gelegenheit, die Liebe seines HErrn zu üben und — zu erfahren. So fand er je mehr sich selbst, Leben, Freiheit, Lust und Wonne, jemehr er darauf verzichtete, jenes für sich selbst zu suchen. „Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden!" Dieses Wort war die beseligende Erfahrung, die er täglich machte, die ihn im Gehorsam eines so treuen HErrn täglich treuer machte.

Betrachten wir nun die Art und Weise etwas näher, in der er seine Berufsthätigkeit überhaupt verfolgte, so dürfen einige wenige Züge hinreichen, um dem Leser das Bild Sybel's in dieser Hinsicht vor Augen zu stellen. Sein Amt führte ja S. nicht außerhalb, sondern recht in die Mitte seines Lebensgebietes:

so konnte und durfte er auch seinen persönlichchristlichen Charakter in seiner amtlichen Thätigkeit gar nicht verläugnen.

So war es vor allem der stille, klare Blick auf den ihm stets im Gemüthe gegenwärtigen HErrn, der seinem Thun eine äußerlich unnachahmliche Ruhe und sanfte Festigkeit gab. War es ein bestimmtes Amtsgeschäft, das ihm zu thun oblag, so konnte dieß nur in der Form der Ausführung überhaupt, oder auch in der kräftigen Entschiedenheit sich zeigen, womit er seiner Amtspflicht sich entledigte, noch mehr aber gab es seiner freieren, pastoralen Thätigkeit einen eigenthümlichen Ton. Grade hier, auf dem freieren Gebiete, waltete das sanfte Anschmiegen an Wink und Willen des HErrn vor, hier wollte er nichts sein, als das von dem sanften Winde des Geistes des HErrn bewegte Schiff, das er nicht auf eigne, oder vielmehr auf seines Amtes Gefahr willkürlich lenken mogte.

Hiermit in Verbindung steht jene Demuth, deren Keime wir schon auf dem Lebensgebiete des Jünglings sprossen sahen, und welche nun immermehr den Grundton seines amtlichen und Privatlebens bildete. Die tägliche Wahrnehmung, wie er auch jetzt nur aus Gnade und in der Gnade war, was er war, und was Zeugniß eines göttlichen Lebens gab; wie er täglich fehlte, sündigte, selbst in *seinen* Augen weit hinter dem Bilde eines vollkommenen Jüngers Christi zurückblieb, entkleidete ihn immer mehr aller Eitelkeit des selbstischen Wesens, und legte ihn mehr und mehr zu den Füßen seines Meisters nieder. Wie tief mußten ihn nun erst die mannichfachen Mißgriffe eines Anfängers in einem so schweren Amte und ihre Folgen, die Unmöglichkeit, demselben jederzeit in jeder Hinsicht zu entsprechen, beugen und in allem ganz auf Den zurückweisen, dessen Treue an ihm noch nie gefehlt, und den zu lieben sein Leben war! So treu er aber, nicht den HErrn nur, den er nicht sahe, sondern auch die Brüder, die Sünder liebte, so blieb seine Hauptklage die über sein kaltes, liebeleeres Herz. Oft, sehr oft, wenn er sich am Abend die Schwächen und Gebrechen des verlebten Tages vorhielt, schüttete er seine schmerzlichen Klagen darüber aus, wie er so gern lieben mögte, und noch immer nicht könnte, noch immer, wenn nicht im äußeren Thun, doch im geheimen

Hintergrund des Herzens, sich selbst suche, wie er oft so matt und träge sei im Gebete und Dienste des HErrn, sich oft durch größere Opfer und Liebesdienste von anderen beschämt sehe, denen doch die Liebe des HErrn noch nicht, oder noch kaum aufgegangen. Doch war er fern davon, aus solcher Klage über die anklebende Sünde ein müßiges Gerede zu machen. Sie waren nothgedrungene Seufzer eines schmerzlich bewegten Herzens, die er dem HErrn und den Herzensfreunden vertraute, die unvermeidlichen Wehen einer von der Erde zum Himmel, von der Sünde zur Gerechtigkeit reifenden Seele.

Nur ein Zeugniß für die lautere Wahrheit seiner Demuth führe ich hier an. Bei der Bereitwilligkeit, seine eignen Fehler gestraft zu sehen, über welche denn oft ein unbarmherziges Gericht erging, widerstrebte er jederzeit, wenn die Schwächen anderer nutzlos aufgedeckt wurden. Den Abgrund der Herzenseitelkeit kennend, wurde er auch bei der vertrautesten Mittheilung unruhig, sobald der Schwachheit eines Freundes, oder eines Gegners anders, als mit dem Ausdrucke der Liebe und des Schmerzes gedacht wurde. Namentlich, wenn es höher stehende Personen galt, so warf er dann unmuthig entgegen: Aber weißt Du denn das auch recht? Man muß sich doch vorsehen, so etwas zu sagen! Wozu sagst Du mir das? Ich mag das lieber nicht hören, es macht mich befangen, mit „solchen Ohren voll" einmal wieder vor die Augen der Leute zu treten.

Diese Demuth, und ihre Schwestern, die Liebe, die Sanftmuth und Geduld, waren die Edelsteine seines priesterlichen Schmuckes, durch sie erhielt auch sein pfarramtliches Wirken seinen eigenthümlichen Charakter.

Zornig, so bezeugten auch die täglichen Zeugen seines Lebens, haben wir S y b e l nie gesehen, so viel auch die natürliche Beschaffenheit eines sündigen Herzens und der Andrang, so oft auch amtlich zu strafender, Sünde ihn dazu versuchte. Durch vieljährige treue Uebung im Dienste des HErrn war er in dieser Hinsicht seiner mächtig geworden. Bewegten oft größere Frevel und die das Heilige antastende Sünde das Herz in bittrem Schmerz, und riß ihn selbst auch der Eifer um das Haus des HErrn weiter hin, so war es doch eben nur jener Schmerz und

dieser Eifer, nicht aber menschliche Aufregung des Zornes, die ihm auf dem Gebiete des Heiligen am strafbarsten dünkte.

In Ansehung der Geduld, mit der er Sünde, Uebel und unvorhergesehene Widerwärtigkeit liebend trug, mußte er allen, die seinen Wandel sahen, ein beschämendes, erweckendes Beispiel sein. Ihm konnte wirklich nichts widerfahren, worin er nicht den Willen seines geliebten HErrn erkannte, den er lieber, als seinen eignen Willen geschehen ließ. Einmal traf er, lang erwartet, in einem schlecht verdeckten Wagen bei mir ein. Ein kaltes Regenwetter hatte ihn schon früh übereilt, und die Hoffnung, einige Stunden des Tages in ländlicher Lust im Freien zu verleben, war dahin. „Ei, laß das auch sein," sprach er still lächelnd; „desto mehr mögen wir uns innerlich ergehen und erquicken!" So mogte nichts der Art, kein versagter Wunsch, keine fehlgeschlagne Erwartung, seines Herzens Freudigkeit stören.

Ein andermal fand ich seine Hingebung auf eine schwerere Probe gestellt. Ohne regelmäßige Versammlungen suchende Gemeindeglieder in seinem Hause zu wünschen, hatte er es doch den eben Gegenwärtigen nie versagen gemogt, bei der häuslichen Abendandacht zu verbleiben. Durch den Segen dieser, oder der vorhergegangnen Unterhaltungen angezogen, hatten sich jedoch bald mehr und mehr Personen fast täglich in den Abendstunden eingefunden. Es war dieß Sybel, abgesehen von den ihm wohlbekannten Uebelständen, welche dergleichen Zusammenkünfte mit sich zu führen pflegen, schon dadurch lästig geworden, daß er sich bei der größeren Zahl der Besuchenden weniger frei und gemüthlich fühlte. Bald sahe er sich genöthigt, für die verschiednen Geschlechter besondere Abende zu bestimmen und andere Beschränkungen zu machen. Dadurch grade aber, obwohl es unvermeidlich gewesen, gewannen diese freien Zusammenkünfte eine noch bestimmtere Form. Nun folgte Spott, Verfolgung und andere Unannehmlichkeiten, so daß Sybel die nächste Gelegenheit, die Krankheit seiner Frau, wahrnahm, diese gewissermaßen regelmäßig gewordnen Versammlungen abzubrechen, denn die Nachtheile derselben im ganzen schienen ihm für seine Verhältnisse überwiegend.

Inzwischen war aber auch den Behörden von dieser Sache

Kunde geworden. Hätten diese auch nur eine Ahnung von dem Hergange derselben gehabt, den ich, wie den durchaus nur aus freier Bewegung zuvor schon herbeigeführten Ausgang, ausdrücklich verbürge, so würden diese S. ganz ungekränkt gelassen haben. Man kann sich aber eine Vorstellung von der Gehässigkeit der Anschuldigungen machen, wenn die Behörde dadurch sich bewogen sahe, ohne den im Schulamte bereits so erprobten Mann zuvor selbst zur Rechenschaft zu ziehen, dessen eigne Kirchkinder durch die bürgerliche Behörde der Stadt über jene Abendbesuche vernehmen zu lassen. Nun war ich einst Zeuge, wie die Freunde, während des Ganges dieser Untersuchung, und während Sybel darüber noch keine amtliche Mittheilung geworden war, ihm ihr Befremden äußerten, es ihm zur Pflicht machen wollten, um seines Amtes willen der Behörde auf die gebührende Weise Vorstellungen zu machen. „Nein," erwiederte er still zu allem. „Laßt das nur ruhig gehen. Zum Leiden ist hier eher Zeit, als zum Handeln. Und ist's nicht köstlich," schloß er mit lebhafter Freude, „daß die Behörden so ohne mein Zuthun die reine Wahrheit erfahren! Meine armen Weber und Schneider konnten Wahrheiten zu Protokolle geben und haben es gethan, wie ich es nicht gedurft hätte!"

Doch wie die wahre Demuth das Herz fest, in der Anschließung an den HErrn stark und muthig macht, bewies Sybel vielfach in seinem jetzigen Amte. Er war fern davon, äußerlich mit gebeugtem Haupt und in weichlichem Wesen einherzugehen, der Mann des Glaubens ließ den lebensfrischen Jüngling sehr wohl wieder erkennen. Ebenso bewährte sich die Liebe und die Sanftmuth des ächten Dieners des HErrn darin, daß er überall, wo es galt, auch mit heiligem Ernste auftrat, seine Jugend nicht verachten ließ, sondern anhielt, wie mit Bitten und Flehen, so mit Warnen, Drohen und Strafen.

Merkwürdig ist, wie er im Dienste des HErrn in dieser Hinsicht, öffentlich vor der Gemeinde, und sonderlich unter Augen des zu Warnenden oder zu Strafenden die natürliche Schüchternheit überwand, die wir schon den stürmenden Lebensmuth des Jünglings hemmen, und von da an ihn nie ganz verlassen sahen.

In Folge dieser Schüchternheit konnte ihn oft das Geringste

verlegen machen. Ein ihm frei entgegentretendes Kind, ein reisender Handwerksgesell konnte ihm so imponiren, daß ein schnelles Roth sein Gesicht überflog, und er sich dann nochmals vor sich selbst und den vertrauten Freunden schämte. Dagegen erhob er im Namen des Herrn Zebaoth, wie der bräunliche Hirtenknabe, getrost und freudig die Schleuder, wie groß auch der Riese war, der ihm höhnend den Weg im Dienste des HErrn vertrat. Gewiß gereicht dieß mehr zur Verherrlichung des Glaubens Jesu Christi in den Gläubigen, als des armen Menschen, der schon in den Jahren seiner Jünglingskraft mit aller Anstrengung oft vergeblich gegen diese krankhafte Blödigkeit und Schüchternheit gekämpft, die er nun entweder in der Kraft des Glaubens niederwarf, wie ein abgetragnes Kleid, oder aber, was wohl der gewöhnliche Fall war, er zog über jenes das Kleid der Gerechtigkeit Christi. Wenn unter jenem das verzagte Herz wohl pochte, so richtete er sich tapfer auf an dem Schwerte des Geistes in seinen Händen, und der Glanz, der von dem Harnisch Gottes, dem Schilde des Glaubens, von dem Helme des Heils hinstrahlte über den so in der Kraft des HErrn, in der Macht der Stärke Gottes Gewappneten, ließ von jenem Zagen der natürlichen Schwachheit dem Widerwärtigen nichts sichtbar werden. Kräftig, sicher und entschieden erschien er diesem, und er war es unter dem Schilde des Glaubens, während er selbst sich wohl bewußt war, wie nur eine höhere Kraft ihn hielt.

Einst taufte er ein Kind in einem Hause der Stadt. Der Vater des Kindes war einer der Vornehmen der Stadt, doch nicht in jeder Hinsicht. Bald nach der Taufe sieht S. von ungefähr durch einen Spiegel des Zimmers, wie dieser Mann hinter ihm her mit ausgestreckter Zunge Männerchen macht. Sybel überläuft es warm und kalt, aber er schweigt ruhig. Nun trit derselbe Mann aber zu S., ihm die nöthig erachteten Schmeichelreden zu sagen. Da trit ihm Sybel entgegen, es sei nicht recht, ihm dergleichen Lobsprüche in's Gesicht zu sagen, und so es nicht von Herzen gehe, sei es teuflisch. „Was, teuflisch, Teufel, nun ich mögte das Thierchen wohl einmal sehen!" ist die Antwort. Jetzt hält ihm Sybel ruhig einen kleinen Spiegel vor das Gesicht und spricht: „Da sehen Sie!" — — Und dieser, wohl den Stachel

der Wahrheit doch im Herzen fühlend, wendete nun den Spiegel gegen S. zurück, und mit den Worten: „Nun sehen Sie wohl einen Engel?" war die Sache abgethan.

Doch wie stand es um die Gabe der Weisheit, wie um die Amtsklugheit und Mäßigung? höre ich schon manchen der Leser fragen; wie wußte er unter so schwierigen Verhältnissen, unter der unausbleiblichen Bewegung, während das Feuer vom Himmel in die Steppe fiel, und die Todtengebeine sich zu regen begannen, *) Maß und Ziel zu halten, und sich zu beweisen als ein kluger Haushalter über Gottes Geheimnisse? Doch versagt es sich der billige, der in den Wegen der Natur und der Gnade erfahrne Leser gewiß, in dieser Hinsicht jetzt schon von Sybel, einem sündigen Menschen, in den ersten Jahren seiner Arbeit auf solch' einem Felde Vollkommenes zu erwarten. Die Frucht der Amtsklugheit reift auf dem Felde der Erfahrung: in dieser Hinsicht konnte die Aernte nicht reif sein, während die Saat keimte. Zudem waren die Schwierigkeiten, die Sybel zu überwinden hatte, nicht äußere allein. Wird sonst wohl die Noth zur Tugend, so mußte ihm die Tugend selbst zur Noth werden. In der Vollkraft seines jugendlichen Geistes, mit überschwänglicher Fülle des Glaubens, in der Inbrunst der Liebe zu dem HErrn, mit einem Herzen, welches für die Leiden der Menschheit blutete, gegen das fressende Verderben des Lasters, gegen des Unglaubens Frechheit alles wagte, trat er in das große Feld der Arbeit und des Kampfes. Wie war es möglich, daß er wie ein Mann der reifsten Erfahrung überall hin den rechten Weg eingeschlagen, überall das völlige Gleichmaß gehalten, nie zu weit gegriffen hätte — auch da nicht, wo er als ein armer Mensch vor seinem HErrn allein stand, während die Nothwendigkeit gebot, ungesäumt zu handeln? Sein ihn wohl zu oft verdammendes Herz sagte ihm zwar, wenn er sich öfter, als den arglistig lauschenden Augen gelang, in einem Mißgriffe fand, es sagte ihm immer: „Du trägst die Schuld, dein menschlicher Eifer, dein Unglaube, deine Untreue trübte Dir den Blick auf den HErrn, du verläugnetest dich nicht selbst, und so griffst Du fehl!" So härmte er sich dann in

*) Luc. 12, 49. Hesek. 37.

bitterem Schmerz, nicht über eine etwa erlittene Demüthigung, denn er konnte aus innigstem Herzen sprechen: „Wenn Du mich demüthigest, machst Du mich groß!"*) aber über den Schaden, den er einer Seele bereitet, den Segen, welchen er ihr entzogen zu haben glaubte.

Doch wenn auch das Urtheil des Gerechten ihn von Fehlgriffen in dieser Hinsicht nicht freisprechen mag: wer will darum unter diesen Umständen einen Stein auf den Mann mit diesem Herzen werfen? Vielmehr ist grade in dieser Hinsicht gewiß, daß nur ein fortgehendes Wunder der Gnade ihn vor tausend Mißgriffen bewahren konnte, zu welchen seine Natur durch die obwaltenden Umstände täglich versucht war. So weit die Beobachtung des Verf. reichte, konnte ich jederzeit auch in dieser Hinsicht nur mit neuer Bewunderung von der Anschauung des jüngeren Freundes zurückkehren. Sein Wirken erschien mir stets so in der Gegenwart des HErrn gehalten, Ernst und Liebe, Kraft, Entschiedenheit und milde Besonnenheit, hoher Eifer und Selbstverläugnung, Muth und Demuth hielten sich bei ihm stets in einem Gleichgewicht, wie es mir bis dahin noch nie zur persönlichen Anschauung gekommen war. Denselben Eindruck machte er auf viele, ihm an Jahren, an Amts- und geistlicher Lebenserfahrung weit überlegne Diener des Evangelii. Und was vielleicht noch mehr sagt, auch diejenigen der Gemeinde, die seiner Lehre wegen ihm auf das feindlichste entgegentraten, zollten seinem persönlichen Charakter die höchste Achtung, in dieser Hinsicht war bald überall nur eine Stimme. Was daher zu seinem Nachtheil im Publikum umging, waren fast immer die abentheuerlichsten Fabeln, die von allen denen, die S. auch nur von fern kannten, niemand glaubte, von denen es nur zweifelhaft blieb, ob die Bosheit des Vaters der Lügen, oder die Albernheit derer, die ihm dazu halfen, das Meiste dazu beigesteuert.*)

---

*) 2 Sam. 22, 36.

**) Eines Abends hatte sich ein wohlhabender Bürger der Stadt in dem häuslichen Kreise Sybel's eingefunden. Derselbe hatte früher bereits an einer krankhaften Schwermuth gelitten, sich bisher aber durchaus nicht näher an S. angeschlossen. Nun liest ein auf Besuch anwesender Pfarrer einen Brief seines Freundes,

Indeß gebe ich gern die Mangelhaftigkeit der eignen Beobachtung in dieser Zeit dem freien Urtheile des Lesers preis und

---

des Pfarrers K. in P. vor, in welchem derselbe von dem Fortgange des Reiches Gottes in seiner Gemeinde erzählt. Die Geschichte der Erweckung eines Sünders aus dieser Gemeinde macht einen tiefen Eindruck auf jenen Anwesenden, und er entfernt sich, ohne daß Sybel, der ihn erst zum zweiten Male bei sich gesehen hatte, jenen Eindruck selbst verursacht oder auch nur wahrgenommen. Hierauf geht er zwei Tage in großer Herzenszerknirschung hin, sucht Sybel zu sprechen, verfehlt ihn und wird nun von seinen Verwandten mit Gewalt verhindert, wieder zu S. zu gelangen. Dieß versetzt ihn in noch größere Aufregung, er verfällt, ohne Zweifel im Zusammenhange mit jener krankhaften körperlichen Disposition, in eine wirkliche Gemüthskrankheit, wobei nun, was keinen Sachkundigen wundern konnte, leibliche und geistliche Ursachen zusammentraten, und sich in regellosen Symptomen entladeten.

Nun entstand ein unglaubliches Geschrei der Menge. In kaum drei Tagen wußte die ganze Umgegend, nicht bloß daß dieser Mann „unter Sybel's Einfluß" den Verstand verloren — nein, daß S. selbst wahnsinnig geworden, ja bereits in das Krankenhaus zu Berlin abgeführt sei!! Schon setzten sich Kandidaten für die Vakanz in Bewegung, und — diese Mißgeburt des Vaters der Lügen wurde, in immer grellere Farben gekleidet, selbst von Personen um und um getragen, denen ein Blick in das Leben Sybel's hätte sagen müssen, daß sie zu einem so lächerlichen als abscheulichen Werke der Lüge halfen.

Ich sage nicht, was der Leser sich bereits selbst sagen wird, wie S. in stillem Erstaunen das Gewebe solcher Lügen und Schmähungen sich entwickeln und zerreißen sahe. Auch erzähle ich nicht weiter, wie der Kranke später genas, wie dieser noch heut mit rührender Dankbarkeit das Andenken des Verewigten ehrt und die Hoffnung nährt, die Saat jenes Abends werde für ihn nicht verloren sein.

Welch' ein Geheimniß der Bosheit kommt aber hier zur Anschauung! Wenige halfen wohl nur mit teuflischer Lust zur absichtlichen Verbreitung der Lüge, aber hunderte, ja tausende wurden mehr oder weniger in das Gewebe derselben verflochten, täuschten und ließen sich täuschen unter lachenden Augen der alten Schlange.

Dieser Art gingen eine Menge von Geschichtlein, namentlich unter den leichtgläubigen „Gebildeten" der Stadt und Gegend um, die, merkwürdig genug, oft das grade Gegentheil von

gehe auf das Zeugniß eines fast täglichen Zeugen seines Wirkens während derselben zurück, des damaligen Rektors an der Stadtschule, Doyé, welcher S. nachmals im Amte folgte. Derselbige stand seit längerer Zeit auf dem festen Grunde der heilsamen Lehre und des Lebens in Christo, als Sybel, und mag jedermann als ein durchaus unbefangner, urtheilsfähiger Zeuge gelten. Er hatte S. früher gar nicht gekannt, bis dieser ihm, schwerlich ohne Prüfung seines Glaubens, in dem Amte zuvorkam, um welches D. selbst sich vergeblich beworben hatte. Das Ergebniß seiner Beobachtung hat vor dem der meinigen den großen Vorzug, daß seinem Auge die fortschreitende Entwicklung des inneren und amtlichen Lebens Sybel's während dieser Zeit nicht entging. In dieser Hinsicht geht seine Bewunderung der Macht der Gnade an einem sündigen Menschen über das von mir Gesagte weit hinaus.

Doyé erkennt in der ersten Zeit des Wirkens S's. mannichfache Mißgriffe, ja eine durchgehende Mißrichtung an. Er geht darin so weit, zu bekennen, daß er nicht selten betreten und selbst zweifelhaft an S. geworden sei, wenn er ihn so rücksichtslos verfahren sahe. Er erkannte den kräftigen Ernst seines Charakters, das überall ihn leitende Streben, als ein treuer Knecht Christi für sein Reich zu wirken, die unermüdliche Thätigkeit, mit der er dieses Ziel verfolgte, und die Einfachheit und Offenheit seines Gemüthes ließ ihn S. bald näher treten. Indeß schien er ihm noch in einer gesetzlichen Richtung begriffen, wonach er, was nur als freie Frucht des Glaubens zu finden ist, durch unablässiges Dringen auf das Gesetz, wenn gleich um des Evangeliums willen, erreichen wollte. Sonach machte ihm S. den Eindruck, als ob er die Tiefen des Geheimnisses der Wiedergeburt durch den Glauben noch nicht recht erfahren habe. Darum habe noch die gesetzliche Strenge überwogen, sei das frohe Gefühl der Kindschaft Gottes aus Gnaden vor dem kummervollen Schmerzgefühl über die Sünde zurückgetreten, der innere Zusammenhang von Natur und Gnade, von Glauben und den Werken verkannt

dem, was S. möglich war, aussagte. So, wenn er in blindem Eifer seine Blumen zerstört haben sollte — die ihn zum Theil noch überlebt haben —, um keine sündliche Augenlust zu nähren.

worden. Und so sei es denn unvermeidlich gewesen, daß S., während in diesem Eifer schon die Wurzel seines nachmaligen, „wahrhaft apostolischen“ Wirkens gelegen, noch der evangelischen Nüchternheit und Klarheit ermangelt habe, daß er an dem „freilich auch übertriebenen, oft sehr verkehrten Geschrei über seine Forderungen und Lehren, nicht immer unschuldig, in seinem Verfahren oft unweise gewesen.“

Der aufmerksame Leser wird aus dem Vorigen leicht entnehmen, wie weit der Verf., auch gegen seine eigne Wahrnehmung, diesem Urtheile des werthen Freundes beipflichten kann. Indeß wird auch aus der vorliegenden Geschichte des früheren Lebens S's. unzweifelhaft hervorgehen, daß das Mangelhafte oder Verfehlte bei dessen erstem Auftreten mehr in der äußeren amtlichen Unerfahrenheit unter so schwierigen Umständen, als in seiner damaligen Glaubensrichtung, mehr in der Eigenthümlichkeit seiner Naturanlage überhaupt, als in seiner Stellung zu dem Reiche der Gnade begründet gewesen sei. Alles, was D. nachmals über das Leben und Wirken S's. während der zweiten Hälfte seiner Amtsführung sagt, findet sein unvollkommeneres, aber ebenbürtiges Gegenbild nicht bloß in der vorhergehenden Zeit zu L., sondern großentheils schon in den früheren Jahren.

Ein Irrthum in der Auffassung S's. in dieser Hinsicht erklärt sich leicht, wenn jemand mit dessen früherer Geschichte ganz unbekannt war, und S. nun wirklich unter dem wunderbaren Einflusse der Gnade in wenigen Jahren so weit fortschritt, daß in Ansehung seines äußeren Lebens und Wirkens weniger eine Fortbildung und Verklärung, als eine völlige Umgestaltung desselben sich darzustellen schien. Was am meisten für des Freundes Ansicht zu sprechen scheint, ist die Schroffheit, womit seiner Wahrnehmung nach Sybel anfangs tadelte und strafte, so mehr Wunden schlug, als heilte, bald die Demuth, bald die Liebe zu verletzen schien. In der letzteren Hinsicht berufe ich mich indeß getrost, nicht auf die eigne, wohl zu berichtigende Wahrnehmung, aber auf das vor Augen liegende frühere Lebensbild S's. Was S. in dieser Hinsicht versahe, ergab sich jedenfalls weniger aus einem wesentlichen Mangel an jenen ersten Merkmalen eines Jüngers Christi, als aus der Ueberfülle des Verlangens,

Christo und ihrem Heile Seelen zu gewinnen, aus der Uebermacht seines Schmerzes über den verwüsteten Weinberg Christi, und dagegen aus dem Mangel an durchgebildeter Erfahrung auf dem Gebiete des geistlichen Lebens, wodurch sein lebhafter Geist weiter, als recht war, geführt werden konnte.

Gewiß ist, daß zum Preise der Gnade, die sich an dem Verewigten verherrlichte, mehr noch gesagt würde, und von der Treue des Knechtes Christi, der sich ihr hingab, nicht weniger, wenn ich diesen Widerspruch gegen die Mittheilung des Freundes nicht erheben dürfte. Indeß will ich in diesem Buche nicht dieß, oder das, sondern die Beschreibung eines Lebens, wie es war. Und die, welchen die Natur der Gnade nicht verborgen ist, wissen ohnehin, daß die Gnade über allen irdischen Anschauungen hoch erhaben ist, wie die Herrlichkeit der sichtbaren Sonne über dem armen Bilde, das sich im Wassertropfen spiegelt.

Aber auch bei diesem Widerspruche mag nicht geläugnet werden, daß Sybel's menschliche Schwachheit die mehr als harten Urtheile, welche so oft über ihn ergingen, in manchen Fällen entschuldiget, daß er manche Verwickelung mit der öffentlichen Meinung vermieden haben würde, wenn eine reifere Erfahrung und Behutsamkeit ihn schon in dieses Amt begleitet hätte.

Hören wir aber auch den Bericht seines Amtsnachfolgers über die letzten Amtsjahre S's., so sagt er im wesentlichen Folgendes:

„Das Allmälige in der Veränderung Sybel's ist, wie immer, schwer zu beschreiben. Niemand schaut das geheime Anfassen des Geistes. Niemand kennet den Weg des Windes; wenn aber das Sausen in die Sinne fällt, dann weiß man, daß er da ist. Der HErr ließ unsern Severus Erfahrungen machen von seiner großen Erbarmung sowohl, als von der bodenlosen Sündentiefe des argen Herzens, dem nicht anders, als umsonst und aus lauter Gnade geholfen werden müsse, von dem nichts gefordert werden könne. Es mogte früher der Begriff der Gnade und der Sünde bei ihm einen Bodensatz von Poesie haben;*) hier in seiner Praxis sahe er nun mit Entsetzen die schauderhafte Wirklichkeit der Sünde an vielen Beispielen, und es wurde ihm die

*) Nach dem Obigen nur etwa in seinen mittleren Jünglingsjahren.

Vergebung das Erste und die Besserung oder Heiligung das Zweite. Er lernte dadurch selbst seine Hoffnung ganz auf die Gnade setzen, und wurde so ein Evangelist, wie er es anfangs nicht gewesen war. Es leuchtet von selbst ein, welch' ein edles Gemüth er haben mußte, daß er sich so ziehen ließ vom Geiste des HErrn, da es bekannt ist, wie schwer solche Charaktere gewöhnlich zurückkommen von ihrer Kraft, wie leicht sie sich oft noch mehr verrennen. Ach daß ich nun weiter mit Engelzungen von ihm reden könnte! Daß ich Farben hätte, um die Liebenswürdigkeit seines Geistes von allen Seiten recht zu zeichnen! Doch Du wirst sie selbst haben, und mußt sie haben, sonst dürftest Du es nicht wagen, Hand an ihn zu legen.

Jene gesetzliche Einseitigkeit, von der ich vorher sprach, ist der Tribut, den auch Sybel der allgemeinen menschlichen Irrthumsfähigkeit und Sündhaftigkeit zollen sollte. Es kann das keinen wundern, aber wahrhaft wunderbar ist es, und ein herrliches Zeugniß von der Allgewalt der Gnade, daß er in so kurzer Zeit von diesem Abwege zurückkommen und ohne in einen andern zu fallen, mit Beibehaltung desselben Eifers, Nachdrucks und Ernstes das demüthige, stille Wirken eines göttlich erleuchteten Knechtes Christi erwählen konnte. In dieser Hinsicht ist er gewiß von wenigen erreicht. Ich muß sagen: Wenn mir das Herz manchmal entfallen möchte beim Hinblick auf die Sünde der Menschen und selbst der Heiligen Gottes, daß ich schier an wahrer göttlicher Tugend und selbst nur relativer Reinheit des Herzens zweifelhaft werden möchte: so trit mir bei dem Anschauen des immer mehr sich verklärenden Bildes Sybel's die überschwängliche Macht des Geistes wieder versöhnend entgegen, mein Herz erquickt sich auf's neue und glaubt stärker an die Macht des Glaubens, der die Welt überwindet, und preiset fröhlich den HErrn, der solche Macht uns Menschenkindern geben will, der uns, die wir todt sind von Natur in Uebertretung und Sünde, wahrhaftig wiedergebären kann und will, daß wir neue Menschen Gottes werden, zu allem guten Werk geschickt. Wohl allen, denen es vergönnt war, im Lichte des Geistes den stillen, verborgenen, vor Gott köstlichen Menschen in ihm zu erblicken; die werden desto mehr Nahrung davon haben für's ganze Leben!

Den Uebergang zu der mehr evangelischen Stellung seines Glaubens und Lebens machte, wie ich mich dessen noch ziemlich deutlich erinnere, die Ueberzeugung (die er auch zu mir aussprach) daß er sich ganz untüchtig und ungeschickt fühle zum Anfassen der Herzen. Er wollte mir sogar den Vorzug einräumen und wünschte, daß ich Prediger werden möchte an unsrer Stadtkirche und daß für ihn eine zweite Kirche in der Vorstadt für die untere Volksklasse erbaut werden könnte. Und das war ganz ernstlich gemeint. Er dachte auf Mittel, dieß auszuführen, und hätte auch gewiß den Rest seines Vermögens gleich mit tausend Freuden dazu angelegt, wenn er sonst auch Aussichten zu einem glücklichen Erfolge gehabt hätte. — So lernte er also sich schwach fühlen, und eben da er schwach ward, wurde er stark. Nach meiner Meinung ist es etwas sehr Großes, wenn ein Christ, der im Gesetze sich stark fühlt, wirklich schwach werden soll. Saulus wird nur durch ein Wunder der Gnade ein Paulus. Die Heilung ist so schwer, weil der menschliche Eigenwille und Dünkel dabei einen schönen Anstrich gewinnen und schwer erkannt werden. Sybel aber mußte hierdurch schauen in's vollkommene Gesetz der Freiheit, einmal weil der frühere Fehler bei ihm vielleicht weniger auf Dünkel als auf unrichtiger Vorstellung beruhete, und weil er anhielt in unablässigem Gebet (ich mögte sagen Tag und Nacht) und seine Aufrichtigkeit und Offenheit ja überhaupt auch unmöglich lange irren konnten. Welche hinnehmende Armuth des Geistes, die ihn beseelte! Er hatte alles verloren, was sein war; nackt und bloß stand er seinem HErrn gegenüber und der kleidete ihn mit Kleidern des Heils und mit dem Rocke der Gerechtigkeit, die da kommt aus dem Glauben. Er hatte jetzt nur Schuld und Sünde, daß er sich nicht werth hielt des Amtes, das er führte, daß er auch andern sündigen Menschen gegenüber (besonders innerlich noch mehr als es vielleicht oft äußerlich erschien) blöde und schüchtern war, und in Wahrheit den andern höher hielt als sich selbst; und doch lebte er dem HErrn und wirkte und arbeitete für ihn mit Kopf, Herz, Hand und Fuß, rastlos und in steter aufreibender Anspannung, und suchte nichts dafür, als die Gnade, sich ihm zu Füßen legen zu dürfen. Ja! bei ihm wird's in Wahrheit so geschehen, wie der

HErr von seinen Gerechten sagt, im Gericht, daß sie nicht wissen werden, was sie Gutes gethan haben auf Erden, und sich verwundern werden, wenn er sie an ihre Liebe und Selbstverläugnung erinnern wird. Er vergaß wirklich, was hinter ihm war, und gedachte des gethanen Guten nicht mehr, sondern war ausgestreckt nach dem Ziele, das — „Vorwärts, vorwärts!" war seine Losung. — Er hatte alles verloren und dafür das Eine Nothwendige gewonnen, Christum in seiner ganzen Lebensfülle und Kraft. Sein Glauben hatte sich konzentrirt auf ihn, und daß nur Christus, der für die Sünder gestorben ist, geprediget werde, das war sein Begehren und seine Lust. Dieser Glaube hatte ihn frei gemacht nach allen Seiten hin. Gern ließ er nun, der eignen Irrthumsfähigkeit sich bewußt, Differenzen gelten in Nebensachen, ohne darum den Abweichenden zu verketzern ..."

Hiernach kann es dem Leser nicht schwer fallen, sich das Lebensbild Sybel's in seiner pfarramtlichen Thätigkeit überhaupt zu vergegenwärtigen. Wir sehen hier die ganze Kraft und Lieblichkeit seines Jünglingslebens, alle die eigenthümlichen, herrlich herangereiften Vorzüge seiner Naturanlage, die sich schon während seiner Schulamtsführung männlich bewährten, in christlicher Verklärung wiederkehren.

Begleiten wir ihn nun in die einzlen Kreise seiner Amtsthätigkeit, und betrachten ihn zuerst

Als Prediger und Katecheten.

„Die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."
Dan. 12, 3.

„Dein Wort ist meinem Munde süßer, denn Honig, ist mir köstlicher, denn Gold und feines Gold," *) dieß war nun längst die Herzenserfahrung S's. gewesen, als er dem Rufe in's Predigtamt folgte. So war und blieb es ihm auch seines Herzens Freude, seiner Gemeinde das theure Wort des HErrn ver-

*) Ps. 119.

kündigen zu dürfen. Oft bebte sein Herz vor heiliger Freude, indem er seines Berufes gedachte, als ein Bote Gottes und des Friedens hinzutreten, und er beugte sich mit innigster Demuth vor dem HErrn, der ihn in seiner Unwürdigkeit zu diesem höchsten der Aemter werth gehalten.

Nach dieser Stellung seines Herzens zu dem Worte Gottes, dessen Diener zu sein er nun überdieß amtlich verpflichtet war, erklärt sich auch von selbst der Ernst, mit welchem er dem hohen Berufe eines Predigers des göttlichen Wortes sich hingab. „Er hatte," sagt sein lieber Amtsnachfolger, „den Begriff des evangelischen Wächters ganz gefaßt, er fühlte die große Verantwortlichkeit seines Amtes, daher seine Verwaltung mit Furcht und Zittern: er bebte innerlich vor der Predigt." Er betrachtete diese im einzlen wie im ganzen, als einen Auftrag seines HErrn an die Gemeinde und sich selbst, dessen er sich auf Grund und nach Leitung seines Wortes zu entledigen habe. Daher darf nicht erst gesagt werden, daß er die Lehre der Schrift lauter und rein, ungeschwächt und ungetheilt verkündete. Oft fühlte er mit großem Zagen das ganze Gewicht der Aufgabe, wenn er durch den vorliegenden Text und die entsprechenden, allgemeinen oder besonderen, Verhältnisse der Gemeinde veranlaßt war, derselben Wahrheiten zu sagen, die zunächst nicht anders, als verwunden, oder doch an dem Lichte der göttlichen Wahrheit die Wunden aufdecken konnteen, welche die herrschenden Sünden der Zeit, die bitteren Früchte des Unglaubens, ihr geschlagen. Ach, er fühlte es so wohl, daß das Schwert des göttlichen Wortes von einem Arm geschwungen werden sollte, welcher von dessen reinigender Kraft zuvor selbst ganz durchdrungen worden. Und wenn er ohne Zweifel darin keinem in der Gemeinde nachstand, daß er das Wort Gottes an sich selbst, wie das Amt des Trostes und der süßen Erquickung, so auch das der Lehre, der Warnung und Züchtigung frei und ungehemmt vollziehen ließ, wenn er am wenigsten anderen ein Bote der Warnung und Züchtigung sein wollte, ohne sich selbst unter die Zucht des Wortes Gottes zu demüthigen: so zagte er doch oft und seufzte schmerzlich, wenn er mit einer ernsteren Predigt vor die Gemeinde treten, und das Strafamt verwalten sollte. Nur das Bewußtsein der göttlichen Nothwendig-

keit konnte dann, nach vielem Gebet und Flehen, sein schüchternes, natürlich-sanftes Herz stillen und festigen, im Namen des HErrn hinzugehen, und der Gemeinde zu sagen, was er im eignen Namen nicht dem Einzelen zu sagen gewagt haben würde. Daher die unnachahmliche Einheit kindlicher Demuth und Einfalt, apostolischer Würde und Kraft, mit der er dann seiner Botschaft sich entledigte; daher der unwiderstehliche Eindruck der Wahrheit seines Zeugnisses an die Kinder der Welt so wohl, als an die Kinder Gottes, und die es werden wollten; daher die dankbarste Hingebung dieser, die sich gern strafen und bessern ließen, und der unverhaltne Grimm der Erbitterung jener, denen hier nicht das erträgliche Gericht der Stimme eines Menschen, sondern das unerträgliche Gericht eines göttlichen Zeugnisses entgegentrat — von Unbußfertigen Buße und Bekehrung fordernd.

„Von meinem theuern S. soll ich Dir schreiben," sagt eine andere Mittheilung,*) „wie ich ihn als Prediger des H. Wortes, als einen mächtigen Zeugen und treuen Diener unsres lieben HErrn erkannt habe, wie er im Leben mein Herz erfreute und anfeuerte, nach dem, ach uns so frühen, Tode mich **beugt, beschämt und antreibt**, treuer zu werden im heil. Amte, ihm ähnlicher, in welchem Christus eine Gestalt gewonnen hatte, die nur dem nicht gefallen, nur dessen Herz unbewegt lassen konnte, der sie nicht kannte, oder der ganz in der Welt Eitelkeit und Finsterniß versunken, das Licht hasset und flieht. — Als Prediger war er, und wollte nichts anderes sein, denn ein Zeuge Jesu Christi, Joh. 15, 26. 27., nachdem er selbst vom heil. Geiste ergriffen und getrieben war, der Jesum in ihm verklärte und sein Herz fest gemacht hatte. „Ich glaube, darum rede ich!" so konnte, so mußte er bekennen, obwohl er's in klarem Bewußtsein seines Sündenelends nur schüchtern auszusprechen wagte. ... Obwohl **Sybel** urtheilte, daß der bekehrte Theolog mit desto größrem Ernst und Eifer lesen, denken, lernen, studiren, also seine Zeit und Gaben nützen müsse, da er dabei nicht eigne Ehre, sondern Gottes Wohlgefallen, seiner Mitmenschen Heil suche: so war es doch vornämlich das Herz, welches ihn beredt

*) Des Oberpfarrers **Balzer**.

machte. S. war Prediger mit Leib und Seele, Predigen war ihm Sache des Lebens, nicht der Kunst, nicht der Ehre. — Er hatte seltene Predigergaben, das ist unläugbar; ein schönes Organ, eine volle, umfangreiche, wohlklingende Stimme, von großer Macht, so daß er weite Räume ausfüllen konnte. Seine hohe, edle Gestalt, sein seelenvolles Auge halfen predigen. Sein heller Verstand, seine lebendige Phantasie, mit jenen äußeren Gaben verbunden, hätten es ihm leicht gemacht, ein beliebter, in der Welt berühmter Prediger zu werden — aber das wollte er nicht. Alle seine Gaben standen im Dienste seines HErrn. Seinem Jesu Seelen zu gewinnen, Gottes Namen zu heiligen, das war allein sein Streben ... Mit größter Sorgfalt arbeitete er daran, den Geringen im Volke verständlich zu werden, und er ward es, aber nicht durch Gemeinheit des Ausdruckes, sondern durch Klarheit und Lebendigkeit desselben. Man hörte es, auch wenn man nichts von seinem Leben wußte, die Wahrheit und Gnade Gottes war seine Wahrheit und Gnade geworden, es war nichts ihm Fremdes, so kam seine Predigt von Herzen und ging zu Herzen. Das war seine seltene Popularität."

„Im Anfange seiner Amtsführung war seine Predigtweise stürmischer, bisweilen heftig, er ließ sich hinreißen von einem fast leidenschaftlichen Zorne wider die Sünde, wollte mit Gewalt bekehren, so daß er öfter diese Heftigkeit schmerzlich bereute. Doch als er den schweren Glaubenskampf in sich selbst mehr durchgekämpft, den Frieden Jesu in vollerem Maße erlangt, und mehr Erfahrung gesammelt hatte, wurden auch seine Predigten ruhiger, sanfter, ob er schon eben so scharf die Sünde außer sich wie in sich selbst strafte, ja noch mächtiger zum HErrn, dem Anfänger und Vollender unsres Glaubens hintrieb, da er immermehr erfuhr, daß außer ihm kein Licht, kein Heil, noch Leben ist. Er wollte nun nicht mehr selbst bekehren, sondern zum HErrn weisen und führen, daß seine Zuhörer eben so, wie er selbst aus voller Seele beteten: „bekehre Du mich HErr, so werde ich bekehret. Hilf Du mir, HErr, so ist mir geholfen!" Nun stand ihm immer vor der Seele, bei jeder einzelen Predigt, die göttliche Predigerinstruction, Luc. 24.: „Also ist's geschrieben, und also mußte Christus leiden und auferstehen am dritten Tage und

predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünde ..."

Doch wir suchen uns die Thätigkeit S's. als Prediger noch anschaulicher zu vergegenwärtigen, und begleiten ihn so, von der Vorbereitung auf die Predigt ausgehend, bis zum Halten derselben hin.

Ich erinnere hierbei an die seltene Leichtigkeit, Eigenthümlichkeit und Sicherheit, mit der S. als Kandidat die ersten Predigten in wenigen Stunden niederschrieb, dann lernte oder auch frei vortrug.*) So leicht konnte und sollte ihm die Arbeit jetzt nicht werden, wo es nicht bloß galt, daß das göttliche Textes-wort und der eigne Gedanke sich gegenseitig durchdrängen, und eine Predigt geliefert würde, die als erbauliche Abhandlung im allgemeinen dienen könnte. Nun sollte die Predigt, wie den Bedürfnissen des eignen Geistes und Herzens, so denen einer ganzen Gemeinde entsprechen, sie sollte nicht bloß die Saat des göttlichen Wortes schlicht und einfach in den wohlvorbereiteten Acker der Herzen hinstreuen, sie mußte vielmehr selbst zugleich auf Vorbereitung dieses Ackers bedacht sein, sollte also Pflug, Hammer und Karsten regieren, die widerstrebendsten Hindernisse beseitigen, dort die aufgehäuften Reste des Winterschnee's und der Eisschollen durchbrechen, hier wild aufschießendes Unkraut ausgäten, und — mit sorglicher, kluggewandter Hand den Samen auf Hoffnung streuen.

Jeder Kundige sieht, wie durch diese stete Beziehung der darzustellenden allgemeinen Wahrheiten auf die besonderen und besondersten Verhältnisse der Gemeine die Arbeit der Predigt erst recht zur Arbeit werden muß. Einem so geistig durchgebildeten Manne, wie Sybel, kann es nur ein Leichtes, weit mehr ein geistiger Genuß, als eine Arbeit im Schweiße des Angesichtes sein, auf Grund eines geeigneten Bibelwortes eine allgemeingültige, wohlgelungene Predigtabhandlung zu schreiben. Aber der Erfolg einer solchen, wenn auch gewöhnlich mit größerem Beifall der in Frieden gelaßnen Menge gehörten, Predigt kann natürlich der Regel nach auch nur ein eben so allgemeiner sein. Dagegen

*) Siehe S. 128 ff.

entäußerte sich S., sobald das eigne Herz in dem gewählten Schrifttexte Wurzel gefaßt, das Licht desselben sein Innres durchleuchtet, und er dagegen sich zu dessen Inhalte erhoben hatte, so viel dieß nun geschehen durfte und konnte, seiner Persönlichkeit, versenkte sich in das Leben, den Glauben, die Liebe, die Noth und den Jammer der Gemeine, die auf seinem Herzen lag, stellte unter stetem Gebet die allgemeinen Wahrheiten, welche zu verkünden waren, nach allen Seiten hin in Beziehung auf die vorliegenden Zustände der Gemeine, und baute so auf jenen allgemeinen Grundriß der Predigt dasjenige Gebäude derselben auf, welches hier eben angemessen war.

S. fing daher in der Regel die Vorarbeiten zur nächsten Predigt schon an, wenn er eben die Arbeit der vorhergehenden beendigt hatte, und blieb mit jenen gewissermaßen immer beschäftiget, bis er die Predigt wirklich vortrug.

„Oft, wenn er am Sonntage von der Kanzel kam," sagt die tägliche Zeuginn seines Lebens, „las er sich alsbald den Text zur folgenden Predigt, und war hoch erfreut über dessen Inhalt, über den Reichthum der uns in Christo angebotnen Gnade. Des Morgens von 5 — 7 Uhr arbeitete er gewöhnlich an seiner Predigt, und verschloß dann sein Zimmer, sich ganz diesem Geschäfte hinzugeben. Er las sich dann den Text, kniete nieder, bat den HErrn um Verständniß. Indem er so betete, wurden ihm oft die Hauptgedanken der Predigt geschenkt, die sich ihm überhaupt größtentheils erst als Gebet gestaltete. Oft überströmten ihn dann der Segen des HErrn und die Gedanken zur Predigt in solcher Fülle, daß er in tiefer Bewegung von seinen Knieen aufstand, und die Eintheilung der Predigt niederschrieb. Kam ich dann in sein Zimmer, so leuchteten seine lieben Augen vor Dank und Freude, und in seiner großen Lebendigkeit und Freudigkeit wußte er oft nicht, was er dann den Seinen Liebes erweisen sollte. Er gab sich dann auf einige Zeit uns ganz in Liebe hin, spielte mit den Kindern, trug sie alle zugleich auf seinen Armen, erzählte ihnen vom lieben Heiland so kindlich und anschaulich, daß diese sich schwer von dem lieben Vater trennen, immer gern in seiner Nähe bleiben mogten."

„Hatte er später die Gedankenweise der Predigt innerlich

ausgebildet, so schrieb er sie nieder, obwohl er sich nachmals nicht wörtlich an das Geschriebene binden konnte. Je näher der Sonntag kam, je ernster und festlicher ward sein Sinn, man fühlte es seinem ganzen Wesen an, welch' einem heiligen Tage er entgegenging, wie das Geschäft desselben schon jetzt seine Seele erfüllte, sein ganzes Leben und seine Gespräche dadurch geheiligt wurden ..."

So pflegte S. der Regel nach die Predigt in den ersten Tagen *) der Woche vollständig niederzuschreiben, sie dann nebst seiner lieben Gemeinde durch die Woche hin auf dem Herzen zu tragen, und endlich gegen das Ende derselben, mit möglichster Benutzung des Konzepts, mehr die Gedankenreihe, als die einzlen Worte zu memoriren, um für den mündlichen Vortrag sich die nöthige Freiheit und Lebendigkeit zu bewahren. Nur in besonderen Fällen wurde es ihm Pflicht, sich streng an den vorsichtig erwogenen Ausdruck zu binden, so daß er z. B., als er in der Reihe der Katechismuspredigten bis zum 6ten Gebot gekommen war, es für gerathen hielt, die Predigt hierüber zu lesen, um jeden wirklich unpaßlichen Ausdruck zu vermeiden; was zugleich als ein sprechendes Zeugniß für die Besonnenheit seines Verfahrens im allgemeinen gelten muß.

Im übrigen verwandte er auf die innere Durchbildung der Predigt nach Inhalt und Ausdruck jemehr Fleiß, je mehr ihm bei seinen vielen amtlichen und pastoralen Geschäften Zeit hierzu übrig blieb. In den ersten Jahren kam er durch die Ueberhäufung der Geschäfte wirklich zuweilen in's Gedränge. Ich entsinne mich, damals öfter in den Freund gedrungen zu sein, daß er dem täglichen Andrang in pastoralen und anderen Geschäften doch einige Gränzen setzen, und sich einige Vormittage zu ungestörter Arbeit für die Gemeinde im ganzen widmen mögte.

*) „Die Predigten," schreibt er im Jahre 1838, „machen mir oft viel Mühe, und ich fühle mich nicht eher ruhig in der Woche, als bis die Predigt auf dem Papiere steht. Daher gehe ich denn gleich Montags wieder daran, durchdenke das Ganze, Dienstags pflege ich zu schreiben, Freitags zu lernen. Sonst kommen jetzt weniger Amtshandlungen vor, da gebrauche ich viel Zeit zu meinen Predigten, ohne daß sie dadurch grade besser würden."

Indeß konnte ich mit diesen Vorstellungen nur wenigen Eingang finden. Sich wohl bewußt, seine ganze Zeit der Gemeinde hinzugeben, wagte er es kaum einige Stunden des Tages, sich den augenblicklichen Bedürfnissen derselben zu entziehen. Indeß darf mit Zuversicht gesagt werden, daß er der Vorbereitung zu seinen Predigten im allgemeinen mit großer Anstrengung oblag, und namentlich der Meditation den größten Fleiß widmete. Schon seine ängstliche Gewissenhaftigkeit, nach der er sich nie genug that, mußte ihn dahin treiben, sich nie durch die glücklicheren Erfolge, deren er sich öfter erfreute, grade wenn seiner menschlichen Vorarbeit weniger Muße geworden war, zur Trägheit in jener Hinsicht, zu einem müßigen Rechnen auf die Mithülfe der Gnade, verleiten zu lassen. Zudem aber mußte der stete, kindliche Blick auf den HErrn und die Zeugnisse seines Wortes, mit dem er in allem dasselbe that, und sich unter allen Abwechslungen in dem gleichen Berufe bewegte, auch dazu mitwirken, ihm die Vollendung seiner Predigten zu erleichtern, ja gewiß wurde so manche Lücke derselben auf eine gesegnetere Weise geschlossen, als dieß durch längere Abschließung in der Studirstube geschehen sein mögte.

Ganz eigenthümlich war die Arbeit, nein die Lust des Gebetes, womit die Vorarbeiten Sybel's zu seinen Predigten angefangen, durch und durch getragen und vollendet wurden. Seine Gattinn versichert, daß er die Predigten der letzten Jahre größtentheils auf seinen Knieen gemacht. Er bediente sich hierzu eines besonderen, einem Sopha entnommenen, Kissens, welches überhaupt die Spuren dieses täglichen Gebrauches hinterbracht hat.

Ich führe dieß einfach als eine geschichtliche Thatsache an. Wem, wie Sybel, das Wort: „Betet ohne Unterlaß!" Leben und Lebenslust geworden, wird wissen, wie dieß zu nehmen ist, wie dieß S. eben so natürlich und lebendig sein konnte, als es anderen tödtender Zwang und Pein sein würde. Luther's „Fleißig gebetet, ist über die Hälfte studiret!" bewährte sich hier um so schöner, als S's. Beten wohl auch ein Studiren, ein lebendiges Eindringen in die Geheimnisse seines Gottes und Heilandes, sein Studiren dagegen auch ein Beten war, ein heimliches Lauschen des thätigen Geistes auf die Zeugnisse des Geistes Gottes.

„Das Gebet*) war ihm wirklich, wie das Athemholen, Bedürfniß. Er lebte, webte und war durch das Gebet in dem HErrn. Ich fand ihn oft bei verschloßner Thür, und wenn er aufmachte, so war's ihm gut anzusehen, daß er aus der Tiefe zum HErrn gerufen habe; es war, als ob sein Antlitz noch leuchtete, wie das Antlitz Mosis, wenn er mit dem HErrn geredet hatte."

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Inhalt und der Form der fertigen Predigt Sybel's, so war der Kern und Stern derselben, ihr wesentlicher Inhalt jederzeit Christus und sein Evangelium. Wie indeß die eine schaffende Kraft des Wortes Gottes sich in der Natur in einer Mannichfaltigkeit von Bildungen kundgiebt, so mußte natürlich auch jener eine Inhalt auf diesem höchsten Gebiete des geistigen Lebens in mannichfacher Wechselung zu Tage kommen — abgesehen davon, daß die Verschiedenheit des Textes und Thema's, die fortschreitende Entwicklung des Kirchenjahres, endlich auch der wechselnde Einschlag der eigenen und der Gemeindezustände eine Mannichfaltigkeit der Darstellung mit sich brachte.

In Ansehung der Form wird der Leser mit Recht etwas Tüchtiges bei S. erwarten. Von Jugend auf hatte er gelernt, seine Gedanken in ruhigem, klaren Zusammenhange harmonisch aus seinem Innern zu entwickeln, seine lebendige, in dichterischen Formen geübte Phantasie kleidete jene von selbst in ein liebliches Gewand, sein einfacher Sinn, in dieser Hinsicht noch durch ein vieljähriges Streben und durch gründliches Studium der Muttersprache unterstützt, drücken sich durchgängig in den einfachsten, wohlklingendsten Sätzen aus, ein unedler Ausdruck fand ohnehin bei seiner dem Schönen vertrauten Anschauung und Sprache keinen Zugang.

Wenn Sailer drei Klassen der Prediger unterscheidet: 1) solche, die außer oder neben der Bibel predigen, das sind die armen ungläubigen, eigentlich meineidigen Diener der Kirche, die ihre eigne Gedanken vorbringen, todte Sittenlehrer, die ebenso gut und ohne Anfechtung unter Juden und Türken predigen

*) Mittheilung von Dove.

könnten, und nur, wie zur Verzierung, einzle losgerißne Blättlein vom Baume des Lebens ihrem Vortrage anhängen; 2) solche, die aus der Bibel predigen, aber nach eigenmächtiger Auswahl, entweder nur Gesetz, oder Evangelium, aber mehr den todten Glauben, als den lebendigen; 3) solche, die nur und ganz die Bibel predigen: so gehörte S. gewiß in die letztere Klasse. Nur daß die Predigt eines Mannes keine geistlose Aufhäufung von Bibelstellen war und sein konnte, in welchem Christus, das lebendige Wort, Leben und Gestalt gewonnen hatte. Wohl trugen die Worte der Schrift wie starke Marmorsäulen seine Predigt, und der Geist der Schrift durchwehte sie, aber nächstdem war es ihm zu jedem Beweise genug, einfach nachzuweisen, daß die ausgesprochne Behauptung auf Gottes Wort sich gründe.

Von wenigen erreicht mogte Sybel in der seltenen Popularität seiner Darstellung sein. Daß den Armen, vornehmlich den Armen das Evangelium gepredigt würde, daß also auch Hans und Grete hinter der Thür, nach Luther's Ausdrucke, die Predigt verstünden, wenn sie mit heilsbegierigem Herzen lauschten, dieser nicht genug zu beherzigende Gesichtspunkt war einer der ersten, welcher S. in Ansehung der Form seiner Predigten leitete. Ihm zulieb hat er vielleicht manches aufgeopfert, manche Feder aus den kräftigen Schwingen seines rednerischen Genius fallen lassen, weil diese ihn zu hoch an den rednerischen Himmel erhoben, die theuerwerthen Wahrheiten seiner apostolischen Zeugnisse zu sehr dem Gesichtskreise der armen Hungrigen entrückt haben mögten. Doch blieb er darum in den Gränzen des Edlen, vermied leicht das Platte, Triviale, und war darum nicht weniger für die Wohlgesinnten unter den Gebildeten anziehend. Dieß mußte um so mehr geschehen, als an seinen, mitten aus dem Leben erwachsenen, Predigten alles frisch und neu war, das Individuelle treu nach der Natur gezeichnet, wenn gleich es ein leicht erklärlicher Irrthum war, daß nicht selten Personen glaubten, daß sie selbst die Gegenstände seiner Darstellung gewesen, wo S. nur nach den allgemeinen Formen des Natur- und Gnadenlebens treffend charakterisirt hatte.

Wenn nun die Leistungen S's. in dieser Hinsicht schon

nicht gering waren, so kann man sie unbedenklich zu den ausgezeichneten rechnen, wenn wir ihn nun zum Altar und auf die Kanzel begleiten, ihn die Vorträge wirklich halten sehen.

Sehen wir die innere Bewegung Sybel's schon durch die Woche hin bei den Vorarbeiten zur Predigt wachsen, so erreichte diese natürlich jetzt ihren Höhepunkt. Der Eindruck des Wortes Gottes, dessen unerschöpfliche Tiefe ihm sich so aufschloß, daß ihm das Glauben fast zum Schauen wurde, war ohne Zweifel die erste Ursach, die andere und dritte die Wichtigkeit seines Berufes, das Verlangen, ihn an der Gemeinde zu erfüllen.

Vielleicht war es auch eine Folge dieser inneren Bewegung, bei der er jedoch äußerlich ruhig erschien, und es in der Tiefe des Geistes, der über den bewegten Fluten des Seelenlebens schwebet, gewiß auch war, daß er zwischen den einzlen Amtshandlungen, und wenn diese sich bis gegen Abend hin einander folgten, in der Regel gar nichts genießen konnte. Kam er von den Filialen zurück, so eilte er, während zu der Nachmittagskirche geläutet wurde, nur schnell vom Wagen, legte seinen Priesterrock wieder an, trat noch einmal, an der Hand der Gehülfinn, in sein Kämmerlein, stärkte sich im Aufblicke zu dem Angesicht des HErrn, und sorgte nur, zu rechter Zeit in der Kirche zu sein.

Er selbst wollte hier nie zu spät erscheinen, sang noch alle Lieder vor der Predigt zu seiner Erbauung mit, und konnte so auch die Gemeinde mit Vertrauen ermahnen, daß ein Jeder das Gleiche thue, sich ohne die dringendste Veranlassung den Segen der Versammlung nicht durch zu spätes Eintreten, noch weniger aber durch weltliche Gespräche beim Kommen und Gehen verkümmere.

Tief ergreifend war nun zunächst das liturgische Auftreten S's. am Altare. Hier konnte er sich selbst ganz dem Eindrucke der liturgischen Formulare und des eingeschloßnen Wortes Gottes hingeben, gleichsam ruhen auf diesem stehenden Grunde, um sich alsbald zu dem Fluge der eignen Rede zu erheben. Oft waren die Herzen vieler Zuhörer von dem bloßen Vortrag der Liturgie und der Perikopen des Tages so bewegt und erbaut,

daß sie auch ohne die nachfolgende Predigt im Segen hätten heimkehren mögen. Wie der Wiederaufgang der Sonne dem Beschauer täglich in neuem Glanze erscheint, so wurde das Alte, Wohlbekannte immer neu in seinem Munde. Ich hörte den Freund nur einmal bei der Feier des ersten Missionsfestes zu L. das 37. Kap. des Hesekiel vortragen, aber auch mir war es, als hörte und sähe ich nur das Rauschen und Regen der Gebeine auf dem großen Todtenfelde, davon der Prophet weissagt.

Vor der Predigt selbst pflegte dann S. jedesmal auf der Kanzel noch vor und mit der Gemeine zu beten. Das wird von allen als das Rührendste und Ergreifendste seiner ganzen gottesdienstlichen Thätigkeit bezeichnet. In unnachahmlicher Demuth und Bewegung flehete er jedesmal um die Gabe des heil. Geistes zunächst für sich selbst, bat, daß das Wort als ein an ihn selbst und an die Gemeine gerichtetes Gotteswort sich an ihm und allen wirksam erweise, daß der HErr namentlich verhindern mögte, daß die Kraft seines Wortes durch die Sündhaftigkeit des armen Boten zum Schaden der Gemeine geschwächt würde. Auf ähnliche Weise schüttete er am Schlusse der Predigt sein Herz aus; es war dann so voll Dank und Lob, und der Ausdruck seines Bittens so innig und ergreifend, daß die Anwesenden schwer umhin konnten, von ganzem Herzen einzustimmen und das Amen mit ihm zu sprechen.

Er bat oft die Gemeine, auch für ihn selbst, bei dieser Gelegenheit und sonst, aus Herzensgrund zu beten, daß der HErr Seine Kraft in der eignen Schwachheit wirksam machen mögte. Dieser Segen der Gebete der Gläubigen in der Gemeine mogte oft auf ihm ruhen, wenn er, von den Filialarbeiten ermattet, sich wieder frisch erhob, wie ein Adler, und den Segen von oben wieder zurück wandte auf die Gemeine. Mit der Inbrunst eines Hungrigen, der mit den schreienden Kindlein nicht länger warten kann auf das nährende Brot, flehete er dann vor dem Angesicht des segnenden Gottes um Andacht und Segen für seine Gemeine, oft mit dem ausgesprochnen Wunsche, daß wenigstens Ein Herz neu dem HErrn gewonnen werden mögte.

So gestärkt stand er dann von seinen Knieen auf, und predigte mit gewaltiger Macht des Wortes.

Nach Maßgabe des Textes oder der Umstände schwang er bald, wie auch der HErr in der Bergpredigt that,*) den Hammer des Gesetzes, und das Wort ward nun, im Anfange vielleicht öfter, als gut war, in seinem Munde jenes zweischneidige Schwert, welches „durchdringet, bis daß es scheide Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens;" bald aber, und dieß fehlte nie und war und blieb der Hauptauftrag, den er an die Gemeinde ausrichtete, gab er Zeugniß von der Gnade und Wahrheit in Christo, von der seligmachenden, alle Wunden heilenden Kraft Gottes in seinem Evangelio. Mogte er so, was in der Natur der Sache gegründet war, bald mehr in dem Eifer des Elias, oder auch in dem Eifer des HErrn, als er die Geißel aus Stricken machte und die Tische der Wechsler umstieß, da zu stehen scheinen, bald mehr in der Lieblichkeit eines Boten, der Frieden verkündiget**): so erkannte doch der Kundige leicht dieselbe Liebe in jenem Eifer, welcher nur zu dem einigen Grunde des wahren Friedens hintrieb, und denselben Ernst der Wahrheit in dieser Lieblichkeit, die nun zeigt, daß er selbst geschmeckt und gefühlt, wie freundlich der HErr ist. Zudem konnte es bei der natürlichen Klarheit seines Geistes, bei der Einfachheit seiner Gedankenfolge und seines Ausdruckes, bei der tiefen Demuth und Hingebung seines Herzens, unmöglich seinen Predigten an der nöthigen Einheit fehlen.

Was denselben aber, an den Feinden, wie an den Freunden Gottes, den größten Nachdruck gab, war der Ausdruck der Wahrheit und der inneren Erfahrung, wodurch die in schlichtester Einfalt gegebenen Verkündigungen, zu fühlbaren Zeugnissen einer höheren Welt wurden, die darum mit freudigem Herzen angenommen, oder mit Erbitterung zurückgewiesen werden mußten. Ein natürlicher Schmuck, ein dem Inhalt angemeßner Ton und Glanz der Rede konnte seinen Vorträgen nicht abgehen. Sonst aber verschmähete er es, den angebornen Glanz jenes Edelsteines und der Perle, die den göttlichen Reichthum seiner Predigten ausmachten, noch durch menschlichen Schmuck und Politur erhöhen

*) Vergl. Matth. 5, 20 ff.
**) Joh. 2. Röm. 10.

zu wollen. „Er wollte die Wahrheit immer ganz nackt haben, nicht eingehüllt in menschliche Lumpen, wodurch nur die Kraft des Kreuzes Christi geschwächt werde. Und es ist wahr, an seinen Vorträgen war die Kraft des einfachen göttlichen Wortes ohne Schmuck und Zusatz recht sichtbar. Dazu kam der Hintergrund seines allen bekannten, redlich und wahrhaft frommen Ernstes in der Heiligung. Dadurch geschah es, daß die unscheinbarsten Sätze und Gedanken schwer und voll Kraft und Nachdruck wurden." *)

Die Wirkung seiner Predigten erwies sich zunächst in der Menge der Zuhörer, so oft und lange er predigte. Die Kirche war oft ganz überfüllt und er ging daher lange damit um, einige hundert Thaler, die ihm noch übrig waren, zur Vergrößerung der Stadtkirche anzubieten. Von weit entlegnen Ortschaften strömten einzle Seelen, die von dem Durste nach dem Wasser des ewigen Lebens ergriffen waren, herbei, und erquickten sich an seinen Zeugnissen und seiner persönlichen Liebe. Diese pflegten dann wohl auch nach der Predigt seinen persönlichen Zuspruch zu suchen, was aber oft auch von Reisenden und Handwerksgesellen geschahe, deren Herz das verkündigte Wort gefunden hatte. Verfasser sahe den Freund einst (am Tage jenes Missionsfestes) so von vielen Besuchenden mit dem innigsten Zutrauen angesprochen. Ein armes Dienstmädchen war mehre Meilen weit über Land gekommen. Sie hatte ein andresmal eine Bibel geholt, und bat nun um eine Predigtsammlung. „Die wird Dir aber zu theuer sein, sie kostet einen Thaler," bemerkte Sybel. „O, erwiederte jene, mit leuchtendem Auge, welches den Besitz des Schatzes über alle Schätze verrieth, „den Thaler gebe ich gern, er würde mich auch nicht reich machen." So bereitwillig S. indeß in dieser Hinsicht war, so wies er doch auswärtige Abendmahlsgenossen jederzeit an den Altar ihres Ortes.

Mit großer Stille und Andacht wurden S's. Predigten angehört, oft verfehlten sie ihren Eindruck auch an solchen nicht, die ein anderer Zweck, als jener der Erbauung, in das Haus des HErrn geleitet. Die Zeit entschwand den Zuhörern, obwohl die

*) Döné, der stets sein Zuhörer war.

Eitelkeit hier keine Nahrung fand; auch wenn ein Wort ernster Rüge gesprochen wurde, so war es so gehalten, daß ein eitles Richten über den Getroffenen nicht wohl stattfinden konnte.

Ein merkwürdiger Fall begegnete S. in dieser Hinsicht in den ersten Jahren seines Amtes. Bei einer Beerdigung auf einem Filiale bemerkte er ein Mitglied der Gemeine unter dem Leichengefolge, welches sich sonst selbst von der kirchlichen Gemeinschaft exkommunizirt hatte. Sybel's Herz empfand in dem Augenblicke eine tiefe Bewegung, da er die Seele dieses verirreten Schafes seiner Heerde schon länger gesucht hatte. Es war ihm, als müsse er diese, vielleicht die letzte Gelegenheit benutzen, diese Seele aus dem Schlafe des Todes zu wecken. Aber wie? Mit diesem Gedanken verrichtet er die liturgische Handlung auf dem Kirchhofe, er begleitet ihn in die Kirche, auf die Kanzel. „Du sollst den Verirreten anreden!" rief ihm fort und fort die eine Stimme zu; „du kannst, du darfst nicht!" eine andere. In dieser Ungewißheit beschloß S., und gewiß mit Recht, das Ungewöhnliche nicht zu thun, und es dem HErrn zu überlassen, das den Versammelten überhaupt Hinzugebende des Mannes Herzen nahe zu bringen. Indeß die erste Stimme schwieg nicht, sie redete so laut, daß S. in Verwirrung gerieth, und nicht weiter konnte. Jetzt nahm er dieß, vielleicht mit Unrecht, für ein Zeichen, daß menschliche Furcht und Klugheit ihn bewogen, der Stimme des HErrn zu widerstreben. So glaubte er nun gehorchen zu müssen, und wandte, indem er den Mann mit Namen anrief, was er zuletzt gesagt, auf diesen an. „Auch Du, mein armer Bruder N.," rief er aus, „mußt umkehren, Deine Seele ist in großer Gefahr, sonst gehst Du verloren!" Wie man über dieß, dem jetzigen Zustand unsrer todten Kirchengemeinden nicht anpassende Verfahren urtheilen mag: der Erfolg hätte es sonst wohl für diesen einzlen Fall rechtfertigen mögen. Nun aber legten sich, was S. hätte voraussehen müssen, Menschen ein, und störten die Wirkung. S. sahe den, möglicher Weise für ihn nachtheiligen Folgen, die es jedoch nicht hatte, ruhig entgegen, lernte aber doch für die Zukunft vorsichtiger zu sein.

In der That bedurfte er dieser und jeder anderen schroff hervortretenden Wendung nicht, um die schlafenden Sünder zu

wecken, die leichtfertigen und verhärteten Herzen wenigstens aufzuschrecken, sie mit einem Stachel im Gewissen gehen zu lassen. „S's. Predigten müssen erwecken, es kann, es kann sie niemand hören mit unbewegtem Herzen, es müssen die Zuhörer sich entscheiden, für oder wider!" so urtheilte ein sehr besonnener, urtheilsfähiger Beobachter, Professor Chappuis zu Lausanne, nachdem er S. 1836 einigemal gehört hatte. Und diese erweckende Kraft lag wohl nicht in dem oft mächtig hervortretenden Ernst der Rügen, wozu der Schmerz der Liebe ihn nöthigte, sondern vielmehr in der Einfalt und Herzensdurchdrungenheit, womit er das Wort Gottes, so das Evangelium, wie das Gesetz, verkündigte. Namentlich war es ihm völlig fremd, rednerische Kunst in den Dienst der Erweckungsgabe zu ziehen, es irgend auf äußere Rührung, viel Thränen oder überhaupt auf vorübergehende Eindrücke anzulegen. Er wußte zu gut, daß nur der Geist der Gnade die schlafenden Sünder erleuchten und wecken, die hungrigen Seelen nähren und erquicken kann: der Gnade nach- und zuzuarbeiten, nicht ihr vorzugreifen, oder ihre Gotteskraft durch menschliche Arbeit zu ersetzen, erkannte er für seine Aufgabe, auch im Predigen.

Daß bei dem allen S's. Predigten oft zu heftiger Erbitterung nicht wenige aufregten: wer wird dieß anders erwarten? Wenn Jesus Christus, nicht von leichtfertigen Sadduzäern, nein auch von ehrbaren Pharisäern, ja von vielen, die ihm noch eben zugefallen waren, seiner „holdseligen" Worte sich gewundert hatten, alsbald in bitterem Zorn ausgestoßen werden konnte (Luc. 4): so wundere man sich hierüber, nicht daß die Zeugnisse dieses armen Jüngers auch erbittern konnten! Nein, wenn diese denen seines Meisters irgend ähnlich waren, so muß man sich vielmehr wundern, daß jene Aufregung fast bei allen nur vorübergehend war, daß durch eine bleibende Erbitterung kaum einige sich das Gericht sprachen! Ich wage es nicht, dieß zur Ehre S's. zu sagen, wiewohl er kein blinder Eiferer war, den Verachtung hätte treffen müssen, während ihm auch die heftigsten Gegner nur mit Achtung begegneten; denn nachdem die göttliche Sanftmuth und Liebe des Eingebornen tödtlichen Haß und Erbitterung bei der Ueberzahl des heiligen Volkes gegen sich aufregen gekonnt: kann es kein Vorzug eines Knech-

tes Christi sein, ohne Haß und Verfolgung sein Amt geführt zu haben. Aber es bleibt ein Zeichen des der Wahrheit zugewandten Sinnes der Gemeinde, der unter den schrankenlosen Angriffen des Unglaubens und des Weltsinnes der Zeit nicht untergegangen war; der, wie schwer mußte dieß unter den von S. unverschuldeten, Umständen oft sein! über das ihm fremdgewordene Wort zu dem Herzen Sybel's hindurchzudringen, das Göttliche in dem Menschlichen anzuerkennen wußte! So wird der Segen der Arbeit S's. über dieser, ihm so theuren Gemeine bleiben. Preis sei der Gnade des HErrn, der über der Gemeine gewaltet, der noch über ihr waltet, sie auf grünen Auen des Evangeliums weidet unter der Hut getreuer Hirten! Und Heil denen in der Gemeine, die nicht auf halbem Wege stehen bleiben, die mit dem Herzen des Verewigten und seiner Mitarbeiter hindurchdringen zu dem Herzen Gottes in seinem Gesetz und Evangelio!

Hatte Sybel eine Predigt zu halten, von der er voraussahe, daß sie nicht jedermann lieblich und wohllauten konnte, so bewegte er sie besonders angelegentlich in seinem Herzen, und lag dem HErrn an, daß er seiner menschlichen Schwachheit wehren mögte, damit weder die Ehre Seines Namens, noch das Heil der Gemeine, noch einer einzlen Seele durch ihn selbst gekränkt werden mögte!

So kam er im Sommer 1837 einst seufzend von dem Filial; ach, sprach er, ich habe heut eine harte, schwere Predigt; aber der HErr will es, ich muß sie halten! Es war die Predigt über das Evangelium des Sonntags, irre ich nicht für den 10ten nach Trinitatis.

Er wandte nun die Beziehung des Textes, daß grade die Vornehmsten und Gebildeten zur Zeit Jesu, die des Volkes Führer sein sollten, dem HErrn entgegen waren, während das Volk ihm anhing, wahr und klar auf die gleichen Verhältnisse der Stadt an. Diese Predigt erregte großes Aufsehen. Sie mußte es, denn es mußten sich viele der Vornehmen, die merkwürdig genug grade diesesmal zahlreich in der Kirche versammelt waren, dadurch empfindlich getroffen fühlen. Denn auch die Kinder der Welt unsrer Tage wollen zu dem Ruhm der Aufklärung und

des Unglaubens sonderbarer Weise auch das Lob haben, nicht unfromm und unchristlich zu sein. Jene Aufregung mußte also stattfinden, S. konnte sie auch nicht vermeiden wollen, wenn er den Vornehmen und Aeltesten der Stadt, den Rathsherren und Führern, in's Gesicht sagte, daß auch sie, mehr als das Volk, dem HErrn widerstrebten.

Indeß legte sich die Aufregung bald, zum Zeichen, daß eine so ernste Rüge nicht bloß in frommer Liebe und Demuth gegeben, sondern daß sie auch auf einen immer noch empfänglichen Boden der Hoffnung gefallen war. Anfangs verlautete etwas von einer beabsichtigten Klage der städtischen Behörde. Als indeß einer der vornehmsten Beamten in der Stadt die Sache ernstlich auffaßte, traten nicht allein alle städtische Beamte zurück, sondern manche erklärten sich lebhaft gegen diesen Gedanken überhaupt, und gaben so ein schönes Zeugniß für sich selbst und für ihren treuen Hirten.

Jener Beamte ging indeß doch noch zu S. und ersuchte ihn um das Konzept der Predigt, die er nicht gehört hatte. S. lehnte dieß ab, erbot sich aber, ihm die Predigt sogleich vorzulesen. „So, also haben Sie wirklich die Predigt doch so gehalten, wie ich kaum glauben konnte?“ bemerkte S's. Zuhörer am Schlusse. S. führte ihn nun in die Zustände des städtischen Lebens umständlich ein, fragte ihn, den Blick fest auf den HErrn gerichtet, der ihm, wie S. glaubte, diese Seele jetzt näher führte, was er dagegen einzuwenden habe, ob es denn nicht wirklich so sei, und ob er als Diener des HErrn und der Wahrheit anders könne und solle, als nach der Wahrheit. Ja er bat und ermahnte ihn, ach mit welchem Herzen und Auge mogte dieß der schüchterne Mann thun, gegenüber dem, welcher in seiner eignen Kraft da stand! sich selbst aufrichtig zu betrachten, und zu gestehen, daß jene ernsten Wahrheiten vornämlich auch auf ihn Anwendung litten. So entspann sich ein mehrstündiges, später oft wiederholtes Gespräch, dessen Folge wenigstens nie der Verlust der Achtung, nach so freimüthigen Zeugnissen, war — dessen Frucht vielleicht noch zur Ewigkeit reifet.*) — —

*) S. äußerte sich über den näheren Inhalt von dergleichen pastoralen Mittheilungen stets nur abgebrochen und heimlich andeutend;

Noch vor Ablauf des Jahres 1837 fing S. an, über den Katechismus zu predigen. Diese Predigten erweckten eine ganz besondere Theilnahme, wie dergleichen denn überall und insbesondere auch in unsrer Zeit von besonderem Einfluß und Segen sein können. Sie nöthigen den Prediger und die Gemeine, in die Elemente und einfachen Grundlagen der christlichen Lehre zurückzugehen, und bringen so recht die göttliche, unerschöpfliche Tiefe dieser Lehre, auch in jenen einfachen Elementen, zur Anschauung. So befreien sie leicht von dem so grundlosen Wahne, als könne sich der Christ über jene Elemente hinausleben, indem jedes Gebot noch unerreichte sittliche Kräfte in Anspruch nimmt, jeder Glaubensartikel Wahrheiten vorstellt, über die auch der Geist des gefördertsten Christen und Theologen so wenig hinauskommt, als das Auge je das Licht der Sonne erschöpfen oder entbehrlich machen kann. Zudem geben sie dem Prediger eine nöthigende Gelegenheit, in die konkreten Lebensverhältnisse umständlich einzugehen, wodurch die Gefahr vermieden wird, sich fortgehend zu allgemein zu halten, und die Vorträge den einfachen Gesichtspunkten und Bedürfnissen des Volkes zu sehr zu entrücken.

Die Predigten S's. nun griffen kräftig in das Leben ein, sie machten aber auch vieler Herzen Gedanken offenbar, und während ein großer Theil der Gemeine sich fromm und treu zu dem Inhalt derselben bekannte, traten andere in lebhaften Gegensatz. So schreibt er im Mai 1838 an B.: „Sage doch N., daß die

---

die Angelegenheiten der ihm zugewiesenen Seelen waren ihm so heilig, daß er auch gegen die vertrautesten Freunde am liebsten darüber schwieg, sich das meiste abfragen ließ, und nur schüchtern davon redete. Dagegen schrieb er an den Prediger B., der ihn nach dem umgehenden Gerüchte über jene Predigt ermahnt hatte, im Sept. 1837: „Deine Schelte über meine Predigten gegen die Vornehmen unsrer Stadt nehme ich mit Dank an. Sie werden mich auch weiser machen und immer mehr zum Gebet treiben. Aber ich muß auch sagen, der jüngste Tag wird einmal offenbaren, wie die Sache zusammenhängt. Denn das bleibt doch wunderbar, daß die Vornehmen, die sonst nie in die Kirche kommen, ja nie, sich einmal grade sämmtlich hinbegeben, und abgekanzelt werden müssen; da ich wirklich höchst selten, vielleicht alle Jahr einmal, so predige, wie es da geschahe.

Predigt über das 7te Gebot, die sie ernst, aber doch mild und liebend fand, viele auf's äußerste empört hat, fast wie noch keine Predigt. Sie muß offenbar faule Flecke an den Seelen angegriffen haben, und das thut weh. Da schmähen sie denn auf den Arzt und seine grobe Hand. Ich las am Abend vorher die Losung des folgenden Tages: „Wenn sie gleich alle zusammentreten, müssen sie dennoch sich fürchten und zu Schanden werden" — und bekam einen Schreck. Aber das Evangelium des Sonntags vom guten Hirten und dem Miethlinge hielt mich. Ich dachte, du willst kein Miethling sein. Du sagst der Gemeine alles grade heraus ..."

Zum Schlusse dieses Abschnittes theile ich einiges aus der Predigt über das 6te Gebot mit, welche S., wie schon bemerkt, um soviel möglich Anstoß durch etwa verfehlten Ausdruck zu vermeiden, der Gemeine vorlas. Dieses Gebot, welches entsprechend der Bundestreue und keuschen Liebe gegen Gott, wie sie das 1ste Gebot fordert, Keuschheit und Treue in den geschlechtlichen Verhältnissen gebietet, legt, wie kaum ein anderes, den Jammer und Abfall unseres Geschlechtes von seiner ursprünglichen Würde und Bestimmung vor Augen. S. in den Jahren der zartesten Jugend von dem giftigen Biß der Schlange nicht unberührt, hatte nächstdem, wie wir sahen, ein Jugendleben in seltener Kraft der Keuschheit, auch des Herzens und der Sinne, geführt. Indeß war sein Blick dadurch nur heller geworden, den Regungen der geschlechtlichen Sünden bis in ihre geheime Geburtsstätte nachzugehen, und das maßlose Verderben der Welt in dieser Hinsicht zu erkennen.

Im Eingange der Predigt erweist er zunächst gegen die Meinung der Schwärmer, daß die Ehe erst nach dem Sündenfalle eingesetzt sei, daß dieselbe nach der Schrift als eine ursprüngliche, heilige Stiftung Gottes dastehe, deren Verfall erst mit dem Bruche des Bundes mit Gott, mit dem Abfall von seiner Liebe geschehen sei, und schließt: „Nachdem durch die Sünde die Liebe des Menschen gegen den himmlischen Vater zerstört war, ist auch die innigste Liebe der Menschen zu einander, da ist auch die ehliche Liebe gestört und eine sündhafte geworden, ist auch der Ehebruch in die Ehe gedrungen. Aber

der HErr spricht, der allmächtige Gott: Du sollst nicht ehebrechen!" Hierauf stellt er die Fragen: „Was verbietet Gott mit diesen Worten? Was gebietet er in ihnen? Wie haben wir sein Verbot und Gebot gehalten?"

Hierauf bezieht er das Verbot zunächst auf die Ehlichen, und zeigt zuerst die Bedeutung der Ehe und des ehlichen Gelübdes aus der Art und Weise, in welcher der Ehebund nach der herrschenden Sitte und dem Gesetz der Kirche vorbereitet und feierlich geschlossen wird. Hiernach heißt: „Du sollst nicht ehebrechen! — Du sollst das heil. Gelübde halten, was Du vor Gott und der Kirche abgelegt hast!" „Jede Uebertretung dieses Gelübdes verbietet Gott also." Nun zeigt er, wie hierdurch zuerst der Ehebruch im gemeinen Sinne verboten und dem Fluche Gottes unterworfen sei, geht dann umständlich in das genau entsprechende Verbot des Bruches der Ehe durch Scheidung und durch Schließung einer neuen Ehe von Geschiedenen ein, weist dann mit Beziehung auf Matth. 5, 27. 28. auf den Bruch der Ehe durch sinnliches Wohlgefallen an einem fremden Weibe oder Manne, und zuletzt durch den durch Abneigung, Haß und Zwietracht hin, und geht dann zu der, auch die Ledigen betreffenden Wurzel der groben Uebertretung, der Unkeuschheit überhaupt über.

In Ansehung der Scheidung sagt er, nach Erwägung der Aussprüche des HErrn hierüber, unter andern Folgendes: „Was lernen wir in Bezug auf die Ehe aus diesen Worten des HErrn? Er verbietet allen Christen, allen, die ihm angehören wollen, die Scheidung ausdrücklich, erklärt diese für Ehebruch, und erlaubt sie nur in dem einen Falle, daß eine Hälfte des groben Ehebruches überführt werden kann. Es verbietet also auch Gott in den Worten, Du sollst nicht ehebrechen, zugleich die Scheidung. So giebt es auch in der christlichen Kirche keine Scheidung, die Kirche scheidet die Ehlichen durchaus nicht wieder.

Wenn daher Eheleute auf den schrecklichen Gedanken kommen, sich scheiden zu lassen, so werden sie zuerst zu ihrem Seelsorger gewiesen, und es ist dessen heilige Pflicht, alles mögliche zu thun, sie vor der großen Sünde der Scheidung zu bewahren. Beharren sie gegen das Wort Gottes auf ihrem sündlichen Vor-

haben, so fallen sie dem weltlichen Richter zu, der Geistliche, der Diener der Kirche, scheidet nicht, vor der Kirche, vor Gott sind die Geschiedenen daher auch nicht geschieden!"

Den Schluß des ersten Theils macht er im wesentlichen mit folgender Auseinandersetzung: Doch, die Wurzel alles Unheils in der Ehe ist die Unkeuschheit überhaupt, die nicht erst in der Ehe zu keimen pflegt, sondern sich schon von Kindesbeinen auf im Menschen regt. Wir sind alle in Sünden empfangen und geboren, das Tichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Mit den Jahren schießen diese bösen Keime immer kräftiger auf. Darum verbietet dieses Gebot euch alles, was den Ehebruch vorbereitet, die Unkeuschheit jeder Art, und dieß ist die wichtige Bedeutung desselben für die Ledigen. — Hierauf weist er auf die geheimen Sünden der Jugend hin, auf lüsterne Gespräche über geschlechtliche Verhältnisse, auf die Anreizungen des Tanzes, anstößige, oder doch sinnlich schmachtende Lieder, unzüchtige Bücher, „buhlerische Gefallsucht oder Koketterie," die darin bestehe, daß Mädchen und Frauen durch Putz, Gang und Gebehrden, Gesang und Musik die Augen der Männer auf sich zu locken und sündliche Empfindungen in ihnen zu wecken suchen, — welches alles wider das Verbot Gottes gehe.

Im zweiten Theile stellt er, mit Benutzung der lutherschen Erläuterung „die Keuschheit überhaupt" als Inhalt des Gebotes auf, und leitet nun die Verpflichtung ab, durch Gebet, Wachsamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit alles zu thun, um die Erfüllung desselben zu erleichtern. Er geht dann auf die besondere, in dem Gelübde der keuschen Gattenliebe beschlossene, Pflicht der Eheleute ein „daß ein jeglicher sein Gemahl liebe und ehre." In letzter Hinsicht sagt er auf eine Weise, die ihren Eindruck wohl nicht verfehlen konnte: „Aber auch ehren sollen Mann und Weib einander! Eine wichtige, sehr bedeutsame Vorschrift, meine Geliebten! — Als Seelsorger der Erwachsnen stehe ich hier, so steht es mir zu, auch zu reden wie zu Erwachsnen, euch Rathschläge zu geben über die ernstesten und heiligsten Verhältnisse des Lebens. Darum sage ich noch einmal, das ehren hat einen tiefen Sinn. Wie leben

doch Eheleute oft mit einander? Wie die Thiere gebrauchen sie sich gegenseitig nur zur Befriedigung ihrer rohen, fleischlichen Lüste. Heißt das: sich ehren? Nimmermehr! Dieses Wort gebietet den Ehlichen daher Mäßigkeit und Nüchternheit im ehlichen Umgange. Nicht als Thiere, sondern als Menschen, als Christen sollen sie ehlich mit einander leben. Der Christ, der wahre Christ ist mäßig im Genuß der Speise und des Trankes, er pflegt des Leibes, nach der Vorschrift des Apostels, doch also, daß er nicht geil werde, er kreuzigt sein Fleisch, dessen Lüste und Begierden. Der Christ geht ja mit Gebet zum Essen und zum Trinken. So soll denn der Christ Mäßigkeit und Nüchternheit zum Gebet in allen Stücken beweisen, so soll das ganze Leben des Christen durchdrungen werden vom Gebet: so sollen denn nach der Schrift auch die christlichen Männer ihren Weibern mit Vernunft, mit christlicher Vernunft beiwohnen, mit Gebet, damit die Ehe in allen ihren Beziehungen eine geheiligte, eine wahrhaft christliche werde, damit auch die Christenkinder immer weniger in Sünden gezeuget werden und, wie Johannes der Täufer, schon im Mutterleibe den heiligen Geist empfangen können!"

Hierauf hält er der Gemeine den Spiegel dieses Gebotes mit seinem Verbot und seinen Fordrungen vor das eigne Antlitz und geht zu der dritten Frage über und sagt: „Ach, mich ergreift Schaudern und Entsetzen, wenn ich gedenke der Sünden, die auch unter uns gegen dieses Gebot begangen werden. Giebt es in unsrer Stadt keine Ehemänner, die ihren H.... zur Erhaltung unehlicher Kinder Zahlungen leisten müssen, und deren geheime Sünden also offenbar geworden sind? Ach, und wie viel geheimen, groben Ehebruch mag das Auge des gerechten Gottes sehen, der alle Ehebrecher einst richten wird!" Nun weist er auf die oft vorkommenden Scheidungen hin, ermahnt die etwa anwesenden Geschiedenen zur christlichen Versöhnung, warnt die auf dem Wege zur Scheidung irgend Begriffnen, geht dann zu dem feineren Ehebruch durch Augenlust an fremden Gatten und innere Untreue über, und schließt hier: „O, wie viele mögen doch hierin vor Augen Gottes unter uns als Ehebrecher dastehen, bei dem Verderben, welches in dieser

Hinsicht unter den Menschen herrscht. Und wenn wir nun gar fragen werden: Habt ihr Ehlichen denn das vor Gott abgelegte Gelübde der Liebe auch so gehalten, daß ihr allezeit Ein Herz und Eine Seele waret, hat nie Streit noch Zwietracht unter euch stattgefunden. O, wo ist die Ehe zu suchen, in die sich nie auch die geringste Verstimmung eingeschlichen hätte? Ach, vor Gericht, Herr Jesu! stehen wir alle hier!

Nachdem er nun endlich auf die Wurzel aller dieser Uebertretungen, auf die Unkeuschheit des natürlichen Herzens, auch hier zurückgegangen, und so auf den Weg der Sünde aller im unerleuchteten Zustande hingewiesen, schließt er: „Aber was haben wir zu thun, da uns Gott zeigt, daß unsre Seele einem befleckten Kleide gleicht? An die Brust müssen wir alle schlagen und sprechen: Gott sei mir Sünder gnädig! Glauben müssen wir, glauben, daß der, welcher seinen eingebornen Sohn hat sterben lassen für die Sünde der Welt, ihn auch sterben ließ für unsre Unkeuschheit. Ja, nimmermehr könnten wir rein werden, wäre nicht das Blut Jesu Christi da. Aber Jesus ist gestorben für unsre Schuld; wenn wir das glauben, wenn wir das von Herzen glauben und uns zu ihm bekehren, dann werden unsre Sünden schneeweiß, und wenn sie auch blutroth wären. Also zu Jesu hin, zu Jesu, zu Jesu, du Gemeine von Sündern, zu Jesu dem Gekreuzigten wollen wir alle gehn. Ich weiß kein andres Mittel. Zu Jesu hin! Da ist Vergebung, da ist Gerechtigkeit, da ist Kraft, da ist Heiligung, da ist Leben, da ist Seligkeit. Amen."

Unter den zahlreichen Hörern dieser Predigt hatte einer der Vornehmen sich nicht eingefunden, der, früher den leidenschaftlichsten Aeußrungen seiner Feindschaft sich hingebend,*) später ein fleißiger Hörer geworden war, jetzt aber vielleicht vorzog, diese Predigt nicht im Angesicht der Gemeinde zu hören. Er wandte sich an S., der ihn gewiß vor und bei der Predigt schon auf dem Herzen getragen, und bat um das Konzept. Dieß lehnte S. auch in diesem Falle ab, und erbot sich, ihm die Predigt alsbald vorzutragen. Er willigte ein, und es folgten

---

*) Siehe weiter oben.

Augenblicke, deren Bedeutung für die Ewigkeit nicht verloren gehen wird. S. nahm seinen Talar, schloß rechts und links die Thüren der Nebenzimmer ab, und sprach: Sehen Sie, wir sind vor Gott allein, und niemand hört, was Sie nun hören. Kniete nieder und betete so inbrünstig zu dem HErrn, daß er auch dieser Seele gnädig sei, daß auch er das Regen der Kräfte der unsichtbaren Welt verspürte, und trug ihm die Predigt mit tiefster Bewegung des Herzens vor.

Das Weitere, was da geschehen, oder in den verborgenen Tiefen einer unsterblichen Seele angelegt und gegründet ist, gehört dieser Erzählung nicht an. Auch wäre das Ganze ohne Zweifel nicht allein diesem Buche, sondern mir selbst verborgen geblieben, hätte der einzige Zeuge dieser Arbeit Sybel's, aus welchen Gründen es geschehen sein mag, nicht selbst davon Zeugniß gegeben. S. hörte mit Erstaunen, daß dieser Vorfall kund geworden, der nun auch hier seine Stelle finden durfte. Wir haben uns aber damit schon dem pastoralen Gebiete genähert, zu dem wir, nach einigen Bemerkungen über S's. katechetische Thätigkeit, übergehen.

Daß sich S. auch dieser Arbeit mit ganzem Herzen und mit nicht gemeinem Erfolge hingegeben, wird der Leser nach dem Vorigen sich selbst vergegenwärtigen. Näheres über seine Leistungen in dieser Hinsicht vermag ich selbst nicht anzugeben.

Er schloß sich genau an den kleinen lutherischen Katechismus an, und sahe sich durch die große Zahl der Katechumenen, noch mehr durch die geringe Vorbildung eines großen Theils der, schon viel in den Fabriken beschäftigten Kinder zu einem durchaus elementarischen Verfahren genöthigt. Die Last dieser Arbeit, die er auf einigen Filialen nach der Predigt verrichten mußte, die Größe dieser Aufgabe lag ihm schwer auf dem Herzen. Indeß hat die Macht der persönlichen Berührung, das Beispiel des heiligen Ernstes der Liebe, gewiß auch hier viel gewirkt. Niemand konnte wohl ferne davon sein, an die Stelle der Erweckung der schlafenden Sünder, an die der Sinnes- und Willensänderung vorübergehende Gefühlsrührung zu setzen. Er konnte und wollte es auf dergleichen nicht anlegen. Indeß war dennoch bei der letzten Konfirmation die Menge der Kinder so ergriffen, und

die Bewegung der Herzen gab sich so vernehmlich in Thränen und lautem Schluchzen kund, daß S. dringend zur Stille und Selbstbeherrschung ermahnen mußte.

S's. Eifer fand jedoch in der Arbeit, die ihm in dieser Hinsicht schon oblag, nicht die Gränzen seiner Thätigkeit. Schon im ersten Amtsjahre fand er einen Knaben, der als Taubstummer unfähig war, den Vorbereitungsunterricht zu empfangen. Sybel schaffte sich die nöthigen Hülfsbücher an, unterrichtete ihn, in Ermanglung einer anderen Gelegenheit, selbst 2 Stunden wöchentlich, um jenes Hinderniß zu beseitigen.

Späterhin lernte er bei seinen Hausbesuchen zwei junge Bursche, imgleichen ein junges Mädchen kennen, die schon ganz erwachsen, aber ohne allen Unterricht geblieben und namentlich auch nicht eingesegnet waren. Mit viel Mühe bewog er die Bursche, welche nicht die Buchstaben kannten, wöchentlich zwei Abende zu ihm zu kommen, zuerst das Lesen zu lernen, dann aber zur Einsegnung vorbereitet zu werden. Sie kamen unregelmäßig und blieben bald ganz aus. Die nächsten Behörden griffen nicht kräftig zur Hülfe, aber Sybel konnte sich nicht beruhigen, bis jene durch Anordnung der Königl. Regierung gezwungen wurden, regelmäßig zu kommen. Das junge Mädchen blieb anfangs auch aus. Warum? Sie hatte inzwischen ein Kind geboren, welches sie dem frühen Aufenthalt in einer nahen Residenz, wo sie in einem Gasthofe gedient hatte, verdankte.

S. erschrak und — jetzt mußte sich zeigen, ob wirklich ein blinder Eiferer, oder ein Bote der ewigen Erbarmung seine Stelle einnahm. Die arme Person war in einer hülflosen Lage. „Frau," sprach S., „hier muß Rath geschafft werden; wir müssen für Nahrung und Kleider sorgen!" Später erklärte jene, niemand zu Hause zu haben, der die Wartung ihres Kindes inzwischen übernähme, wenn sie zu dem Unterricht komme. So ließ S. die Mutter mit dem Kinde auf dem Arm in den Abendstunden kommen, und unterrichtete jene! Oft hatte er zur Besänftigung des schreienden Kindes mitzuwirken, vielmehr mit dem unerträglichsten Geruch zu kämpfen, der diese Kinder der Armuth und Unreinlichkeit begleitete. Getrost harrete S. aber aus, bis er

durch seine letzte Krankheit in dieser Arbeit unterbrochen, und zu einem höheren Leben und Wirken abgerufen wurde! —

Wir betrachten nun

Sybel als Pastor und Seelsorger.

„Ein guter Hirte lässet sein Leben für die Schafe. Der Miethling aber fliehet, denn er ist ein Miethling und achtet der Schafe nicht."
Joh. 10, 11. 13.

In welchem Sinne der Verfasser das vorstehende Wort auf S. beziehen will, wird dem Leser nicht zweifelhaft sein. Es findet seine volle Erfüllung nur in Christo, dem alleinguten Hirten und Hüter Israels. Ein Schaf seiner Heerde zu sein, wäre S. Ruhm genug gewesen, aber in seinem Namen auch andere Schafe zu weiden, war ihm große, heilige Lust.

Und so war ihm auch die Gnade geworden, seine Heerde, als die theuer erkaufte Heerde Christi, und so viel möglich jedes Glied derselben lieben zu können nach dem Bilde Christi. Hier war, wie früher bemerkt, die Meisterschaft S's. zu suchen. Stand er, kaum in einer Hinsicht eigentlich ausgezeichnet, Vielen in Vielem nach, in der Hirtentreue, in der Kunst und Kraft zu lieben, wurde er nicht leicht übertroffen. Es ist nicht zu viel gesagt, S. wäre mit Freuden bereit gewesen, für seine Gemeinde, ja für jedes Glied derselben sein Leben hinzugeben, er hätte dieß mit Freuden gethan. Im Hinblick auf den, welcher ihn mit seinem Blut erkauft, wäre es ihm kaum noch ein Opfer gewesen. Namentlich war die innigste Liebe, welche ihn an seine Familie knüpfte, in dieser Hinsicht keine Hemmung für ihn. Die Mahnung seines theuren Trauredners*) war durch des HErrn Gnade auf das schönste in Erfüllung gegangen. Haus, Weib und Kinder verdankte S. seinem Amte und der damit verbundenen äußeren Stellung in der Welt, nicht aber hatten jene ihn in das Amt gebracht: so fand er seine Liebe und Hingebung an seine Gemeinde durch die Segnungen des häuslichen Lebens nur gestärkt und ermuntert, nicht behindert. Eine Liebe und Hin-

*) Siehe oben Seite 218.

gebung an die Seinen auf Kosten seines Amtes würde sich schwer an seiner in der Liebe des HErrn geheiligten Seele gerächt haben, es wäre ihm eine schwere Sünde, ein Hochverrath an der Majestät seines Amtes gewesen.

„S. war überall und immer Seelsorger, überall und immer in der seltensten Uebereinstimmung seiner Lehre und seines Wandels, überall und immer trat die göttliche Wahrheit lebendig, ich mögte sagen leibhaftig bei ihm heraus, ähnlich, wie bei dem HErrn, der die Wahrheit selbst ist. Er hatte eine sehr bestimmte persönliche Eigenthümlichkeit, doch trat diese auch wieder so hinter die objektive Wahrheit in ihm, daß seine Erscheinung nothwendig an die des Heilands erinnert, und jenes Wort des HErrn: „Ich bin die Wahrheit!" verständlicher macht. Eben daher war er so ganz zum Anfassen der Herzen, zur Erweckung, zum Oeffnen der Augen gemacht; seine bloße Erscheinung rief zur Buße. Man fühlte es ihm an, daß er nicht in seinem eignen Namen dastand. Darum konnten auch manche seiner Widersacher, die seinen Glauben verwarfen, doch seine Person recht lieb haben." *)

Wie S. seine Gemeinde, und namentlich jedes einzle Glied, das ihm nur irgend durch Erfahrung seiner inneren oder äußeren Noth, oder sonst wie näher gestellt war, auf dem Herzen trug, wie er ihrer so viel möglich ohne Unterlaß vor dem Gnadenthrone seines Oberhirten gedachte, ist schon oben gesagt. In

---

*) Mittheilung von Doyé. Dieser Freund macht hierbei auf den großen Widerspruch in letztrer Hinsicht aufmerksam, da jene Gegner grade durch die Achtung vor Sybel's Persönlichkeit sich auch zur Beachtung seiner Zeugnisse sollten leiten lassen, und drückt hierbei die Hoffnung aus, daß S's. Segen noch über manche dieser Gegner kommen werde. In jener Hochachtung stimmten alle auf eine merkwürdige Weise überein, und dieß bleibt immer noch, wie ein Ruhm für S., so ein gutes Zeugniß für seine Gegner. Der verstorbene Amtsrath N. sagte, er kenne nur diesen einen Prediger, dem er seine ganze Achtung schenken müsse. S. äußerte diesem einst, daß er wohl manches Gute über ihn gehört, so schmerze es ihn nun, ihn so fluchen und wettern zu hören. Dieser erzählte den Vorfall selbst wieder und bemerkte: „Das hätte mir kein andrer sagen sollen!"

dringenden Fällen verpflichtete er auch seine Herzensfreunde, sein Gebet zu unterstützen. „Wir bitten viel für diese arme Seele," schreibt er in dieser Weise im Sept. 1835 an B., „hilf mit beten, lieber Bruder, ich lege Dir dieses Mädchen mit auf, wiewohl Du Deine eigne Last haben magst." Es war dieß eine arme, tiefgefallne Sclavinn des Satans. Einer der Großen aus S's. Gemeinde hatte sie zum Werkzeuge seiner Lust gebraucht, Gott hatte sie mit starken Liebeshänden an ihrem Leibe geschlagen, und das Elend hatte ihr Herz weich gemacht. In dem Hause S's. fand sie nun in ihrem großen Leiden den aufopferndsten Beistand, und S. jauchzte, daß wohl auch diese menschliche Hülfe zu ihrer Erweckung beigetragen hatte.

So trat er, und vielmehr der Geist des HErrn in ihm, in eine gewisse, geheime Verbindung mit den Herzen seiner Gemeindeglieder, und dieser Geist waltete selbst über manchem, der S. noch ferne stand. „Es war immer," erzählte noch kürzlich eine Bäurinn, „als hätte S. um alles gewußt, was man auch gern vor ihm verborgen gehalten hätte. So sei ihr Sohn einst nach der Stadt gegangen, um eine gerichtliche Klage anzubringen, und habe einen Feldweg gewählt, um nicht etwa S. zu begegnen, der sein Vorhaben nicht billigen würde. Plötzlich sei ihm indeß S. grade auf diesem Wege entgegengetreten, habe ihn so freundlich bei der Hand genommen, mit der Frage: Nun, mein lieber N., was führt euch denn heut nach der Stadt? Jetzt habe er nicht ausweichen gekonnt, S. habe ihm alsbald sein Vorhaben leid gemacht, aber auch gezeigt, wie diese Sache leicht friedlich beizulegen sei."

Wirklich waltete, was keinen Leser befremden mögte, in vielen Fällen eine höhere Leitung über ihm, der er sich, seiner Schwachheit und Kurzsichtigkeit sich bewußt, so gern hingab. Einst lag ihm die Seele eines Amtsbruders auf dem Herzen, den er in Gefahr glaubte, daß er in Folge des Unglaubens der Zeit an die Pforten der Ewigkeit gerufen werden mögte, ohne das Heil in Christo gefunden zu haben. Eine äußere Amtspflicht rief ihn hier nicht. Lange rang er in sich selbst über die Frage: Sollst Du als Bote des Evangeliums zu diesem Kranken gehen? Einst wanderte er einsam in dem nahen Gehölze der

Stadt, nur das Elend des Sterbenden und der Geist des HErrn, der ihm Leben geben konnte, begleiteten ihn. Da fühlte er sich niedergezogen, auf den Knieen zu dem HErrn für den Kranken zu beten. Nun stand er auf, nahm seinen Weg dahin, wohin das Herz ihn zog. Die Angehörigen des Kranken traten ihm fremd entgegen. Der Vater schlafe, sie mögten ihn nicht stören. So bat er, ihn ruhig in einem Nebenzimmer warten zu lassen. Dieß geschahe bis an den Abend. Da erfuhr der Kranke S's. Anwesenheit, und ließ ihn rufen. S. in tiefer Herzensbewegung wies ihn auf das Eine, was noth ist. Die Angehörigen, wie so oft, um den Frieden des Augenblickes mehr, als um die Ruhe der Ewigkeit besorgt, traten jetzt S. ängstlich entgegen. Aber zu spät. „Still," sprach der Sterbende, „lasset, nun sehe ich, diese Leute haben doch Recht!" S. weilte noch eine Zeitlang, kehrte spät nach Hause zurück — die folgende Nacht war die letzte des Kranken!

Ein andresmal, ohne näheren Plan dem Zuge des Geistes folgend, trat er in eine Hütte der Vorstadt. Er fand hier einige Männer beim Kartenspiel, die fremd und verwundert zu ihm auffahen. Indeß erlangte S. doch so viel, daß seine Ansprache und Ermahnung ruhig angehört wurde. Nicht lange nachher fand er den einen der Männer im Gefängnisse der Stadt, jetzt konnte die wiederholte Ermahnung vor Müßiggang und Laster noch weniger ihren Eindruck verfehlen.

Was seiner Thätigkeit als Seelsorger einen so mächtigen Eindruck gab, war nächst seinem betenden Wandel in der Gegenwart des HErrn, jene heilige Macht der Liebe, die von seiner Persönlichkeit ausging. Einst besuchte ihn ein Prediger der Diözese auf eine kurze Zeit, damals noch an dem Schiffbruche des Glaubens leidend. Ohne S. noch näher treten zu können, fühlte er sich innerlich zu ihm hingezogen. Dießmal fand er sich, wie der Seekranke, am Glauben Schiffbrüchige, dieß zum warnenden Zeugniß der Wahrheit so oft erfahren muß, voll innerlicher Mißstimmung und Verzagtheit. So gekommen, wollte er jetzt wieder gehen. Aber S. sahe ihn beim Scheiden mit einem Blicke der Liebe und des Friedens an, welcher die Seele des Suchenden so durchdrang, daß dieser ihm weinend in die

Arme fiel. Nicht lange darnach, und die Beiden hatten den Bund der Herzen mit einander und mit dem HErrn in einer Liebe geschlossen, die ewig ist, wie Gott, der die Liebe ist, vor dem auch die Todten leben. Das Verwandte, Innerste ihrer Seelen hatte sich gefunden und war eins geworden: wie zwei Tropfen am bebenden Halme sich finden, in einander fließen, und in Einem Licht zum Himmel aufglänzen.

Wie S. in seiner Antrittspredigt die Pflicht übernommen, sein Leben namentlich für Kranke gern zu lassen, und ohne Scheu allezeit zu allen Kranken zu gehen, selbst in gewisser Voraussicht, von derselben Krankheit ergriffen zu werden: so erfüllte er sie treu bis zu seinem Tode, welcher auch, wie wir sehen werden, durch diese Hingebung mit verursacht wurde. Zu welcher Zeit des Tages oder der Nacht und unter welchen Umständen er zu Kranken gerufen wurde, er eilte ungesäumt, ihnen als Diener Christi zu Hülfe zu sein. So ging er auch ungerufen, sobald er nur hoffen konnte, als solcher irgend Eingang zu finden.

Schon im Febr. 1835 schreibt er an B.: ... „Kranke liegen hier und da in großer Zahl, verlangen nach Trost, oft nach dem Heil. Abendmahl. Aber der Herr Jesus hilft, und wenn ich fleißig vor der Handlung im Stillen die Kniee beuge, so fühle ich ihn immer mit mir gehen. Zuweilen fehlte zwar die Zeit zum Knieen, ich sollte eilig kommen, da ward Er unterwegs angerufen, und half auch ..."

Leider kann ich nicht als Augenzeuge über das Verhalten S's. am Bette der Kranken und Sterbenden berichten. Aber der Leser wird sich selbst sagen, wie hier heiliger Ernst und heilige Liebe des treuen Hirten eins wurden. Unmöglich konnte S. hier aus irgend welchen zeitlichen Rücksichten den unbeugsamen Ernst der Lehre Christi schwächen, wo vielleicht zum letzten Male der Ruf zur Buße und Gnade an einen Sünder zu richten war, wo es sich also um ewige Seligkeit oder ewige Verdammniß einer Seele handelte. Aber eben solche Umstände mußten ja nothwendig die Innigkeit der mahnenden Liebe eines Boten steigern, der eben noch die Botschaft der göttlichen Erbarmung brachte. Bot sich überdieß eine Veranlassung, dem

Kranken seine persönliche Liebe zu erweisen, so ging diese in Wahrheit so weit, als die Noth und sein Vermögen es erforderte und zuließ. So ist es vorgekommen, daß S. Abends, wie man auch von dem alten Vater Jänecke erzählt, den von weiterer Hülfe verlaßnen Kranken die letzten körperlichen Dienste geleistet, wobei sonst kaum die nächste verwandtschaftliche Liebe den Ekel überwindet.

Im allgemeinen rechnete S. in dringenden Fällen mehr auf die Wirksamkeit des Gebetes und der Fürbitte, als auf die Macht seines Wortes. Daher ging er, kam und blieb er bei einem Kranken nicht anders, als im Gebet. Im Hause des Kranken vereinte er, wo es den Umständen nach und zum Heil des Leidenden gerathen schien, die Angehörigen gern zu Gebet und Fürbitte, wobei er stets vor dem Bette des letztren niederkniete. Mächtig ergreifend, nicht durch äußere Fülle und Nachdruck der Worte, sondern durch die fühlbare Gegenwart des gnadenreichen Gottes, der dem armen Anklopfenden aufthat, den Suchenden finden ließ, waren diese Gebete. Ein alter, in Sünden verhärteter Mann, dessen Zunge schon die Macht des Todes erfahren hatte, brach nach dem Amen! gewaltsam in die Worte aus: Mehr! mehr beten!*) Und so war der Ausruf „Beten" öfter den Kranken in Sybel's Nähe gleichbedeutend mit dem Rufe nach Hülfe.

Der Leser mag von selbst entnehmen, in wie manchen schwierigen Fall Sybel kommen mußte, wenn er auch zu Kranken gerufen wurde, die zwar die Tröstungen des Evangeliums begehrten, ohne zur Erfüllung der Bedingungen bereit zu sein, unter denen allein der Trost des Evangeliums verheißen

---

*) Dieser seinem Hirten in die Ewigkeit Vorangegangne ist wahrscheinlich derselbe, von welchem S. im September 1835 an B. schreibt: „Heut Vormittag ist mir ein Mann gestorben, den ich kurz zuvor noch besucht hatte; ein Trinker, der mit seiner Frau im Unfrieden gelebt. In der Todesangst ließ er mich rufen, für ihn zu beten. Ich habe ihm nach Kräften seine Sünden vorgehalten, zur Buße und zum Glauben ermahnt. Er konnte gestern und heut nicht mehr sprechen. Ob die Seele noch Buße gethan? In großer Schwachheit habe ich für ihn gerungen."

wird. Ein Knecht Christi und der Wahrheit darf ja unmöglich anders, als nach dem Auftrage dessen, der ihn sendet, Zeugniß geben; von der Wahrheit abgehen, wäre namentlich am Krankenbett Verrath nicht allein an der Wahrheit selbst, sondern auch an der Seele des Kranken, welche nur die ewige Wahrheit heilen kann.

Wo indeß die leibliche Gefahr dringend war, und kein bestimmtes Zeugniß der Unbußfertigkeit entgegenstand, war S. auch gern bereit, dem Leidenden unter herzlicher Fürbitte auf Hoffnung das heilige Sakrament zu reichen. War dagegen die Gefahr des Todes nicht dringend, so zögerte er gern, wiederholte seine Besuche, und wartete wenigstens auf einige bestimmtere Zeichen wahrer Buße und des Glaubens. Traten dagegen endlich, wie der Seelsorger so oft erfährt, unzweifelhafte Zeichen nicht der Sünde, sondern der Unbußfertigkeit, des fleischlichen, unbekehrten Sinnes im allgemeinen, oder in Hinsicht des verlangten Abendmahls hervor, so war S. auch durch nichts zu bewegen, seiner Pflicht entgegen zu handeln, und dem unbußfertigen Sünder das heilige Abendmahl zum Gericht zu reichen. Eilte er in dieser Hinsicht im ersten Falle zu sehr, so dürfte er für sich ebenso auf Entschuldigung rechnen, wie, wenn er im andren Falle zu sehr zögerte; in diesem Falle dagegen, was hätte ihn entschuldigen können, zum Mißbrauche des Heiligsten wissentlich geholfen zu haben.

So fand er einst einen alten Invaliden, der unter der Last der Krankheit und des Alters seinen Tod sehnlich wünschte. Derselbe meinte getrost und sicher die Schwelle der Ewigkeit überschreiten, und vor Gott treten zu können, indem er nach der Meinung aller Unbekehrten niemanden beleidigt, fromm gelebt habe, zudem aber auch wisse, daß Gott gnädig und ein Vater der Liebe sei. S. hielt diesem Selbstgerechten Gottes heilige Gebote vor; die meinte er gehalten zu haben. Nun ging S. näher und ernstlich in die Forderungen der Gebote ein. Bald zeigten sich grobe Uebertretungen, namentlich auch die, daß er mit seiner Frau eigenmächtig in wilder Ehe lebte. Jetzt brach der Kranke in Scheltworte aus, forderte, daß S. ihn verlassen mögte, weil er ruhig sterben wolle. S. ging, trug

aber den Armen auf seinem Herzen, legte ihn anhaltend zu den Füßen seines Heilandes nieder, flehete, daß er diesen Sünder nicht unbekehrt aus der Zeit der Gnade rufen mögte: und siehe, bald wurde er wieder zu dem Kranken gerufen, „weil dieser sein sündliches Leben erkenne, und so keine Ruhe zum Sterben habe.“ Bereitwillig ließ er sich jetzt sagen, und den Weg zur Seligkeit weisen. Nach ordentlichem Aufgebot konnte S. noch die Trauung dieses Mannes auf seinem Sterbebett vollziehen. Aber S. erkannte wohl, daß der Hirt nicht allein den kranken Schafen der Heerde, sondern so viel möglich allen liebende Pflege und Anleitung geben soll. In seinem letzten Amtsjahre war er, wahrscheinlich durch das Beispiel des unvergleichlichen Baxter*) ermuntert, schon begriffen, alle Familien seiner großen Gemeinde nach einer gewissen Reihenfolge ohne Ausnahme als Seelsorger zu besuchen. Zu diesem Zwecke dachte er darauf, sich für die Filialbesuche ein eignes Pferd zu halten. Schon in den früheren Jahren hatte er der Regel nach täglich die Nachmittagsstunden von 3 Uhr an zu Haus- und Krankenbesuchen verwendet. Doch war es früherhin unter oft wiederholten Klagen und selbst Zweifeln geschehen, ob seine große Befangenheit im Umgange, namentlich mit den Vornehmeren, ihm nicht ein Wink sein dürfe, in dieser Hinsicht weniger zu thun, als er gern zu thun bereit war. Wie weit aber mögte es der treue Bote der Liebe mit der Zeit noch in dieser Kunst der Seelenpflege gebracht haben, wenn er fortfuhr, sich den Geist der Liebe in alle Wahrheit leiten zu lassen, sich, wie er that, den Segen des HErrn für jeden einzelen Gang zu erflehen, und dabei mit stillem, einfältigen Blicke auf die Erfahrungen zu merken, die sich in den verschiedenen Fällen darboten?

Daß Sybel überhaupt in seinem pastoralen Umgange keinen Unterschied der Stände machte, wird jedermann von selbst erwarten. Wenn er jedoch den Angehörigen der niederen Stände sich am liebsten hingab, so geschahe es ohne Zweifel nur darum, weil er in seinem Kreise vorzugsweise bei jenen als Prediger

*) Siehe den evangelischen Geistlichen. — Ermahnungen an Prediger, ihr Amt im Geist und in der Kraft des HErrn zu führen. Berlin 1833, bei Eichler.

des Evangeliums Eingang fand. Denn im übrigen waren ihm ja die höheren Formen des geselligen Lebens geläufig, und zudem wußte er recht wohl, daß auch unter den Reichen Geistlicharme gefunden werden, wie es unter den Armen nicht an solchen fehlt, die auf den letzteren Namen gar keinen Anspruch haben. ... „Einige Weber und Handwerksleute, auch Bauern von M.," schreibt er im Sept. 1835, „sind hier meine liebsten Freunde, Freunde in Christo, mit denen ich auch meinen Geburtstag in seliger Feier verlebte." So war S. in der That das Eine Alles geworden; wo er dieß, oder auch nur das Verlangen darnach fand, da fand sein Herz Leben und Genüge. Wie sehr es aber dazu beitragen mogte, die Herzen der Armen und der Aermsten zu gewinnen, wenn er alle ohne Ausnahme jederzeit mit einem innigen Händedruck begrüßte, während das liebende Auge von den Empfindungen des Herzens Zeugniß gab, welche seinen Gruß begleiteten, denselben nie zu einer leeren Form werden ließen, mag der Leser leicht ermessen. Oft, wenn er einen Handwerksburschen oder Armen in sein Zimmer führte, ihm zu der irdischen Gabe auch die himmlische zu reichen, konnten sich diese solche Aeußerungen der Liebe nicht sobald deuten, und fürchteten wohl einen Augenblick gar, S. wolle sie nur etwa täuschen und nachmals als Bettler dem Richter zuweisen. So grüßte er auch auf der Straße gern jedermann herzlich und freundlich, und sagte wohl: „Wer weiß, ob ich dieser Seele noch einmal begegne, ob ich ihr eine andre Liebe erweisen kann, als diesen Gruß."

Anfangs gab er sich vielleicht gegen Gläubige unter den Armen zu brüderlich hin. Indem er seine „Lindigkeit und Leutseligkeit gegen jedermann" kund thun wollte, den glimmenden Tocht nicht verlöschen, die Person nicht ansehen, sondern namentlich den Geringen in dieser Welt liebreich entgegenkommen, konnte er leicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen, und so den letzteren Veranlassung geben, den Unterschied des Standes gar zu übersehen. Indeß reichte eine brüderliche Bemerkung seines lieben Nachfolgers hin, um ihn auch in dieser Hinsicht auf die Mittelstraße zurück zu lenken.

Daß er indeß auch in dieser Weise nicht jederzeit als ein

erwünschter Bote erscheinen konnte, wohl auch zuweilen den Staub von seinen Füßen schütteln mußte, wenn er aus einem Hause des Unfriedens zurückkehrte, liegt in der Natur der Sache. Benachrichtiget, daß eine Frau sich wegen der Mißhandlungen von ihrem Manne scheiden lassen wollte, welche sie von diesem Wütherich erleiden mußte, geht er einst in das Haus desselben. Dieser ergreift alsbald die Peitsche, drohet, ihn sofort zu schlagen, wenn er nicht sein Haus verlasse. „Noch gehe ich nicht," erwiedert S., „im Namen des Herrn Jesu stehe ich hier, wage es, den Boten des Herrn Jesu anzutasten!" Jener hält zwar ein, fährt aber fort, jeden Versuch Sybel's zu reden, mit Schmähungen zu vereiteln. Jetzt richtet S. die Hände und das Wort nach oben, und versucht zu beten; nun erst, als der Wüthrich ihm entgegen flucht, erkennt er, daß die Zeit des Friedens diesem Hause nicht gekommen war, und verläßt dasselbe.

Nach einiger Zeit war derselbe Mann genöthigt, S. zum Gottesdienste abzuholen. Während S. mit demselben durch den Wald nach dem Filiale fährt, bemerkt er, daß jener ein scharfes Beil neben sich liegen hat. S. bleibt ruhig und gefaßt, aber plötzlich verläßt jener den Weg, und fährt, indem er die Pferde auf's äußerste antreibt, waldeinwärts. Während S. noch in sorgendem Schweigen das Weitere erwartete, lenkte jener jedoch auf die Straße zurück, und so bleibt es zweifelhaft, ob er mehr, als die Geduld und Fassung S's. auf die Probe stellen gewollt. In andern Fällen wurden seine Bemühungen durch glücklichere Erfolge belohnt. Einst kam er Sonnabends in ein Haus, wo er bald die Vorbereitungen wahrnahm, am folgenden Tage zu schlachten. Zwar wurden jetzt alle Vorstellungen S's., den Tag des HErrn nicht zu ihrem Unsegen zu entheiligen, damit abgewiesen, daß der Mann alle Tage der Woche auf der Fabrik zu arbeiten habe, und daß Gott es mit dem Armen, der die Seinen redlich zu nähren suche, nicht so genau nehmen werde. S. ging nun still hinweg, reichte den Leuten mit dem Blick der Liebe die Hand zum herzlichen Abschied, und empfahl diese Seelen unterwegs, und später noch zu Hause, dem HErrn, der die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche. Wirklich verloren jene Leute alle Freudigkeit und den Muth zu ihrem Vorhaben, fanden zu dessen

Ausführung in der folgenden Woche hinreichende Gelegenheit, und sagten S. Dank für seine Belehrung.

Zu den bemerkenswerthesten Erfolgen in seiner pastoralen Thätigkeit sind diejenigen zu rechnen, deren er sich bei seinen Besuchen der Gefangenen erfreute. Er pflegte dieselben der Regel nach am Freitag und Sonnabend Abend zu besuchen. Ueber den Anfang dieser Besuche schreibt er am 13. August 1836 an Str.: ... „Vom Justizdirector ist mir die Erlaubniß geworden, die armen, ganz verlaßnen hiesigen Gefangenen jeden Freitag Nachmittag besuchen zu dürfen. Gestern war ich nun nach dieser bestimmten Erlaubniß zum ersten Mal dort. Ach, ich war sehr arm den großen Sündern gegenüber, und fühlte mich um nichts besser, denn um das Schmecken der Gnade! Der HErr segne die armen und stammelnden Versuche seines Knechts, den verlornen Brüdern den Weg des Lebens zu zeigen. Kann doch ein stummer Handweiser zurecht führen! ..."

So in Wahrheit geistlich arm, mußte der gesegnete Knecht Gottes die Gnade seines HErrn auch hier reichlich erfahren. Ohne Zweifel blicken einige Seelen mit Frohlocken auf dieses Gefängniß und den Mann zurück, der sie lehrte, hier in Banden des Zwingers frei werden, nachdem sie so lange im Genusse der Freiheit Sklavenketten der Sünde und des Satans getragen hatten! Mit welcher Aufopferung sich S. diesem Geschäfte hingab, mag man daraus ersehen, daß er ergraute Sünder hier noch lesen lehrte, damit sie späterhin selbst das Gnadenmittel des göttlichen Wortes gebrauchen könnten. Den Gefangnen, welche sich in einem Zimmer versammeln durften, trug er öfter die Predigt des folgenden Sonntags vor. Die abgesperrten Gefangnen besuchte er einzeln. Er erklärte ihnen den kleinen Katechismus, betete mit ihnen, und verrichtete dieß alles mit solcher Einfalt und Innigkeit, daß die armen Gefangnen schwer ihr Herz verschließen konnten. Ja, so wunderbar wirkte die Macht der Gnade durch ihn an diesen verhärteten Sündern, daß selbst die abgesperrten Gefangenen zuweilen an die Gatter ihrer Zellen traten, um so auf einander hörend, gemeinsam ein geistliches Lied, das sie gelernt hatten, zu singen, und ihr armes Opfer Dem darzubringen,

der gekommen ist, „zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangnen, daß sie los sein sollen.“ *)

So blieb sich S's. Thätigkeit in allen seinen amtlichen Beziehungen gleich, nur daß sie da am bedeutsamsten wurde, wo die Macht der Liebe am freiesten wirken konnte.

Als Aufseher der Schulen bot sich ihm hier auch ein neues, großes Feld, auf die Jugend und ihre Lehrer segensreich einzuwirken; und gewiß würde bei einem längeren Wirken S. auch in dieser Hinsicht Ausgezeichnetes geleistet haben. Für die ersten Amtsjahre mogte ihn indeß die pfarramtliche Thätigkeit überwiegend in Anspruch nehmen, so war ihm auch dieser Kreis der ganz elementarischen Bildung eigentlich neu und fremd. Wo sich ihm indeß eine Gelegenheit bot, in dieser Hinsicht noch zu lernen, ließ er sie nicht ungenützt. „Was Du mir von Deiner Schule sagst, schreibt er im Jahre 1837 an den Pf. Karbe, interessirt mich sehr, weil ich hier, als städtischer Schulinspector, viel mit den Schulen zu thun habe. Ich thue eigentlich sehr wenig für die Schulen, und mögte gern mehr thun. Ich besuche wöchentlich wo möglich einmal jede Klasse, deren neun sind, höre eine Weile dem Unterrichte zu, mache dem Lehrer gelegentliche Bemerkungen darüber, und halte von Zeit zu Zeit mit den Lehrern Conferenzen.“

Mit seinen Amtsgenossen stand er, wofern diese nicht selbst seines unverholenen Glaubens wegen sich von ihm zurückzogen, überall in den freundlichsten Beziehungen, und ein Zeugniß, wie das ihm von seinen theueren Grabrednern, von seinem mehrgenannten Amtsnachfolger und von seinem nächsten Vorgesetzten, Herrn Superintendenten Beck, gegebene, würde ihm von vielen anderen gegeben worden sein. In Ansehung seines Verhältnisses zu dem letzteren fand er viel Ursach, die Gnade seines Gottes zu preisen. Oft gedachte er gegen die näheren Freunde mit Dank und Rührung der großen Güte und Freundlichkeit desselben, deren er sich unter allen Umständen zu erfreuen hatte. Und gewiß trug dieß nicht wenig dazu bei, die schmerzlichen Erfahrungen, welche ihm nicht erspart werden konnten, sehr zu mildern. Während der Vakanz hatte er an einen Freund geschrieben: ... „Es

*) Luc. 4, 18.

thut uns hier ein recht erfahrener Seelenhirt noth. Melde Dich zu der Stelle und hilf beten, daß wir einen rechten Jünger des HErrn erhalten." Ein andrer Freund hatte ihm geschrieben, daß ein Mann des Unglaubens für die Stelle im Vorschlag sei. Das war gewiß eine schwere Prüfung des Glaubens für S. Aber er antwortet: ... „Auch diese Sache steht in des HErrn Hand; bitte auch Du, daß er unsrer Diözese einen warmen Jünger Jesu zum Superintendenten sende. Ich kann mir nicht denken, daß ... Aber, wie gesagt, ich mögte in dieser Sache nichts denken und mich recht hingeben." — So „widerstehet Gott den Hoffährtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade!" Der Segen des HErrn ruhe auf dem theuren Manne, in dessen Hand er großentheils auch die Pflege der Saat gelegt, die einst durch Sybel gestreuet worden! —

Wir verlassen nun den Kreis seiner amtlichen Thätigkeit und betrachten

Sybel's Privatleben.

„Wer in Mir bleibet, und Ich in Ihm, der bringet viele Frucht." Joh. 15, 5.

Indem ich die Blicke des Lesers nochmals auf dieses Gebiet richte, mögte ich wünschen, nun erst das Bild von S's. Leben in dieser Hinsicht entwerfen zu dürfen. Aber es darf hier, was schon gesagt ist, aus mehr als einem Grunde nicht wiederholt werden. Wir haben das Leben S's. auf Grund einer gesegneten Natur sich unter Einfluß der Gnade fort und fort entwickeln gesehen. Der Leser vergegenwärtige sich nun das bisher Gesagte und sehe, wie alle jene Naturanlagen nun in christlicher Verklärung hervortraten, und unter stetem Gebet und Arbeit ein Leben in solcher Einfalt, Demuth, Kraft und Lieblichkeit sich entwickelt, wie es überall nur selten zur Anschauung kommt. So mag sich zugleich die weit über sein Alter und seine sonstigen Verhältnisse hinausgehende Bewunderung derer erklären, die ihn recht erkannten, wie auch die entsprechende Feindschaft derer, die ihn mißkannten und zum Theil mißkennen mußten.

Jedoch, anstatt auf eine allgemeine Schilderung einzugehen,

beschränke ich mich darauf, die einzlen Verhältnisse seines Privatlebens noch mit wenigen Zügen zu begleiten.

Als Gatte fuhr er fort, das Bild einer wahren christlichen Ehe, eben so zu seinem als der Seinigen Segen, darzustellen. Oft klagte er, daß er nicht auch andre Menschen so von ganzer Seele lieben könne, als sein Weib. Diese Liebe zu einem sündigen Menschen war ihm selbst unbegreiflich, aber sie stärkte die Sehnsucht seines Herzens, einst mit allen Gläubigen in gleicher Liebe verbunden zu sein. Dann ermahnte er seine Gattinn, bei so großer Liebe zu einander darauf zu denken, Ihn über alles zu lieben, der ihnen solche Liebe gab, und stets bereit zu sein, einander hinzugeben, wie Abraham den Isaak, so der HErr es wollte. „Täglich," sagt seine Gattinn, „schien seine Liebe zu wachsen. Schon hatte er sich so in mich hineingelebt, daß er die wechselnden Zustände meines Herzens oft an den Regungen des seinen erkannte. War es möglich, so blieb er nicht lange Zeit von mir getrennt, suchte mich gern wenigstens auf einen Augenblick auf, mich durch einen Blick und Händedruck zu begrüßen. Hielt er mich zu sehr in das Aeußere vertieft, so zeigte er wohl nach oben, oder faltete still meine Hände, um mich zu erinnern, alles in dem HErrn zu thun. So ermunterte er mich täglich, ja stündlich, und betete am Tage oft mit mir. Waren die Kinder grade im Zimmer, so knieten diese unaufgefordert uns zur Seite nieder: und dann ging es um so freudiger in der Arbeit weiter."

Wie früher schon in P., so wurde auch hier der Glaube Sybel's mehr als einmal durch ein schweres Leiden der geliebten Gattinn geprüft. Mehr als einmal mußte er sich bereit machen, dieselbe dem HErrn zurück zu geben; aber es war rührend, zu sehen, wie sich auch hier der Glaube als der Sieg erwies, welcher die Welt überwindet.

Nachdem sie im Februar 1838 die äußerste Gefahr des Todes überstanden, schreibt er an eine Freundinn: ... „Daß wir den HErrn ernstlich angegangen sind, die liebe Frau und Mutter der Kinder noch bei uns zu lassen, können Sie denken. Es wurde laut, es wurde in der Stille gefleht, aber es kam auch dahin, daß ich dem HErrn die liebe Seele ganz hingab,

und sagte: HErr, ich sehe, es ist Dein Wille wohl, mir meine liebe B. zu nehmen; ich gebe sie Dir hin. Aber es war, theuerste Freundinn, ein schweres Stück, und das Herz wollte fast brechen. Nun, dem HErrn sei ewig, ewig Dank für seine gnädige Hülfe."

Auch als Vater wußte S. die natürliche Liebe des Herzens mit der aus dem Geist gebornen trefflich zu vereinigen.*) Doch war es schwer zu sagen, ob die natürliche Liebenswürdigkeit des zärtlichen Vaters, oder diejenigen Vorzüge ihn mehr auszeichneten, welche er in dieser Hinsicht als achtsames Kind der ewigen Liebe besaß. Schon ehe ihm die Kindlein zur zeitlichen Geburt gekommen, betete er fleißig, dieselben mögten früh mit dem heiligen Geist erfüllt werden. So betete er auch über den gebornen Kindlein täglich mit der Mutter, und segnete sie Abends mit einem frommen Spruche ein, wenn sie in ihr Bettlein niedergelegt, und dem Schutze des HErrn übergeben wurden. Sobald sie nur die äußern Gegenstände mit ihren Augen erfaßten, trug er sie gern zuvor auf den Armen vor das Bild eines Christus, faltete ihnen schon nach den ersten Monaten freundlich die kleinen Händchen, betete, wies sie auf das Bild des lieben Heilandes, ließ sie mit ihm wohl liebkosen und ermahnte sie: Habe Ihn auch lieb! worauf das lallende „Ei!" der Kindlein bald lieblich antwortete.

Indeß kann, wie das vorliegende Bild des klaren, nüchternen Mannes dem Leser selbst wohl sagen wird, der Umgang eines Vaters mit seinen Kindern kaum einfacher, kindlicher und natürlicher sein, als es der Umgang Sybel's mit den seinen war. Daher unbegränzte Liebe und Vertrauen der Kinder zu ihrem Vater, in dessen Nähe sie sich am glücklichsten fühlten. S. erkaufte diese Liebe am wenigsten durch eine unweise Nachsicht. Vielmehr war er gegen wirkliche Unarten, gegen den keimenden Eigenwillen, Unfreundlichkeit gegen einander u. dergl., unerbittlich streng. Dann ließ er früh die zunächst leiblich sich entwickelnden Kinder es auch leiblich fühlen, oder sie büßten, in die Ecke des Zimmers gestellt, mit der eine Weile entbehrten Huld des Vaters.

*) Vergl. oben S. 272.

Indem S. hierin sich durchaus gleich blieb, kam es den Kindern nie in den Sinn, auf eine etwanige Laune des Vaters zu rechnen; indem er in den Strafen selbst gerecht war, sie als einen Akt liebender, bessernder Gerechtigkeit vollzog, so daß die Kinder zugleich die Nothwendigkeit der Strafe, den Schmerz des Vaters empfanden, der sie durch ihre Schuld vollziehen mußte, verfehlten jene ihre Wirkung nie; indem die gestraften Kinder über den Schmerz der Züchtigung den der verscherzten Huld des Vaters fühlten, sie die Vergebung desselben nur stets mit herzlicher Reue suchten und fanden, so lief ihnen jede Züchtigung in wirkliche Besserung aus, und die dankbaren Kinder standen nun fester in des Vaters Liebe gegründet, als zuvor. Daher im allgemeinen das rührendste Aufmerken der Kinder auf den Vater, der sie in der Regel mit dem Blicke, ja durch die geistige Macht an ihren ahnenden Herzen lenkte, das Gerngehorchen, womit sie den Vater und zugleich sich selbst beglückten.

Einst, als der älteste Knabe etwa 5 Jahre alt war, sagte dieser die erste auffallende Unwahrheit. S. erkannte dieß sogleich, und mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes fragte er noch einmal nach der Wahrheit, und der Knabe, mächtig ergriffen, gestand nun dieselbe. Jetzt nahm S. das von dem Vater der Lüge verwundete Kind auf seinen Arm, ging so zu der Mutter, und, indem ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen, sprach er in tiefster Bewegung: „Ach, liebe Mutter, unser Kind hat gelogen, was sollen wir damit thun?" Der Knabe zitterte und bebte vor innerer Bewegung, als er den Vater so über sich weinen sah. So gingen sie, alle in gleicher Bewegung, nach des Vaters Zimmer zurück, und der Vater betete knieend zu dem, der die Wahrheit ist, daß er das verwirrete Kind wieder reinige.

Der Knabe blieb lange still und in sich gekehrt, und empfand nun vor nichts lebhafteren Abscheu, als vor jener Sünde. So groß war aber der Eindruck des Schmerzes auf S. selbst, daß der jüngere Knabe Martin, welcher Zeuge des Vorfalles gewesen, diesen lebhaft mit empfunden. „Johannes," sagte er später einmal zu diesem, „thue doch nicht so, sonst weint Vater wieder!" Ebenso warnte dieser oft den jüngeren Bru-

der, und gewiß steht den theuren Kindern noch immer das mahnende Bild des besten Vaters vor der Seele. Mit Freuden schenkte er jede Erholungsstunde seinen Kindern. Er herzte sie dann, trug sie auf seinen Armen, sang ihnen Lieder, die ihrem kindlichen Alter angemessen waren, zeigte ihnen schöne Bilder und Blumen, und wußte so kindlich und sinnig die heilige Geschichte und Lehre der Schrift in dergleichen einzuflechten, daß die frohen Kinder stets an seinen Mund und Blick gefesselt waren. Nach seinem Plane sollten die Kinder erst später eine öffentliche Schule besuchen. Mit viel Mühe und Fleiß unterrichtete er schon den älteren Knaben täglich ein bis zwei Stunden. Später kam schon der fünfjährige Martin hinzu, und des Vaters fesselnder Erzählung gelang es, daß auch dieser die Hauptbegebenheiten der biblischen Geschichte schon kannte.

Daß S. ein treuer Freund den Freunden blieb, die sich nicht einstweilen selbst von ihm zurückzogen, wurde schon oben gesagt; ja, daß er auch diesen mit warmer, sehnender Liebe folgte, wie er die ihm näherbleibenden mit Zärtlichkeit umfaßte, will ich gern, als ganz in der Wahrheit begründet, hier noch besonders betheuern. Zwar ging ihm nun alles in dem Einen auf: wie konnte es anders sein, als daß ihn nun auch die am theuersten waren, die des göttlichen Freundes Huld und Freundschaft allem anderem vorsetzten.

Rührend war insbesondere die kindliche Pietät, die er älteren, oder seiner Meinung nach würdigeren Freunden (und so erschienen seiner Demuth eigentlich alle) gegenüber beobachtete. Bereit, von dem geringsten sich überall tadeln und strafen zu lassen, übte er die Freundespflicht, zu warnen und zu ermahnen, nie anders, als mit der zartesten Rücksicht. Wo ihn indeß die Pflicht einer höheren Liebe trieb, und er kein Mißverständniß zu fürchten hatte, trat er freilich auch im Namen Christi mit seinem Anliegen frei heraus. So in dem schönen Schreiben an den theueren Ob.-A. Karbe, nachdem die Gehöfte dieses verehrten Freundes und Wohlthäters durch verbrecherische Brandstiftung in Asche gelegt waren. ... „Ueber alles, was wir nach des HErrn Willen erleiden, sollten wir uns freuen können, und wir werden uns droben freuen, wenn wir die Gnadenwege des HErrn in

reinem Lichte erkennen. Wir, die wir zeitlichen Tod und ewige Verdammniß für unsre Sünde verdienen, wir können nichts anders erwarten, denn Züchtigung, aber der Vater der Liebe verwandelt die Züchtigung in Segen für den inwendigen Menschen, wir erkennen die Größe unsrer Schuld und lernen es ahnen und glauben: das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde. Und dieser Glaube ist nicht todt, er ist die Quelle der innigsten Liebe und Hingebung an den, der so hoch lieben konnte, sein Blut zu vergießen für unsre Sünde, die Quelle der innigsten Liebe und Hingebung an die, welche er also lieben konnte. Zur Liebe gegen die armen Gramzower, in deren Mitte ein solcher Verbrecher aufwachsen konnte, muß Sie Ihr Unfall recht entzünden. Geschieht denn in Gramzow genug zur Weckung christlichen Lebens? Wird recht gefleht für die arme Gemeine, recht auf Mittel gesonnen, zur Buße zu rufen und zur Vergebung der Sünden? Christus ist gekommen, ein Feuer anzuzünden, dazu kommt er noch immer. Wo er kommt in ein Herz, da brennt es, und das steckt an. Steckt es in Gramzow recht an? O, bitten Sie doch recht darum, daß es anstecke ..."

Als ich im Frühjahr 1838 eine Gesundheitsreise nach dem Süden anzutreten im Begriff war, genügte es dem Freunde nicht, mir im Kreise mehrer Freunde das Lebewohl gesagt zu haben. Zwei Tage vor meiner Abreise traf er hier, wo ich nun den Freund beweine, noch einmal ein, innig besorgt um des Freundes Leben, welchem er selbst sobald zum ewigen Leben vorangehen sollte. Sein Blick des Sehnens und der Hoffnung folgte dem Entfernten ohne Zweifel täglich, und da „das Gebet des Gerechten viel vermag, wenn es ernstlich ist,"*) hatte er zu dessen glücklicher Rückkehr gewiß das Seine beigetragen. Einmal, am 31. Juli d. J., gab er nach Neapel seiner Erinnerung dieses Zeichen: Gnade und Friede von Christo Dir, theurer Bruder, auch in dem fremden Lande! „Ich bin alle Tage bei euch bis an der Welt Ende." Die Wahrheit dieses Wortes unseres Meisters wirst Du auf Deiner Reise recht erfahren. O! daß wir einen Heiland haben, der überall mit uns geht, wenn

*) Brief. Jak.

wir fleißig rufen: Bleibe bei uns! Gewiß schenkt er Dir auch Gelegenheit, auf der Reise von Ihm zu zeugen, und wer weiß, mit welchem Kämmerer der Königinn Kandazes Er Dich auf einen Wagen bringt. Und über einen Sünder, der Buße thut, ist Freude im Himmel. Halte nur an am Gebet, lieber Bruder, und bitte für jede Seele, mit welcher Dich der HErr in Verbindung bringt. Sei getrost und sehr freudig, der HErr ist mit Dir. —

Wir bitten für Dich. Es geht uns und allen Deinen Freunden in hiesiger Gegend unverdient wohl. Der HErr ist gnädig, barmherzig, geduldig und von großer Güte und Treue. Das werden wir Alle, und auch Du, immer mehr erfahren.

Dein S."

Daß S. in seiner jetzigen Stellung die Gebiete der Kunst und Wissenschaft im engeren Sinne etwas ferner traten, konnte nicht anders sein. Wenn er in erstrer Hinsicht so weit ging, seinen Göthe zu verkaufen (dessen Büste noch bis zu seinem Abgange nach Potsdam zwischen denen der Reformatoren auf seinem Arbeitstische stand), so durfte ihn wohl die Ahnung leiten, daß ihm keine Zeit wiederkehren werde, die ihm zum Studium dieses Schriftstellers Raum gäbe. Zum Studium desselben räumte er noch ausdrücklich dem wissenschaftlichen Manne das Recht, nach Umständen wohl auch die Pflicht ein, den Genuß desselben aber, wie er nun einmal dasteht in seinem mit stinkenden Giftpflanzen untermischten Flor, konnte er nur einem anderen Standpunkte überlassen. „Göthe mag in Bibliotheken aufbewahrt werden," schreibt er schon im Februar 1835, „die Literaturgeschichte muß ihn kennen. Von ihr darf auch Voltaire nicht vergessen werden. Aber das Volk leidet unter seiner Lektüre. Der alte Mensch muß mit Feuer getauft werden. Er muß verbrennen. Aus seiner Asche steigt der neue auf. In Göthe ist nichts vom neuen Menschen." — Aber selbst für den Umgang mit der geliebten Muse der Poesie blieb ihm jetzt keine Muße. Hatte er selbst Christum gewonnen, so achtete er doch alles für Schaden, um anderen zu helfen, ihn zu gewinnen. Zudem meinte er „noch ein zehn Jahre auf dem Gebiete des geistlichen Lebens reifen zu müssen, um dann wohl auch einmal wieder ein geistliches Lied zu versuchen."

In Hinsicht der Wissenschaft zeigte es sich wohl bei vorkommenden Gelegenheiten, daß es ihm so wenig an Lust, wie an Macht an derselben fehlte. Er war ein tüchtiger Mitarbeiter am Gedeihen eines pfarramtlichen Vereines, der ihm jedoch mehr noch, als Förderung in der Wissenschaft verdankte. Sehr merkwürdig war eine exegetische Abhandlung über den ehelosen Stand, welche er, der glücklichste Gatte und Vater, der allen durch die Vereinigung seiner häuslichen und amtlichen Pflichten ein Muster sein konnte, in diesem Kreise vortrug.

Ich gebe hierüber, statt eines Auszuges, seinen Bericht vom 25. Sept. 1837 an einen ferneren Freund... „Auf diesen Gegenstand war ich durch eine Anzahl von Separatisten in meiner Gemeine geführt, die, obwohl erweckte und gläubige Leute, durch das Lesen von J. Böhme und Gichtel zu mancherlei Irrthümern gekommen sind, und namentlich von den wahrhaft Gläubigen Ehelosigkeit, von den erst in der Ehe Erweckten völlige Enthaltung fordern. Ich hatte die Stellen, auf die sie sich besonders berufen, geprüft und gezeigt, daß schon vor dem Falle und im Alten Testamente die ehliche Gemeinschaft geboten, jedoch in dem Gebote der ehlichen Enthaltung vor der Gebung des Gesetzes am Sinai und in der Verordnung über die Unreinigkeit der Priester nach dem Beischlaf allerdings eine Andeutung liege, daß nach dem Falle der Beischlaf wegen der Aufregung fleischlicher und sinnlicher Triebe der Heiligkeit Gottes nicht (ganz) zusage: Im Neuen Testamente gebe es ein eignes Charisma der Enthaltung, (vergl. Matth. 19., 1 Korinth. 7.) wer dieses habe, solle es gebrauchen, aber sich ernstlich prüfen, ob er es wirklich habe, jedoch jeder andre sündige nicht durch Ehlichsein, habe sich aber zu hüten, daß ihn das ehliche Leben nicht abziehe von der vollkommnen Hingabe an den HErrn, was sowohl durch das Nachhängen und unmäßige Befriedigen der fleischlichen Triebe, als durch Verwickelung in irdische Sorgen geschehen könne (vergl. 1 Kor. 7, 29.). Es sei aber in unsrer Kirche dahin gekommen, daß es gar kein Bewußtsein mehr über das Vorhandensein eines Charisma der Ehelosigkeit gebe; dieses Bewußtsein sei zu wecken durch Erwägung der Stellen des Neuen Testamentes hierüber.“ Der letzte Satz be-

zeichnet die Spitze dieses merkwürdigen Aufsatzes. S's. eignes Beispiel gab eine glänzende Rechtfertigung der Praxis der evangelischen Kirche durch Aufhebung des Zölibatszwanges der Geistlichen im allgemeinen. So war er auch vorzugsweise berechtigt, seine Konfessionsverwandte auf dasjenige hinzuweisen, wodurch es der evangelischen Kirche erst möglich wird, die eigenthümlichen Vorzüge der katholischen Praxis mit den ihrigen zu vereinigen, und die rechte Mitte einzunehmen zwischen einer falschen Askese und den Zwangssatzungen der katholischen Kirche, und jener weltlichleichtfertigen Weise, welche bei Geistlichen und Weltlichen dem apostolischen Worte grade zuwider läuft: „die da Weiber haben, seien, als hätten sie keine!"

Ueberhaupt wußte S's. ruhiger, nur die Wahrheit suchender Geist die rechte Mitte wohl zu erkennen. So faßte er die wichtige Angelegenheit der Mäßigkeitsvereine zwar mit lebhafter Theilnahme auf, und diese Sache wäre bereits, wer weiß zu welchem glücklichen Ziele gediehen, wäre dieselbe überhaupt in seinem Sinne aufgefaßt worden, während der schlaffe Geist der Zeit sich zwischen überfeinen Abstraktionen und dem gröbsten Materialismus wiegte. Da dem aber also war, so war S. auch fern davon, das Heil der Zukunft von den Erfolgen in jener Hinsicht abhängig zu machen, und setzte ruhig seinen Pflug tiefer in den ihm überwiesenen Acker, fest überzeugt, daß in keinem anderen, als in Christo, das Heil ist, der seine Tenne fegen werde, in dieser, wie in jeder andern Hinsicht. *)

In Ansehung der lutherischen Gegner des Unionszwanges beklagte er die Härte, mit welcher dieselben im Vaterlande bedrückt wurden, warnte indeß einen Freund in Schlesien, der seinen Rath suchte, dringend, in dieser Hinsicht nicht zu weit zu

*) „Ich gehöre natürlich zu den absolut Enthaltsamen. Doch halte ich es nicht für Sünde, mäßig Branntwein zu trinken. Dieß ist es nur dem, der sich von der Schädlichkeit dieses Genusses überhaupt überzeugt hat. — Aber gegen diesen anerkannten Feind muß gekämpft werden. Das Branntweintrinken ist eine Krankheit unsrer Zeit, die Mäßigkeitsvereine sind eine geeignete Arznei dagegen. Aber es darf die Mäßigkeitssache nicht mit dem Reiche Gottes verwechselt werden. Dieß zu verbreiten, dafür Seelen zu gewinnen, muß unsre Hauptsache bleiben u. s. f." S., am 19. Dez. 1837.

gehen. Ueberhaupt war er ein entschiedener Gegner aller separatistischen Richtungen, und machte stets die Segnungen des Zusammenhanges mit der Kirche geltend.

Endlich ist noch der Wohlthätigkeit Sybel's zu gedenken, die zugleich als ein leuchtender Punkt in seinem pastoralen und Privatleben dasteht.

S. neigte von Natur dazu hin, in dem Wohlergehen anderer den vornehmsten Grund der eignen Freude zu suchen. Nun aber durch die Gnade reich geworden an himmlischen Gütern mit Christo, konnte ihm der ungerechte Mammon noch weniger einen andern Werth haben, als den eines Mittels zum zeitlichen Wohlergehen für sich — oder für andre. Durch das Blut Christi gerecht und selig geworden, war es ihm gar kein Opfer, den ärmeren, würdigen oder unwürdigen, sobald die wirkliche Noth der Gegenwart nur Hülfe forderte, von seiner Armuth zu geben.

Bei diesem Verfahren muß es, wie er in seinen Verhältnissen in eine Stadt voll Arme gestellt war, wirklich wunderbar erscheinen, wie seine Hände nicht allein immer bereit, sondern man kann sagen, auch immer voll waren, die ihm zugewiesenen Armen nach Bedürfniß mit großen oder kleinen Summen zu unterstützen. Aber, wie sein Nachfolger von ihm sagt: „Den Armen geben, war seine Sparkasse, auf den HErrn vertrauen, sein Reichthum," so war es in der That.

Schon während seiner Stellung in Potsdam übergab er einst dem Prediger Bernhardi die Summe von 200 Thalern, die er unter manchen Entbehrungen für einen andern Zweck erspart hatte, um eine milde Stiftung „zur Unterstützung armer, nothleidender, ehlicher Wöchnerinnen der Stadt, ohne Rücksicht auf Bekenntniß und Lebenswandel derselben," zu gründen. Mit rührender Demuth und Dankbarkeit gegen Gottes Gnade und Segnungen, namentlich bei Entbindung seiner Frau, spricht er sich in der beigegebenen Urkunde aus, worin er zugleich die vorläufigen Statuten andeutet. Da sich der wirklichen Gründung dieses Vereins nachmals Schwierigkeiten entgegenstellten, so nahm er jene Summe später wieder an sich, zahlte aber noch von L. aus die Zinsen des Kapitals an den

Wohlthätigkeitsverein zu P., bis er die Summe zu wohlthätigen Zwecken in L. verwendete, und den größten Theil derselben der Stadtarmenkasse überwies.

Um bei seiner geringen Einnahme in L. die Armen so viel möglich unterstützen zu können, versagte er sich mit Freuden jeden entbehrlichen Genuß. Dann rechnete er wohl zuweilen nach, was er seit einigen Monaten an Tabak, Zucker oder Kaffee ausgegeben haben würde, um die so ersparte Summe alsbald zu einem wohlthätigen Zwecke zu verwenden.

Indeß wird es hierdurch allein nicht begreiflich, wie er nicht selten im Stande war, recht bedeutende Summen entweder zu verschenken, oder doch ohne irgend eine gewisse Aussicht der Rückzahlung darzuleihen. Einem Fleischer hatte er als Gefangenem öfter das Wort des Trostes und der Ermahnung zugesprochen. Jetzt der Haft entlassen, wendete sich derselbe an S., mit der Erklärung, wolle er nun als ehrlicher Mann leben und sein Geschäft fortsetzen, so brauche er Geld. Und wieviel müssen Sie haben? entgegnete S. Jener sprach: nicht weniger, als 25 Thlr., sind nöthig. S. hatte diese Summe grade und gab sie jenem.

Ein andres Mal bat ein Maurer um ein Darlehn von 6 Thlrn. So viel grade hatte er dieses Mal nur im Vermögen. So kostete es ihm selbst einigen Kampf, um so mehr, als die Hausfrau sich nun von dem Nöthigsten entblößt sah, und S. selbst einige dringende Ausgaben hatte. Indeß wurde er nicht eher ruhig, als bis das Geld in des Bittenden Händen war. An demselben Tage noch ging unerwartet die mehr, als doppelte Summe zur großen Freude S's. mit der Post an ihn ein.

Wurden ihm in dergleichen Fällen sorgliche Vorstellungen gemacht, und auf eine fernere Zukunft hingewiesen, so erwiederte er wohl: „Ach, versuche doch den HErrn nicht, Deinen Unglauben zu strafen; o, wenn Du doch glauben könntest, mit Scheffeln, ja mit Scheffeln würde er Dir einst wiedergeben, was Deine Hand jetzt darreicht. Soll ich den ungerechten Mammon hier auf Zinsen geben, nein, dem HErrn laß uns leihen, dem reichen Vergelter." Ueberdieß gestattete sein Herz ihm nicht, aus Rücksicht auf eine künftige Noth, die ihm selbst erst kommen

sollte, die Lindrung der schon gegenwärtigen eines leidenden Bruders zurück zu weisen.

Im Frühjahr 1837 ersuchte ihn der Direktor einer wandernden Schauspielertruppe, seinen Sohn bei der nahen Konfirmation mit einzusegnen. S. hielt ihm die Gewissenlosigkeit eines solchen Verfahrens entgegen, erbot sich aber, den Knaben vorläufig auf ein Jahr unentgeldlich in sein Haus zu nehmen, ihn zur Einsegnung vorzubereiten und nach derselben ihn einem Handwerker zu übergeben. Der Vater willigte mit Freuden ein, und noch jetzt genießt jener Knabe der Segnungen des Mannes, welcher noch sterbend seiner in Liebe gedachte.

Noch waren ihm einige Hundert Thaler elterliches Erbgut geblieben. Diese zur Vergrößerung der unzureichenden Stadtkirche anzubieten, trug er lange im Sinne, und hätte es wohl auch ausgeführt, wäre er nicht sobald zu seines HErrn Freude abgerufen worden.

Bei dieser großen Freigebigkeit verfuhr S. dennoch mit großer Besonnenheit. Er erforschte genau, ob die vorgegebene Noth auch wirklich vorhanden sei, gab dann aber, was er konnte, dem Unwürdigen, wie dem Würdigen, in Hoffnung, daß die äußere Gabe um so mehr zur Unterstützung der begleitenden Ermahnung dienen würde. Ebenso gab er nicht mehr, als augenblicklich noth war, stellte sich auch, wo die Möglichkeit der Rückzahlung vorhanden war, in dieser Hinsicht möglichst sicher.

Wie S. ein freudiger Geber war, so war er auch ein freudiger Nehmer. Wirklich konnte er sich hierdurch die Herzen der Gebenden ebenso verpflichten, als andern durch seine Liebesgaben. Ohne allen Zweifel wurde ihm die eigne Freigebigkeit durch manche Gaben der Liebe erleichtert, welche ihm von vielen Gliedern der Gemeine mit großer Freundlichkeit entgegengeboten wurden. Schon bei seinem Amtsantritt wurde er durch solche Zeichen zuvorkommender Liebe gerührt und erfreut. Indeß war es nur die Liebe, die Sybel in diesen Gaben erkannte, welche sein Herz dann zu großer Freude bewegte. Aber eben sein Herz frei gegen die Geber zu erhalten, in der Liebe, die ihm als Hirten der Gemeine zukam, war dann auch sein ernstes Streben.

Wie fern es grade S. lag, in dieser, wie in irgend einer

Hinsicht auf gerathewohl zu verfahren, und so namentlich die Pflichten gegen Weib und Kinder zu Gunsten einer planlosen Freigebigkeit zu vernachlässigen, erkennt ohne allen Zweifel der Leser selbst. Aber es mag zum Zeugniß des gesunden Glaubens Sybel's, vielmehr aber zur Verherrlichung der Gnade dienen, zu sehen, wie S's. häusliche Umstände, auch bei einer fast unbeschränkten Gastfreundschaft, trefflich gediehen, so daß ihm zu mancher kostspieligen Einrichtung die volle Hand verblieb.

So schreibt er wenige Wochen vor seinem Tode, am 31. Okt. 1838: ... „Unsren schon recht bedeutenden Hausstand segnet der HErr ganz besonders. Wir haben in diesem Jahre so gewaltige Ausgaben gehabt, durch den Unglücksfall mit dem Mädchen, durch die Entbindung, durch die Amme, durch die Einrichtung des neuen Wohnhauses; aber der HErr hat es nimmer fehlen lassen an irgend einem Guten, es kam alles, was nöthig war ..."

Aehnlich spricht er sich in einem lieblichen Briefchen aus, welches nicht lange vor seinem Tode nach P. geschrieben wurde, und liegen blieb. Ich theile es ganz mit, vielleicht gelangt das freundliche Wort auch so an den Unbekannten, welchem es ursprünglich bestimmt war:

Gnade und Friede von Christo, dem Hirten und Bischof unsrer Seelen!

Der HErr hat mir einen so lieben theueren Briefträger für ein Schreiben an Sie, geliebten Freund in dem HErrn, zugesendet, daß ich ihm wenigstens einige Zeilen mitgeben muß. Sie haben in langer Zeit weder mein Angesicht noch meine Schriftzüge gesehen, Sie vergessen mich deshalb zwar nicht; aber es frischt die Liebe in unsern armen Seelen doch immer wieder an, wenn wir etwas von den Freunden zu Gesicht bekommen, und wären es auch nur einige Federstriche. So wollte ich mein Andenken bei Ihnen auch gern wieder anfrischen. Der HErr hat große Dinge an mir Armen gethan, und ich bin nicht werth der Barmherzigkeit, die ich täglich erfahre. Ein Weib, das den HErrn und mich liebt, drei gesunde Kinder, Essen und Trinken vollauf, dazu ein neues Pfarrhaus, welches ich, so der HErr will, in einigen Tagen beziehen werde, endlich

eine Heerde von beinahe 6000 Seelen, und so viel Futter für sie in der Heil. Schrift, daß ich nur immer hinstreuen kann! Großer Hunger ist bei den Schafen ausgebrochen. Sie drängen sich, wenn's Futter giebt, aber doch mundet's noch nicht allen, was ihnen vorgelegt wird. Doch vielen, Gott sei Dank, schmeckt das Wort des HErrn gut, sie genießen es freudig, und sie gedeihen. Ja, der HErr erhört hier unser armes Gebet. Er läßt sein Reich auch zu uns kommen. Preisen Sie mit mir dafür den Dreieinigen! — So wissen Sie denn alles von mir, und der liebe B. kann Ihnen noch mehr sagen. Ihnen gebe der HErr in dem neuen Lebensjahre den alten Segen, und neuen dazu. Seine Liebe ist immer neu! Gedenken Sie vor ihm auch Ihres Bruders in Christo A. S.

* * *

Aber durch

Leiden und Trübsal

müssen die Kinder Gottes vollendet werden. So ging auch an diesem Zögling der göttlichen Liebe das Wort der Offenb. (3, 19.): „Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich. So sei nun fleißig und thue Buße!" reichlich in Erfüllung.

Schon das selten unterbrochene, oft kaum der Hoffnung Raum lassende Leiden des geliebten Weibes mußte für ihn eine reiche Quelle der Prüfung sein. Dazu kamen nun die mannichfachen und schweren Prüfungen, die er als ein treuer Prediger des göttlichen Wortes zu bestehen hatte. Doch statt jedes Weiteren theile ich hier umständlich eine Geschichte mit, welche an sich selbst und für das Leben Sybel's höchst merkwürdig ist, sonst aber tiefe Blicke in sein Inneres, und auf sein Verhalten im Leiden während seines letzten Lebensjahres thun läßt.

Es war im Herbst d. J. 1837, als S's. Frau zu ihm mit der schmerzlichen Klage kam, daß jener angenommene Knabe sich auf's neue eine sehr grobe Näscherei habe zu Schulden kommen lassen. Dieß ging S., der für alle seine Hausgenossen ein wahrhaft väterliches Herz trug, um so mehr nahe, als der Knabe seit einiger Zeit sich wirklich gebessert, namentlich auch diesen Fehler abgelegt, nun aber vielleicht nur geheuchelt zu ha-

ben schien. Der zur Rede gestellte Knabe betheuerte aber seine Unschuld auf eine so rührende Weise, daß S. an derselben nicht zweifeln konnte.

Inzwischen war in der Stunde, in welcher das mit viel Ueberlegung verübte Versehen begangen war, nur noch das Hausmädchen gegenwärtig gewesen. Dieses hatte S. bald nach ihrer Einsegnung zu sich in's Haus genommen, so stand sie mehr noch, als alle sonstigen Dienstboten, in einem wirklich kindlichen Verhältniß zu S. Zwar hatte sie in der letzten Zeit ihr Herz der Wahrheit ferner gestellt, und sich manche Unarten zu Schulden kommen lassen, doch hatte man in diesem Falle gar nicht an sie gedacht. Ja, als sie jetzt, gleichfalls befragt, jeden Antheil an dem Vorgefallenen auf das bestimmteste zurückwies, glaubte man ihre Aussage weniger in Zweifel ziehen zu können, und so fiel der Verdacht nochmals auf den Knaben zurück.

Der Leser begreift, wie eine Sache in diesem Zusammenhange eine tiefere, sittliche Bedeutung erlangen konnte, die sie sonst am wenigsten für S. gehabt haben würde. So konnte er sie nicht auf sich beruhen lassen, ohne die Betheiligten nach einigen Stunden nochmals zu vernehmen, und so den einen von dem Verdacht, den anderen zumeist von der Schuld der Lüge, ja von der boshaften Anschuldigung des ersten zu befreien. S. stellte beide jetzt einander gegenüber, forderte das Mädchen mit ernster, liebreicher Ermahnung auf, doch nur bei der Wahrheit zu bleiben, nichts zu fürchten, und ihm den bittersten Schmerz über ein beharrliches Läugnen zu ersparen, wenn's so sei, den Knaben anzusehen und zu ihm zu sagen: „W., Du hast es gethan!“ Statt dessen sagte sie nur mit trotzig abgewandtem Gesicht: „Ja, er hat es aber gethan!“ während der Knabe nun mit Thränen seine Unschuld betheuerte.

Jetzt nahm S. das Mädchen nochmals auf sein Zimmer allein, erinnerte sie an das Gericht der Lügner, an den ihr wohlbekannten Ausgang des Ananias und der Sapphira. Sie aber, sich nur noch mehr verhärtend, brach in die unseligen Worte aus: „Ja, auch am jüngsten Tage will ich meine Aussage wiederholen.“ In dem Augenblicke durchzuckt eine Vor-

ahnung des ewigen Gerichtes die Verirrte. Sie wird todtenbleich und läßt keinem Zweifel über die wirkliche Lage der Sache Raum. Jetzt nimmt S. nochmals das Wort der Ermahnung, und indem er sie kämpfen und ringen sieht, die Wahrheit zu bekennen, noch aber wieder von dem Geiste der Lüge gehalten, erhebt er die Hand und giebt der Lügnerinn einen unüberlegten Schlag in's Gesicht. Ja! ruft sie jetzt, ach, ich will alles gestehen, und indem giebt ihr S. noch zwei leichtere Schläge.

Nun bekennt sie unter vielen Thränen nicht allein diese Schuld, sondern was sonst noch ihr Herz beschwert, und schließt: „Nur, lieber Herr P., lassen Sie mich nicht von sich, sonst gehe ich ganz verloren. Schon bin ich auf dem breiten Wege gewandelt, und von den Genossen verführt, habe ich's seit einigen Wochen darauf angelegt, Ihnen leid zu thun, um Sie zu zwingen, mich aus dem Dienst zu lassen.“ — Jetzt wandelte sich der Tag des Leids in einen Tag großer Freude. S. hatte ein Schaf verloren, und siehe, es war wiedergefunden! Nur wer wie S. lieben kann, wer wie er sich über einen Sünder freuet, der Buße thut, mag die Freude nachempfinden, die er jetzt fühlte, mit der er jetzt das Mädchen tröstete, wiederaufnahm, zurechtwies.

Aber ach, nur droben bei dem Vater des Lichtes ist kein Wechsel des Lichtes und der Finsterniß! Schon einmal war S. ein übereilter Schlag eine Veranlassung großer Betrübniß geworden,*) dießmal sollte ein solcher noch viel größere Folgen haben.

Am Abend zeigten sich blaue Streifen an den rechten Schläfen des Mädchens, und sie befand sich unwohl. Nun fing die Sorge an. S. selbst ließ den Arzt kommen, aber bald nahm die Sache eine andre Wendung. Es trat sogleich die erste geschlechtliche Entwicklung des jungen Mädchens ein, und zwar auf eine krankhafte, mit Fieber verbundne Weise. Sie mußte nun zu Bette liegen unter ernster Bedeutung des Arztes,

---

*) Vergl. S. 195, welche Stelle auch vielleicht die Stimmung näher bezeichnet, in welcher S. strafend der Verirrten zum Geständniß half.

dasselbe nicht zu verlassen. In der zweiten oder dritten Nacht steht sie indeß auf, geht halb entkleidet über den Hof hinunter, ein anderes Dienstmädchen nach der Zeit zu fragen. Hierdurch wurde die gedachte Entwicklung plötzlich gestört, es trat eine gefährliche Krankheit ein, die sich vornehmlich auf die Augen warf, und ihr das Gesicht zu rauben drohte. Schon gingen die schrecklichsten Gerüchte um: S. habe dem Mädchen mit einem Topfe den Kopf zerschlagen u. dergl.

Wenn gleich nun auch der gedachte unvorsichtige Schlag nicht für sich allein als die Ursach des eingetretnen gefährlichen Zustandes erscheinen konnte, immer wäre derselbe ohne den ganzen Vorfall, ohne jene Gemüthsbewegung des Mädchens, endlich ohne jenen Schlag wohl nicht grade jetzt und in dieser Weise erfolgt. Was wunder also, wenn S. in seiner Lage, und bei der Zartheit seines Gemüthes viel mehr bewegt war, als ein andrer hätte sein mögen. Grade in diesen Tagen traf ich ihn in Jüterbog, wo er einen andren Arzt zu Rathe zog. Dieser erklärte, daß nach dessen jetzigem Zustande das Mädchen wohl sterben könne. Da stürzten Thränen aus seinen Augen, und nur der Aufblick zu Dem, welcher größer ist als unser Herz, konnte sein gepreßtes Herz beruhigen. Damals erfuhr ich umständlich den Hergang der ganzen Sache aus seinem Munde, und wir Freunde hatten alle genug zu thun, das Herz des Armen zu stillen, ihm das in Hinsicht seiner Zufällige von dem Wesentlichen in der Sache unterscheiden zu helfen.

Jetzt nahmen die Eltern ihr krankes Kind in ihr Haus zurück, was S. darum geschehen ließ, weil die auf einem Filiale wohnenden Eltern so den von Jüterbog berufenen Arzt näher hatten. Nach und nach erlangte die Arme, welche sammt ihren Eltern — welch' ein Zeugniß für S.! — ihren Lehrer und bisherigen Brotherrn jetzt nur mit wachsender Liebe umfaßte, ihr Gesicht wieder, aber ihr Zustand war und blieb gefahrvoll, und hielt das Herz S's. lange zwischen großer Furcht und geringer Hoffnung schwebend. Wirklich starb das Mädchen zwischen Weihnachten 1837 und Neujahr, und da inzwischen die gerichtliche Untersuchung der Sache angeordnet war, so mußte S., unter den schweren Amtsarbeiten dieser Zeit, den Verhandlungen bei-

wohnen, Verhöre bestehen — bei der Leichenöffnung zugegen sein und — — am Tage vor Neujahr die Grabrede halten!

Doch es möge der Leser den inneren und äußeren Hergang dieser merkwürdigen Geschichte aus einer Reihe von Briefen S's. an verschiedene Freunde selbst näher entnehmen.

Noch am 19. Dezember dämmerte S. einige Hoffnung auf. Er schreibt darüber an die liebe Familie Karbe: ... „Ich bin von Gottow zurückgekehrt, wo unser krankes Mädchen ist. Der Arzt war grade von Jüterbog dort und hat jetzt Hoffnung, daß sie am Leben bleiben werde. Ja, es scheint sogar, als wollte sich das Auge bessern. Aber es sind nur die ersten Strahlen von Hoffnung. Nun der HErr, der Allmächtige, wird weiter helfen. Er ist uns grade in dieser Zeit der Trübsal sehr gnädig gewesen, hat uns Glauben und wunderbare Freudigkeit geschenkt. Das ist die Kreuzschule, in die er die Seinen nimmt, die Kreuzschule, in der man sein eigen Elend am tiefsten fühlt, aber auch die Hülfe des HErrn, und daß Er bei uns ist, am herrlichsten erfährt. Man muß nur recht stille sein und recht stille halten. Er lebet noch, der fromme, treue Gott, Er läßt nicht ohne Maß versuchet werden ..."

Doch dieser Glaube sollte noch schwerere Prüfungen bestehen. Schon nach zehn Tagen hatte er den Tod des Mädchens anzuzeigen, und schrieb an B.: ... „Dein lieber Brief hat mich gestern recht gestärkt, denn ich kam grade von einem schweren Gange heim. Ich besuchte unser krankes Mädchen in Gottow und fand sie im Todeskampfe. Sie hatte noch volles Bewußtsein und antwortete mit gebrochner Stimme auf meine Fragen. Ich las ihr noch vor und betete mit ihr. Ein anderes Geschäft rief mich dann noch einige Zeit von ihr und als ich wieder zu ihr kehrte, fand ich sie todt. Ja! Du hast recht, lieber Bruder, der HErr nimmt mich und mein Weib in die Schmelze. Aber es ist ja der HErr, es ist mein Heiland, der für mich gestorben ist, und der mir grade in dieser Trübsal, die ich auch für meine Sünden vielfach verdiene, reichen innerlichen Trost und Frieden verleiht ..."

Später, am 18. Januar, berichtet er auf den Wunsch dieses Freundes demselben noch nachträglich Folgendes: ... „Als

in Gottow des Mädchens Krankheit anfing gefährlich zu werden, reisete ich zu Straube, um mit ihm zu beten. Der HErr schenkte ihm die Bitte, daß mir die Herzen der Eltern freundlich und mir der Zutritt zu der Kranken offen bleiben mögte. Das hat der HErr wörtlich erhöret. Die Kranke streckte ihre Arme jedesmal nach mir aus, wenn ich kam und war voll Liebe gegen mich, ebenso die Eltern des Mädchens. Ich habe viel zu ihr reden und mehrmals mit ihr beten können. In das Herz kann ich nicht sehen, daher habe ich auch nicht die Zeichen einer großen Erweckung an ihr wahrgenommen, aber sie war auf gutem Wege zum Heilande. So sagte sie einmal zu mir, als ich den HErrn gebeten, ihr tiefe Erkenntniß und ernstlichen Schmerz über ihre Sünden zu schenken: „Ja, lieber Herr Prediger, das fehlt mir noch, ich erkenne wohl meine Sünde, und sie thut mir leid, aber nicht genug." Ein ander Mal sagte sie: „O, wenn ich wieder gesund werden sollte, ein ganz neues Mädchen, ein ganz neues Mädchen will ich werden!" Sie hat auch ihre Gespielen um sich versammelt und sie ermahnt, doch ja nicht mehr zum Tanz zu gehen. In der Nacht vor ihrem Tode hat sie die Arme ausgestreckt und zu ihrer Mutter gesagt: „Meinen Heiland mögt' ich umfassen!" Ich hoffe freudig, der HErr hat sie angenommen. Ihre Eltern sind auch nach dem Tode noch höchst liebevoll gegen mich und haben keinen andern Wunsch, als daß die Sache mir keine Unannehmlichkeiten machen möge. Der Vater besuchte mich und sagte mir, mir die Hand innig drückend: „Herr Prediger, Sie können es mir glauben, ich bin Ihr Freund!" Am Herzen der Eltern ist durch diese Sache sehr gearbeitet.

Am Sonnabend, den 30sten, war die Obduktion in Gegenwart des hiesigen Land- und Stadtgerichts-Direktors, des Kreis-Physikus Stauß, der die Kranke behandelt, des Kreis-Physikus Schmidt von Zossen und meiner. Die Aerzte haben sich günstig, in Rücksicht auf mich, ausgesprochen, geben aber ihr Endurtheil erst nach Einsicht der vollständigen Akten über den Vorfall ab. Am 31sten Nachmittag, nachdem ich am Vormittag in Schöneweide, wozu Gottow gehört, gepredigt hatte, war die Beerdigung. Ich hatte in den Tagen keine Zeit gehabt,

meine Predigten zu bearbeiten, ich hatte nur flüchtig daran denken können, aber der HErr segnete mich wunderbar mit Gedanken und Worten. Zur Leiche hatten sich gar viel Menschen, auch viele aus der Stadt eingefunden. Ich hatte erst nicht gewußt, worüber ich dort sprechen sollte. Der HErr gab mir am Abend zuvor, während ich zu ihm betete, den Gedanken, die Geschichte von der Ehebrecherinn zum Text zu wählen. Er schenkte mir während des Gesanges und der Einsenkung der Leiche große Ruhe und Sammlung. Als ich aber den Mund aufthat, ergriff mich eine solche Bewegung, daß ich vor Thränen kaum reden konnte. Diese theilte sich bald der ganzen Versammlung mit, und ich habe etwas Aehnliches noch nie erlebt. Ich zeigte zuerst, wie die Ehebrecherinn in's Mittel gestellt worden, so sei ich und die Leiche des Mädchens in's Mittel gestellt. Wir stünden aber auch, wie die Ehebrecherinn, vor dem HErrn. Ich ging dann zu dem über, was man nun gegen mich sagen würde. Der HErr aber habe gesagt: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!" So forderte ich nun diejenigen auf, die ohne Sünde seien, den ersten Stein auf mich zu werfen, und erinnerte sie an ihre Sünden. Bei diesen Worten war's erschrecklich anzuhören, und kaum zu ertragen. Es brach ein förmliches Geheul unter der Versammlung aus. Nun zeigte ich, was man gegen das Mädchen sagen würde. Aber auch hier spräche der HErr: „Wer unter euch 2c." So wies ich die Versammlung nochmals speziell auf ihre Sünde hin, wie auf das Wort des HErrn: „Gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr!" Endlich zeigte ich (nach V. 12, Joh. 8.), wie nur derjenige, welcher das Licht der Welt ist, auch über diese Begebenheit allein Licht und Trost geben könne und gebe."

Schon am 26. Dezember hatte S., über den Katechismus nach der Reihenfolge predigend, durch ein merkwürdiges Zusammentreffen über das 5te Gebot gepredigt, und darin auf seine damalige Stellung hingewiesen. Hierauf waren die Verhöre, der Tod des Mädchens, die Leichenöffnung in seiner Gegenwart und am Tage vor Neujahr die Beerdigung erfolgt, zu welcher von allen Seiten eine große Menge von Menschen sich versammlet hatte. So mag man sich die Seelenstimmung des eben so leben-

dig als tief fühlenden Mannes vergegenwärtigen, und zugleich die höhere Ruhe und Glaubensfreudigkeit würdigen, womit unter diesen Vorgängen der HErr ihn aufrecht hielt. Die letztre spricht sich besonders in folgendem Schreiben an einen anderen Freund aus:

„Gnade und Friede von Christo!

Ach, mein theurer Bruder, wer sollte das denken, daß ich armer, geschlagener Mann nicht weiß, wie ich die Gnade und Liebe meines Jesu preisen soll, und daß mein Herz so voll Trost und Freudigkeit ist! Ja, ich habe es nie in meinem ganzen Leben so lebendig erfahren, daß ich einen Jesus, einen Heiland habe, der bei mir ist und mein Freund ist, als in diesen Tagen der Trübsal. Am Sonnabend war die Obduktion. Man fand durchaus keine Verletzung an dem Mädchen; aber in ihrem Gehirne einen großen Wassersack mit einer fast fingerdicken, festen Haut, die sich schon seit langen Jahren gebildet haben muß, und der die Ursach ihrer Erblindung. Ihr Hirnschädel war an einzelen Stellen so schwach, wie Papier, so daß die Gnade des HErrn es verhütet hat, daß das Mädchen nicht von meinem Schlage auf der Stelle todt zur Erde gefallen ist. Drum hab' ich ihn zu preisen.

Am Sonntage und Neujahrstage bin ich auf's wunderbarste vom HErrn gestärkt worden. Ganz besonders bei der Leichenrede. — Ich habe etwas Aehnliches noch nicht erlebt. Ich muß mich tief in den Staub demüthigen vor dem HErrn. Ich muß sagen, der HErr hatte mich gelehrt, mir die Geschichte von der Ehebrecherinn zum Text der Leichenrede zu wählen. Bei einer von Thränen fast unterdrückten Stimme schenkte mir der HErr Worte, welche die Versammlung so erschütterten, daß man in einzelen Augenblicken kein Weinen, sondern ein in die Seele greifendes Heulen hörte. Ich sprach nämlich u. s. f. —

In Ansehung seines Verhaltens vor Gericht bittet er schon in dem erstangeführten Briefe über den Tod des Mädchens den Freund um Rath: „Man räth mir, im Gerichte nicht alles anzugeben, was ich mit dem Mädchen vorgenommen, was ich zu ihr geredet, wie ich für sie gebetet, laut, in ihrer Gegenwart u. dergl. Mein Gewissen will aber, ich soll auch das bekennen, nichts fürchten, nichts scheuen. Ich mögte mich durch-

aus nicht weltklug in dieser Sache benehmen. Mag es mir nun gehen, wie es gehe, mag ich auch Amt und was sonst verlieren, wenn ich nur den HErrn behalte. Also rathe mir mit Ihm, und bitte Ihn für mich ..."

In diesem Sinne erschien S. am 4. Januar nochmals vor Gericht. Gestärkt durch die Losung des Tages: „Was ihr bittet in meinem Namen, das will ich thun," wollte er sich ganz von dem HErrn leiten lassen, den Umständen nach zu schweigen, überall aber auch der Wahrheit des Herganges nach zu reden und zu bekennen. So ängstlich war er jedoch darauf bedacht, sein Gewissen rein zu halten, und nicht etwa durch Menschenfurcht und Scheu vor dem Ausspruch des zeitlichen Gerichtes seine etwanige Schuld zu verkleinern, oder durch eine geschickte, wenn auch wahre Darstellung des Herganges der Sache diese in einem günstigeren Lichte darzustellen, daß er sogar die zu Protokoll gegebenen Aussagen noch durch briefliche Mittheilungen ergänzte, die er zu den Akten eingab, auch wenn er deutlich voraussah, daß dadurch ein ungünstigeres Licht auf sein Verhalten fiel, als durch seine ursprüngliche Erklärung.

Das Urtheil des Lesers wird indeß nach dem vorliegenden reif sein. Wer mögte nicht einmal und öfter in ähnlichen Fällen ähnlich oder doch nicht besser gethan haben, als S. that? Nur daß grade in diesem Falle es der wunderbaren Weisheit Gottes gefiel, den so tief zu demüthigen, welchen er bald hoch erheben wollte!

Lange blieb S. ungewiß, welches der endliche Ausgang der Sache sein würde. Er war bereit, bei seiner lieben Gemeine zu bleiben, bis an sein Ende, oder auch zu verlassen, was ihm hienieden das Theuerste war, wenn es gefordert würde: sein Amt und seine Gemeine. Ob indeß sein Herz auch diese Demüthigung, die Trennung von dem ertragen hätte, was mit seinem innersten Lebensgrunde zusammenhing, oder ob sein treues Herz unter der Macht einer solchen Prüfung gebrochen wäre: das steht dahin! — —

Diese Prüfung hatte ihm der HErr nicht zugedacht; „das Licht muß dem Gerechten immer wieder aufgehen, und Freude

den frommen Herzen!" spricht der HErr (Ps. 97). Welches Gericht aber hätte auch anders in diesem Falle sprechen mögen, als hier geschahe. Am 19. September 1838 schreibt er dieserhalb an B.: ... „Gestern erfuhr ich den Ausgang meiner Angelegenheit. Ich bin von dem Kammergericht ganz frei gesprochen, und nicht einmal zu den Gerichtskosten verurtheilt worden. Das Ob.-Med.-Kollegium hat die Ursach des Todes vorzüglich aus der durch die Unvorsichtigkeit des Mädchens gestörten ersten Geschlechtsentwicklung erklärt. So hat denn der HErr hier wunderbar durchgeholfen, sein Name sei gelobt in Ewigkeit! O, wie ist mir die Zeit jener Anfechtung von unaussprechlichem Segen gewesen, ach, wie ist aber auch damals für mich unwürdigen Knecht gebetet worden! Ja, die Gebete müssen mir für Zeit und Ewigkeit Segen bringen! Ja, das ist die Frucht, daß ich immer mehr erkenne, wie wohl dem ist, der einen Heiland hat, und daß ich gern stets bei diesem HErrn bleibe, daß ich mich immer tiefer in seine Liebe hineinsenken mögte!"

„So müssen denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen!" Und gewiß waren auch diese „Leiden nicht werth der Herrlichkeit, die, ach so bald! an ihm sollte geoffenbaret werden."*)

Sybel's letzte Lebenswochen und Tod.

„Sei getreu, bis an den Tod, so will ich Dir die Krone des ewigen Lebens geben."
Offenb. 2, 10.

Ist der Tod der Sünden Sold: so kann das Leben der Kinder der Sünde kein anderes, als ein Sterbensleben sein, ein fortgehendes Aufwachsen des Todeskeimes, den alle mit der Sünde in sich selbst tragen; im besten Falle ein fortgehendes Sehnen der für das Leben geschaffenen Seele nach Erlösung, die sich nicht frei, nicht wohl, noch lebendig fühlen kann in diesem Leben der Sünde und des Todes. Mit dem Unterschiede jedoch, Preis Dir, o großer Fürst des Lebens! mit dem großen, von der Hölle bis zum Himmel gehenden Unterschiede, daß die

*) Röm. 8.

Kinder der Gnade, die in Christo ihren Erlöser gefunden haben, täglich der Sünde absterbend und der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt,*) lebend, schon in dem neuen, mit Christo in Gott verborgenen, Leben stehen. In ihnen überwindet der Keim des neuen Lebens jenen alten Keim der Sünde und des Todes. Aber jenes Sehnen nach der Heimath des wahren Lebens, nach der vollkommenen Freiheit der Kinder Gottes in dem, welcher der Grund des neuen Lebens in ihnen ist, bleibet. „Suchet mich, so werdet ihr leben! spricht der HErr" (Amos 5, 4), dieses Wort erneuert unter täglichem Finden und Schmecken der Freundlichkeit Gottes seine Anziehungskraft, die nach oben gehet. „Unser Wandel ist im Himmel" — „Wir haben hier keine bleibende Statt: die zukünftige suchen wir" — „Es ist noch eine Ruhe, eine selige, ewige Erquickung, vorhanden dem Volke Gottes!" Dieses Wechsellied singet die heimwärtskehrende Seele auf dem Wege ihrer Wallfahrt. „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit!" tönet fort und fort aus den Tiefen der sehnenden Seele, die dem himmlischen Bräutigam entgegengehet, mit ihm einzugehen in die ewigen Hütten.

Wir haben dieses Heimweh, diese süße Lust des Sehnens nach der Heimath des ewigen Friedens, von dessen frühestem Regen in dem Knaben Sybel bis in das Alter des Mannes hin begleitet. Wir haben gesehen, wie dieses Sehnen, ohne äußerlich anzugebende Anregung, in ihm erwachte, wie das Lied des Wandervogels in seiner Brust erwacht; wie unter allen Arbeiten und Genüssen der Gegenwart die Ahnung des Zukünftigen seiner Seele gegenwärtig blieb, gleichwie in der Blüte des Sommers, ohne die Aernte des Dießseits abzuwarten, der Wandervogel sich zur Reise in die neue Heimath aufmacht.

Aber wir sahen auch, wie S. unter diesem Sehnen nach dem Jenseits den Blick auf das Dießseits nicht verlor; wie er vielmehr in der Aussaat für das Dießseits die Bedingung er-

*) Röm. 3, 24—26. Kol. 3, 3. „Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist mit Christo in Gott verborgen."

kannte, an der ewigen Aernte Theil zu haben, und so rastlos wirkte, bis ihm nun die Nacht kam, da Niemand wirken kann.

Die zuletzt dargestellten Leiden mogten auch das Ihrige dazu beitragen, seine Reife für die Ewigkeit zu beschleunigen. Doch war es im Allgemeinen gewiß mehr noch der süße Vorschmack der Ewigkeit, den ihm die Gnade seines Heilands hienieden reichlich gewährte, wodurch seine Sehnsucht nach oben wuchs, als die Erfahrung der Leiden dieser Zeit. Unter diesen Leiden aber standen gewiß auch die in den Tiefen des sündigen Herzens gebornen obenan.

So schreibt er im Juli 1837 an Str.: ... „Unsre drei großen Feinde kommen zu verschiedenen Zeiten. Mit einem hat man's immer zu thun. Mal ist es offenbar der Teufel, welcher versucht, dann wieder die Welt, am meisten aber hab' ich jetzt mit dem eignen Fleische zu thun. Ei, wann diese Ketten springen werden, und der Geist wird frei! dann werden Jubellieder klingen! Wie herrlich ist die neue Welt ...!"

Im letzten Sommer seines Lebens, 1838, wurde er durch die Schwäche seiner Frau veranlaßt, täglich einige Vormittagsstunden mit derselben im Freien zu verleben. Während dieser Zeit las er, wo sich auf ihren Spaziergängen ein geeigneter Platz darbot, mit ihr das ganze neue Testament. Wie selige Stunden wurden ihm hierdurch beschert, wie mußte ihm auch so wieder Freude aus Leid erwachsen! S's. Gesundheit gedieh auf diese Weise auch um so kräftiger. Die näheren Freunde hatten ihn nie so rüstig und frisch gesehen, als bei einer festlichen Versammlung derselben im September des J.

Aber schon in den vorhergehenden Jahren schien ihm der Gedanke an den Tod der nächstliegende zu sein. So oft er hier bei dem Verfasser eintraf, wandte er die Rede einmal über das andere darauf; nur daß dieß ganz so unbefangen und wechselnd geschahe, wie der Wandrer auf hohem Bergesrücken den Blick bald auf die Tiefen der sonnigen Ebene niederwirft, bald ihn zu den azurnen Höhen erhebt, wo der Ursprung ist, nicht der Sonne allein, sondern auch des Lichtes. Ja, wie auf hohem Vorgebirge das Auge die Gränzen der Meeres- und Himmelswölbung kaum noch auseinanderhält, so spiegelte sich ihm auch

in allem Irdischen der verwandte Himmel, und in diesem wieder das Gegenbild der Erde ab.

Im allgemeinen hatte S. auch die Ahnung seiner frühen Vollendung. So sagte er schon im Herbst 1837 bei einer Beerdigung auf einem Filial einem trauten Mitgliede der Gemeine, daß auch sein Ziel wohl nicht fern sein werde, und bezeichnete auch das Lied, welches er an seinem Grabe gesungen zu haben wünschte.

Doch ist gewiß anzunehmen, daß dieser fortgehende Gedanke an den Tod nicht etwa mit dazu beigetragen habe, denselben sobald herbeizuführen, sondern daß vielmehr die Nähe seiner Vollendung die Ursach war, daß die Ahnung derselben wuchs, und sein sonst wohl kampflustiges, tapferes Herz der Freude des Sieges über den „letzten Feind" entgegenschlug. Denn eben die Freude, noch in der Zeit zu wirken für die Ewigkeit, und Seelen dem HErrn zu gewinnen; die Bereitwilligkeit, den Willen desselben in allem geschehen zu lassen, ließ ihn gern in dem glücklichsten Kreise der Seinen weilen; ein verzehrendes, krankhaftes Sehnen fand nicht in seinem Herzen Raum, welches gesund geworden war durch den Glauben; sein Blick nach dem Jenseits war der trauliche Blick eines Kindes nach dem nahen Auge des geliebten Vaters, der es an seiner Hand leitet. *)

Nach dem feuchten und kalten Sommer 1838 trat der Herbst und Winter d. J. ungewöhnlich früh ein. Dieß mogte die Ursach häufigerer Erkrankung sein. In dem Amtsorte Sybel's lagen viele Kranke an gastrischen und nervösen Fiebern, bei denen er fleißig aus- und einging. Im Anfang des Novembers fühlte S. selbst die ersten Regungen der Grippe. So fand ihn der treue Freund, Pastor Ritter am 6. November

*) Eine noch eben vor Vollendung des Druckes eingehende Nachricht der hinterbliebnen Wittwe erinnert daran, wie S. schon in früheren Jahren öfter an plötzlich eintretenden, furchtbaren Kopfschmerzen litt. Namentlich war dieß bald nach seiner Ankunft in L. der Fall, wo er in einer Nacht die Besinnung zu verlieren fürchtete. Ohne Zweifel kündigten sich in diesen Zufällen die Vorzeichen der späteren tödtlichen Krankheit an.

bei einem Besuche schon unwohl. R. hatte ihn in seiner Wohnung erwartet und ging ihm, als S. eintrat, freudig entgegen. „Küsse mich nicht," sagte ihm dieser, „ich komme von einem sehr schweren Kranken!"

Am vorhergehenden Sonntage (4. November) hatte S. die Reihenfolge der Predigten über den 2ten Artikel des christlichen Glaubens auf das königliche Amt Christi geführt. Schon am 31. Oktober hatte er sich mit dieser Predigt beschäftigt, wie er davon in einem Schreiben an den lieben Pastor Karbe Zeugniß giebt. Er bezeichnet ihm Thema und Disposition: Christus ist König, in den Reichen der Natur, der Gnade und der Herrlichkeit. „Da habe ich besonders die Seligkeit empfunden, sein eigen zu sein, und unter Ihm in seinem Reiche zu leben. Er ist der Weinstock, wir die Reben. Wie köstlich, Ihm Reben werden! Das ist unser Geschäft! ..." Es finden sich überhaupt drei ausführliche, schöne Briefe von diesem Tage vor. In allen spricht sich ein kräftig freudiger Sinn aus, der die Verhältnisse der Gegenwart umfaßt; ja keine Andeutung irgend einer bestimmteren Ahnung seiner nun so nahen Vollendung. Er freute sich der Einrichtung des neuen Pfarrhauses, pflanzte Weinstöcke und machte den Plan zu dem kleinen Gärtchen. „Nun wünschte ich aber auch drei Obstbäume zu pflanzen," schreibt er an jenem Tage an eine Freundinn zu Potsdam, „einen Apfelbaum, der soll Johannes heißen, einen Birnbaum, mit Namen Martin, und einen Herzkirschenbaum, Marie genannt ..."

An dem bezeichneten Novembersonntage hatte er nach der Predigt auf dem Filial daselbst in einer überheizten Stube eine Amtshandlung zu verrichten, worauf er in der rauhen Witterung nach der Stadt eilte, daselbst seine letzte Predigt zu halten. Inzwischen hatte sich die Grippe schon mehr und mehr bei ihm ausgebildet, nur nicht bis dahin, um die Freudigkeit des Glaubens zu hemmen, oder die Kraft der Verkündigung zu schwächen, die er nun an die Gemeine richtete. Diese Predigt wurde von der ganzen Gemeine unter der tiefsten Bewegung gehört. Den größten Eindruck jedoch machte die Botschaft, wie es schien, auf den Boten selbst. In der Grabrede berichtet sein lieber

Amtsnachfolger, der, wie gewöhnlich, sein Zuhörer gewesen, an die Gemeine: „In dem letzten Theile der Predigt, wo er die Herrlichkeit der Stadt Gottes jenseit des Grabes schilderte (Christus ein König im Reiche der Herrlichkeit) war mir eine besonders tiefe Bewegung seines Herzens fühlbar. Viele von euch werden sich erinnern, daß er diese Schilderung mit dem letzten Verse des Liedes: Ist's oder ist mein Geist entzückt? beschloß:

„Wie herrlich ist die neue Welt,
Die Gott den Frommen vorbehält,
Kein Mensch kann sie erwerben!
O Jesu, Herr der Herrlichkeit,
Du hast die Stätt' auch mir bereit't,
Hilf sie mir auch ererben!
Weise, preise ihre Kräfte, ihr Geschäfte mir Elenden;
Laß mich auf den Anblick enden!" *)

„Bei dieser letzten Zeile: Laß mich auf den Anblick enden! war die Wallung und Bewegung seines Herzens auf's höchste gesteigert. Es fiel mir ganz besonders auf. Ich dachte: Wie meint er das, und wie hat der Dichter des Liedes das gemeint? Das Wort schien mir zweideutig. Von dem Dichter däuchte mir, er habe damit sagen wollen: Laß mich einst auf diesen Anblick, mit solchem Anblick Deiner Herrlichkeit enden, künftig, wann es mit mir zum Sterben kommt. Von unserm Bruder aber däuchte es mir, indem er diese Zeile sprach, als fühlte er sich so erhoben im Geiste und so hingenommen von der Vorstellung der künftigen Herrlichkeit der Kinder Gottes, daß er in dem Augenblicke begehrte, hinüber entrückt zu werden, und daß er dieses Wort also meinte in dem Sinne: Ich bin's zufrieden, HErr, wenn Du mich jetzt gleich, da ich Deine Herrlichkeit beschreibe und im Geiste schaue, auf den Anblick sterben lässest. Ich hielt es ihm am Abend desselben Tages vor, sagte ihm, wie mir dieß Wort in seinem Munde geklungen, und er antwortete: „„Ja! so war mir's auch; ich hätte gleich enden mögen!"""

Die weiteren Erklärungen S's. machen es jedoch klar, daß während jener ergreifenden Schilderung der Herrlichkeit des jen-

*) Vergl. Offenb. 21.

seitigen Reiches Christi nur eine vorübergehende Ahnung seines nahen Einganges der Sehnsucht des bewegten Herzens begegnete. Bei der Hinweisung des Freundes auf seine zeitlichen Verhältnisse erwiedert er, er wolle auch gar nicht eigenwilligen Vorstellungen sich hingeben, und gerne bleiben, so es des HErrn Wille sei.

In der folgenden Woche nahm sein Unwohlsein in dem Maße zu, daß er die mit großer Mühe aufgeschriebene erste Predigt über den dritten Artikel *) nicht mehr halten konnte. Inzwischen strebte er noch fortgehend, eine Fußwanderung hierher zu machen, um dadurch, wie so oft, ein etwa vorübergehendes Unwohlsein zu überwinden, nachdem er von der Rückkehr des lange ersehnten Freundes Kunde erhalten. Statt seiner traf ein andrer lieber Freund ein, der unterwegs von S's. Erkrankheit gehört, und da er mich verfehlt, seinen Weg alsbald über L. zurücknahm. Er traf ihn am 13ten recht unwohl, ziemlich fiebernd, jedoch entschlossen, am folgenden Tage eine Beichtrede zu halten. Der Freund redete ihm dieß ernstlich aus, Doyé übernahm die Predigt und S. ließ sich's gefallen, äußerte aber noch später: „Wenn ich keinen gläubigen Stellvertreter hätte, so ließe ich ihn nicht predigen.“ Gegen den ersteren Freund äußerte er gleichfalls, indem er ihm erzählte, wie wunderbar ihm bei der letzten Predigt und unter dem Gesange des angeführten Verses zu Muthe gewesen: man könne nicht wissen, ob das Ziel seiner Wallfahrt nicht schon nahe sei.

Am Mittwoch und Donnerstag (14. und 15. Nov.) lag S. zu Bett, mehr und mehr über seinen Kopf klagend. Am Freitag fühlte er sich noch einmal besser, so daß er außer dem Bette bleiben konnte. Der Arzt hatte ihn an diesem Tage besucht. Ein junger Freund, der S. beim Lesenlehren der obengedachten erwachsnen Konfirmanden behülflich war, kam zu der gewöhnlichen Stunde dieses Abends. Er fand S. auf dem Sopha sitzend und fragte ihn nach seinem Befinden. S. erwiederte mit freundlicher Miene: „Der HErr wird wohl wieder helfen!“

*) Jüterbog 1839, gedruckt bei A. M. Colditz.

Zum letzten male hielt er an diesem Abend die Andacht mit den Seinen. Er wählte hierzu das Lied:

> Fahre fort mit Liebesschlägen,
> Süßer Jesu, liebster Hort!
> Laß sich Trübsalswinde regen
> Und bring' mich hiedurch an Port ꝛc.;

welches er jedoch nur vorlesen ließ, wie auch einen kürzeren Bibelabschnitt. Hierauf hielt er mit schwacher Stimme selbst das Gebet, empfahl sich, die Seinen und die Gemeine dem gnädigen Schutze des HErrn und eilte dann bald zu Bett.

In dieser Nacht zum Sonnabend kam die Krankheit ganz zum Ausbruch und gestaltete sich zu einer völligen Hirnentzündung.

Schon vor Einschlafen klagte er seiner Frau: „Ich weiß nicht, wie mir im Kopfe ist, es kommen mir schreckliche Gedanken. Wenn ich euch nur in dieser Nacht kein Leid anthue." Ach er that es freilich, indem er nun von dem Lager der Schmerzen nicht wieder aufstand.

Am Sonnabend war er sehr eingenommen im Kopfe, so daß er meist ganz starr dalag. Am Abend sahe und sprach ihn der Bruder D., grade als er bei klarem Bewußtsein war. Es schien diesem, als denke S. immer noch mehr an seine Berufsarbeiten, als an seine Krankheit; so ermahnte er ihn, er müsse nun auch krank sein wollen, sich nicht stärker machen wollen, als er sei, da er jetzt nach des HErrn Willen krank sein solle. S. nickte freundlich und versprach, sich das Liegen im Bette gefallen zu lassen.

Bald wußte er nicht mehr, wo er lag und war. Am Sonntag Vormittag (den 18. Nov.) erreichte die Entzündung, wie es schien, den höchsten Grad.

Indem ich nun fortfahre, den weiteren Verlauf der Krankheit und das Verhalten des Vollendeten in derselben zu erzählen, schließe ich mich überall genau an die Berichte der Augenzeugen an. Außer dem schriftlichen Berichte der Gattinn und der Schwester, die zur Pflege des geliebten Bruders nun herbeieilte, liegen mir die schriftlichen Beiträge der lieben Pfarrer Doyé und Straube vor, welcher letztre viele Tage und Nächte am Bette des theuersten Freundes verwachte, und so das köstliche

Vorrecht genoß, dem Freunde einen Liebesdienst zu vergelten, den dieser von seiner Jugend auf so oft am Krankenbette geleistet; endlich ein Aufsatz des vorgedachten jüngeren Freundes, der vielen mündlichen Mittheilungen der Augenzeugen nicht zu gedenken.

Auf alle, die S. während seiner Krankheit sahen, hat sein Anblick einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht. Sein öfteres Gebet: „O lieber HErr, gieb doch, daß durch mein Leiden und Sterben wenigstens eine Seele noch Dir und Deinem Reiche gewonnen werde," ist gewiß an mehr als einer Seele erfüllt worden. Dieß gründet sich weniger auf die oft an das Wunderbare gränzenden Aeußerungen Sybel's während seiner Krankheit, als auf das unnachahmliche Verhalten seiner Liebe und Freundlichkeit, seiner Geduld und Demuth. Was jene Aeußerungen und Erscheinungen betrifft, so dürfte bei dem Wechsel des unbewußten und bewußten Zustandes, der unfreien Erregungen der Phantasie und der klaren Anschauungen des zu den Pforten der Ewigkeit eingehenden Geistes, oft schwer zu sagen sein, auf welches Gebiet dieselben zu beziehen seien. Dagegen wird der Leser in diesem freien Verhalten die unwidersprechlichen Zeugnisse der Gnade erkennen, die nun an dem Baume seines schönen Erdenlebens die letzten, lieblichsten Früchte zur Reife brachte.

Am gedachten Sonntage früh flossen die Bilder seiner Phantasie auf eine merkwürdige Weise mit den freien Beziehungen seines Geisteslebens zusammen. Vielleicht vergegenwärtigte er sich seine in der Kirche versammelten Gemeinden. Er richtete sich im Bette auf, fing an zu reden, zu predigen, mit einer Stimme, die durch die Straße hinschallte und die Gläser klirren machte. Er betete, flehete für die Gemeinde, redete diese an, ermahnte sie zur Buße und rief häufig aus: „Hallelujah, der HErr wird siegen, der Löwe vom Stamm Juda! Suchet Jesum und sein Licht, alles andre hilft euch nicht!" Dazwischen dichtete und sang er Lieder zur Ehre Gottes und des Heilandes. Die Ermahnung, zu schweigen, wies er zurück: „Laßt mich, ich kann nicht schweigen, ich muß meinen HErrn preisen!" Durch alle seine Phantasieen waltete mehr oder weniger ein höherer Zusammenhang. Doyé redete ihn an, S. erkannte ihn und

sagte: „Lieber Bruder, ich gehe nun zum HErrn; Du wirst bleiben, ihr werdet aber alle nachfolgen. — Ich werde selig werden — ihr werdet auch selig werden." Sehr oft: „Suchet Jesum und sein Licht, alles andre hilft euch nicht! Wie herrlich wird's droben sein!" Eine Zeitlang, wo der Paroxismus am heftigsten war, schien er nicht Zeit zu haben zu ganzen Sätzen; da machte er sich in einzelen Ausrufungen Luft, als: Tod! Leben! Hölle! Himmel! Seligkeit! Ewigkeit! — mit alles durchdringender Donnerstimme gesprochen.

Am Nachmittag blieb er nun ganz sprachlos liegen. Bruder B., von J. herübergeeilt, fand ihn ganz bewußtlos. Doch schien ihn S. zu kennen und blickte ihn mit herzdurchdringender Miene an. Am Abend kehrte die Aufregung wieder; mit starker Stimme rief er wiederholt: „Der Löwe vom Stamm Juda, der HErr wird siegen. Ich bin schon selig, ich bin schon selig. Hallelujah!"

Nach Anwendung der vom Arzte verordneten Mittel (Blutegel, Aderlaß, kalte Umschläge u. s. f.) wurde die Aufregung allmälig gedämpft, nun aber trat große Schwachheit und Erschöpfung ein.

Am Montag fand ihn Str. ganz bewußtlos, mit starren Augen daliegend; zuweilen erhob er ein lautes, unartikulirtes Geschrei. Nach Anwendung der ärztlichen Mittel wurde er am Abend etwas ruhiger und blieb sprachlos liegen. In der Nacht fing er nochmals mit lauter Stimme zu predigen an, und mit durchdringender Stimme auf das jüngste Gericht zu weisen, zur Buße zu ermahnen. Dann kehrte plötzlich sein Bewußtsein zurück, er erwachte wie aus einem tiefen Schlaf, sahe alle verwundert an und sprach: „Liege ich denn zu Bett?" und nannte einzele mit Namen. Alsbald betete er mit freiem Bewußtsein und rief dann mit freudiger Stimme dem, der seine Liebe war: „Du mein Leben, Du Friedensfürst, Du mein Immanuel, Du Sarons Blume, Du mein Schönster, Du Abglanz der Herrlichkeiten!" und mit anderen, das Wesen und die Eigenschaften des guten Hirten bezeichnenden, lieblichen Namen, in denen seine Liebe sich nicht zu erschöpfen wußte. Auch der Inhalt seiner Gebete war Lobpreisung der Gnade des Heilandes.

Einmal sprach Str.: „Der alte Feind macht Dir viel zu schaffen." — „Ja," antwortete er, „der alte, alte Feind. Doch der HErr wird siegen, Hallelujah!" Und nun sang er mit leiser, rührender Stimme die Melodie: „Nun danket alle Gott," ohne die Worte des Liedes auszusprechen.

Jetzt schien er bald eine Weile zu schlummern, bald gab er in Bildern der Phantasie, bald in freiem Bewußtsein Zeugniß von dem, was seine Seele bewegte. So sprach er mit lauter Stimme: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe Glauben gehalten, ich werde selig!"

So kam der Morgen heran, wo es schien, als nahe sein Ende. Er wurde sehr schwach, betete aber nochmals für sich und seine theure Gemeinde, schloß mehre liebe Seelen in das Gebet ein und befahl alle dem Schutze des HErrn. Es schien ihm, seine letzte Stunde sei schon nahe. Als man ihn umbettete, freute er sich sehr. „Das ist mein Sterbebette," sprach er, „lasset mich ein wenig schlafen, und dann will ich sterben!" Er wandte sich an Straube, wünschte ihm und seiner Gemeinde Segen, trug ihm den Scheidegruß an die abwesenden Freunde auf, und segnete seine Kinder mit den Worten ein: „Der Segen Abraham's, der Segen Isaak's und der Segen Jakob's komme über euch!" Dann nahm er auch von allen Umstehenden Abschied, bat sehr, sie möchten ihn nun mit seinem lieben Heiland ganz allein lassen, worauf man ihn auf einige Stunden verließ. Als Str. gegen Mittag abreisete und ihm das Abschiedswort sagte, erwiederte er: „Gelobt sei Jesus Christus!" Es war inzwischen bedeutend besser geworden, und er äußerte, daß es doch wohl nicht des HErrn Wille gewesen, daß er jetzt sterben gesollt.

Wirklich dämmerte den Seinen, und vielleicht ihm selbst, noch ein hellerer Strahl der Hoffnung auf. Er lag den übrigen Theil der Woche (bis zum 24. Nov.) meist ruhig und schien auch weniger heftige Schmerzen zu leiden. Doch sprach er öfter vom Sterben und ermahnte die Freunde, sich nicht zu früh zu freuen, es könne doch sehr wohl zum Tode gehen.

In ähnlicher Weise blieb sein Befinden auch durch die beiden folgenden Wochen hin, bald mehr Befürchtung, bald mehr

Hoffnung erweckend. Es wollte keine rechte Krisis sichtbar werden. Da er indeß gar keinen Appetit bekam und dabei fortwährend laxirte, so erreichte seine Entkräftung einen sehr hohen Grad. Indeß fuhr der Ortsarzt, Dr. Roth, die ganze Zeit hindurch fort, den Kranken mit großer Liebe und Sorgfalt zu pflegen. Außerdem wurden die Jüterboger Aerzte öfter berathen.

Diese ganze Zeit, die Sybel den Seinen noch, gleichsam an der Pforte der Ewigkeit zurückblickend, erhalten wurde, hat auf alle, denen ihn zu sehen vergönnt war, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Bei seiner großen Entkräftung konnte S. nur wenig sprechen. Was er aber sprach, waren Worte des Lebens, der tiefsten Demuth, des Dankes und der Liebe. Er betete viel, still, leise hörbar, so viel möglich für jeden, der seinem Bette sich nahte, für seine liebe Gemeinde, und gewiß für manche einzle Seele, welche die Früchte seines Gebetes droben erkennen und genießen wird. Des Irdischen so gut als ganz vergessend und völlig gewiß, daß, der ihn in seiner Armuth so reich versorgt, auch an den Seinen sich nach seinem Tode als Vater zeigen werde, blieb seine Seele immer ruhig bei dem, von dessen Liebeshand er sich ergriffen fühlte. Sorgte er noch, so waren es Sorgen der Liebe, daß die Seinen in ihrer Sorge um ihn zu weit gehen, ihre eigne Gesundheit gefährden mögten. Freundlich und dringend ermahnte er alle, die kurze Zeit der Gnade für die Ewigkeit auszukaufen. „Trage Deinen Schmerz wie eine Christinn, wenn ich todt sein werde!" wiederholte er oft seiner Gattinn, die er freilich seit den frühesten Tagen ihrer Brautschaft auf diesen Hingang vorbereitet.*) „Suche Jesum und sein Licht, alles andre hilft dir nicht!" rief er ihr wieder und wieder zu.

„In den Phantasieen brachte er wohl auch gleichgültige Sachen vor, so wie er aber betete oder von Christo sprach, so war auch jedes Wort tief und kräftig und von herrlichem Ausdruck.**). Ach, die ganze Zeit seiner Krankheit war Eine Predigt, eine überaus segensreiche, köstliche Predigt, und die Kranken-

---

*) Vergl. unter andern S. 147.

**) Worte der Schwester.

stube wurde ein geheiligter Aufenthalt voll Segen vom HErrn, welcher auch die in tiefster Wehmuth Niedergebeugten stärken und aufrichten mußte.

Leider war es nur Wenigen vergönnt, unmittelbar Augenzeugen dieser Vollendung zu sein, oder auch nur von ferne die Predigt des schweigenden Dulders zu vernehmen.

Sybel selbst sorgte mit der rührendsten Sorgfalt, um sein theures Leben, wenn irgend möglich, seinem Amt und seinem Hause zu erhalten. Daher gestattete er es nach dem ersten Ausbruche der Hirnentzündung, welcher die innersten Tiefen seines leiblichen Lebens aufgeregt hatte, nur den zu seiner Pflege unentbehrlichen Personen, seinem Bette zu nahen, oder auch nur in das Krankenzimmer zu treten. Es war merkwürdig, wie stark sein Herz noch war, sich hierin die äußerste Gewalt anzuthun, weil er fühlte, daß seine Kräfte im übrigen zu schwach waren, die Freude des Anblickes eines geliebten Wesens zu ertragen. So viel möglich blieb er ganz allein, um sein Hirn und seine Nerven zu schonen, und ließ, wenn er wachte, die wachenden Freunde nur ausnahmsweise hinter dem Schirm hervortreten. Selbst seine Gattinn mußte sich diesem bittern Zwange unterwerfen. Irgend eine schnellere Bewegung, der Hinzutrit von mehren zugleich, erschütterten seine aufgelös'ten Nerven alsbald heftig. So wurde es mir, dem so lange aus weiter Ferne ersehnten Freunde, nicht gestattet, bei dem Kranken einzutreten. Bei der ersten Anfrage erwiederte er: „O nein, er muß der letzte sein, der zu mir kommen darf!" Später wagte man nicht einmal, ihm von der Anwesenheit meines Boten Kunde zu geben.

So entbehrte er selbst des Anblickes der geliebten Kinder auf lange Zeit. Nur die Gegenwart der ewigen Liebe des Vaters und des guten Hirten mit dem Auge des Glaubens zu schauen, schien er noch ertragen zu können. Doch daß er als Kind der ewigen Liebe die natürlichen Gefühle des zärtlichen Vaters nicht ganz überwand, zeigte sich auch. „Ach, wenn ich doch Mariechen, mein liebes Kind, sehen dürfte! ach, nur einmal!" sagte er einst mit bewegtem Herzen. Sie wurde gebracht. Doch als er nur ihre Anwesenheit hinter dem Schirm

vernahm, winkte er mit der Hand, sie hinwegzubringen, fühlend, daß er die Freude nicht ertragen könne.

Ueberhaupt unterwarf sich Sybel nicht allein mit unbedingtem Gehorsam allen Anordnungen des Arztes, sondern er ermahnte selbst seine Wärter, ihre Pflicht in dieser Hinsicht treu zu erfüllen. „Liebe Frau U.," hörte man ihn noch am Abend vor der vorletzten Nacht sagen, als jene eintrat, „in dieser Nacht haben Sie die Sorge für mich, es wird ein schwerer Dienst sein. Aber der HErr wird helfen und Sie werden treu sein; beobachten Sie alles recht genau, was der Arzt befohlen hat!" Einst verlangte ihn sehr, ein Christusbild in seiner Nähe zu haben, um oft auch mit dem Auge sich den theuersten Gegenstand zu vergegenwärtigen, den für ihn die Erde und der Himmel hatte. S's. Gattinn bemerkte ihm, daß ihn dieß doch vielleicht aufregen und ihn in der Phantasie beschäftigen mögte. „Ach ja," erwiederte er, „so laß nur; ich habe ihn ja doch im Herzen."

Als nun sein Leiden sich so lange verzog, wurden ihm oft die Nächte recht lang, und er fragte von Zeit zu Zeit nach der Uhr. So oft dann am Morgen der Laden des Fensters geöffnet wurde und das liebe Licht sein Auge berührte, so wandte sich sein Auge mit inniger Freude diesem Boten der höheren Welt zu und nun tönte leise von seinen dankerfüllten Lippen:

„O Jesu, süßes Licht,
Nun ist die Nacht vergangen,
Nun hat Dein Gnadenglanz
Auf's neue mich umfangen:
Nun ist, was in mir ist,
Vom Schlafe aufgeweckt,
Und hat nun in Begier
Zu Dir sich ausgestreckt!"

Dieß lispelte er meist mit schwacher, aber mit so inniger Stimme; die Töne brachen den Hörenden das Herz. Gleichermaßen begrüßte er seine Leidensgenossinn an jedem Morgen: „So seh' ich Dich noch einmal wieder, liebes Herz. O welche Gnade! O, B., laß uns auch dem HErrn dafür recht dankbar sein!"

So hoch das Maß seiner Leiden oft stieg, so daß es ihm auch im unbewußten Zustande öfter heftiges Schreien auspreßte, so nahm man nie auch nur die leiseste Regung des Unmuthes

oder der Ungeduld wahr. Ach, in dieser Hinsicht hätten auch seine entschiedensten Gegner ihn mit Verwunderung, vielleicht mit Neid erblicken müssen. So gewiß auch diese Hingebung ein Werk der Gnade war, so gewiß aber auch eine Frucht seiner Arbeit im Glauben und der Selbstverläugnung. Wirklich vernahm man ihn oft, obgleich niemand eine Spur von Ungeduld wahrnahm, um Geduld beten, vornämlich wenn er sich allein glaubte. So begleitete ihn gewiß auch jetzt noch die innere Anfechtung der Ungeduld, und seine unermüdliche Geduld erscheint als ein fortgehender Sieg des Geistes über das Fleisch, der Gnade über die Natur. Ebenso wurde es aus seinem übrigen Verhalten wohl sichtbar, daß nicht etwa Stumpfsinn und Fühllosigkeit seine Gelassenheit erleichterte. „Ach, es ist doch manchmal recht einsam auf dem Krankenbette, wenn der HErr nicht da ist!" sagte er einst zu dem Freunde an seinem Lager. Ein anderes Mal: „Mein Leiden ist recht groß; aber wer nun keinen Heiland hat!" An einem anderen Tage ermahnte ihn einer der Beistehenden, als er sich in der Phantasie unruhig auf dem Lager bewegte, recht still zu sein. „Ach ja," erwiederte er, „recht still sein, auf das Kreuz des Heilandes blicken!" —

Während er so schmerzlich leidend da lag, wollte er doch niemand durch sein Leiden Mühe machen. Alle schienen ihm zu viel für ihn zu thun, ihm zu viel Liebe zu erweisen. Wurden ihm Erquickungen dargeboten, so nahm er sie nicht ohne einiges Widerstreben an. Wer ihn nicht, wie ich dieß nun von den Lesern annehme, näher kannte, nicht in die Tiefe seines lauteren, demüthigen Herzens blickte, hätte ihn leicht verkennen mögen. So aber hielt er jedes Besondere für zu gut für sich, und er hätte gern aus dem letzten Bissen noch einen Genuß für Aermere bereiten mögen. Oefter labte ihn namentlich eine Scheibe der Apfelsine. „Ach," wiederholte er aber auch öfter, „hättet ihr dieß nicht einem anderen, einem ärmeren Kranken geben können?" Wies man ihn aber auf die Anordnung des Arztes, so war er auch zu solchen Genüssen sogleich bereit, und er genoß nun mit zärtlicher Dankbarkeit die Gaben der Liebe aus der Hand Gottes und der Menschen.

„Beugend und tiefbeschämend,“ sagt Doyé in seiner Mittheilung, „war die große, innige Dankbarkeit, die sein Herz, wie gegen seine Pfleger, so gegen Gott erfüllte. In der Zeit, wo er, mehr versuchsweise, etwas genoß, ein wenig Brühe, oder Suppe, oder einen Trunk Wasser, däuchte ihm alles zu gut und zu schön für ihn, erkannte er es dankbar für einen großen Vorzug, den er vor vielen Elenden genoß, die solche Wartung entbehren.“ So genoß er seine Vogelmahlzeiten stets mit Gebet. Konnte er selbst nicht sprechen, wenn ihm etwas dargereicht wurde, so wies er nach oben, oder lispelte: „dem HErrn danken!“ und sahe es gern, wenn ein andrer an seiner Statt das Wort nahm. Einst, durch einen Trunk Wasser erquickt, sagte er: „Ach, wenn doch die lieben Leute wüßten, welch' eine Gnade das liebe Wasser ist, sie würden es besser achten und mit mehr Dank genießen!“ Ein andermal, als man ihm das Glas reichte: „O, welch' ein Abglanz des Wassers des Lebens! wie schön wird es sein bei dem HErrn, wenn er mich Armen zu sich nimmt!“

Von der zärtlichen Sorge, die er für alle in seinem Leiden trug, gab er viele Zeichen. Einst hatte man den Arzt nicht zu ihm eingelassen, weil S. zu schlummern schien. Bald hernach erfuhr er dieß, und besorgt, daß der Arzt sich gekränkt fühlen mögte, schickte er sogleich zu ihm, um einen Besuch zu bitten, nur um ihm seine Gesinnung der Liebe darzulegen.

Gegen Ende der dritten Woche nach dem völligen Ausbruche der Hirnentzündung erwachte in S. das Verlangen, seinen Oheim Schmidt, einen nun alten, erfahrnen Arzt, zu Rathe zu ziehen. Mit treuer Liebe eilte dieser erprobte Freund am 7. Dez. von Berlin herbei. Es war ein Tag des schmerzlichsten Wiedersehens für beide. Schmidt erklärte, daß die Krankheit von einer Milzentzündung müsse ausgegangen sein, die Milz sei noch sehr entzündet. Es hatten sich auch heftige Stiche im Unterleibe eingestellt. Die in der Gegend der Milz angesetzten Blutegel thaten treffliche Wirkung, die Schmerzen ließen nach, es trat eine Ruhe ein, die nochmals der Hoffnung Raum gab, obwohl Schmidt die Gefahr für sehr groß erkannte.

Wirklich traten auch bald wieder die bedenklichsten Symptome

ein. Der bewußtlose Zustand kehrte wieder, es mußten nochmals Blutentziehungen angewendet werden, die Eisblasen, die nun schon so vielfach auf sein glühendes Gehirn gelegt worden, äußerten keine Wirkung mehr.

So schwand schon am 14. Dez. die letzte Hoffnung hin. In banger Besorgniß rüsteten sich die pflegenden Freunde auf die Nacht. Die erschöpften Hausgenossen legten sich nieder, da S. in einen tiefen Schlaf versunken war. Das Bewußtsein kehrte von Zeit zu Zeit wieder, er bat die arme Leidensgefährtinn, sich dem Schlafe hinzugeben, so wolle er's auch thun. So sagte er allen gute Nacht und sprach: „Nicht wahr, nun schläft man ja wohl bis an den Morgen?“ Bald nach Mitternacht trat ein entsetzlicher Starrkrampf ein, der sich später am Tage noch wiederholte. Der Kopf wurde wie von unsichtbarer Macht in die Höhe gezogen, die Augen sahen starr vor sich hin. Die wachenden Freunde meinten, es trete schon der Todeskampf ein. Sie weckten die Hausgenossen, auch der Arzt eilte herbei, er verordnete Moschuspulver. Als die Gattinn eintrat, hatte der arbeitende Tod und die schauerliche Macht des Starrkrampfes ihn fast völlig gebunden. Aber während Hals und Kopf jeder freien Regung entzogen waren, und das Auge selbst gebunden schien, rang er, der Theuren ein Zeichen seines liebenden Bewußtseins zu geben. Die Schauer des Todes brechend, aber unvermögend, auch nur den Blick des Auges willkürlich zu lenken, sammelte er alle Kräfte der scheidenden Seele, und hauchte sie, immer nach derselben Stelle blickend, aber in diesem Blicke die Gattinn suchend, mit geisterhafter Macht, mit unaussprechlicher Innigkeit, in diesen Blick des fast gebrochnen Auges.

Der Krampf verlor sich allmälig, das Bewußtsein blieb ihm nun meist gegenwärtig. Die weitere Scene des Tages war oft in den Schleier des Wunderbaren gehüllt, wenn gleich das Wunderbarste vielleicht auch jetzt dasjenige genannt zu werden verdient, was dem Vollendeten gleichsam schon natürlich war, oder was doch mehr von dem dießseitigen Reiche der Gnade Zeugniß gab, als von dem jenseitigen der Herrlichkeit.

Er betrachtete sich, während er bei vollem Bewußtsein er-

schien, als einen schon Verstorbenen. „Berta, l. B.," rief er, als er der Sprache wieder mächtig wurde, „sehe ich Dich noch wieder? Ach, wie wunderbar, wie schön, daß man seine Lieben doch noch sehen kann, wenn man todt ist!"

Ich überlasse es gern dem Leser, sich das eigne Urtheil zu bilden, ob die für die Ewigkeit so köstlich gereifte Seele schon vor dem völligen Siege über den letzten Feind einen Blick in das gelobte Land des Jenseits gethan haben mogte. Aber er erzählte nur, wie er im Sarge stehend aus dem Grabe zu der geliebten Gemeine das Scheidewort geredet — wie dieß nun bald in Erfüllung ging, und wohl noch heute geschieht.

Von einem wiederholten Schlummer erwachend, sagte er mit großer Freude: „Ich sah' ein wunderbar glänzendes Licht; sie gingen Hand in Hand und rangen und rangen. Ach, ich sahe schon jene Herrlichkeit, so schön, so schön; und nun stehet ihr an meinem Bette und sehet mich verwundert an; ach, ich war schon gestorben! Ach, wie ein tiefes, wundervolles Blau. Ich durfte sehen, aber nicht ganz konnte ich hineinschauen."

Vom Morgen an blieb er bei vollem Bewußtsein, zugleich mit der klaren Voraussicht seines nahen Todes. Er ließ daher nun die fromme Sorgfalt um Erhaltung seines Lebens fahren, und gab sich ganz diesen letzten Stunden hin. Schon in der Nacht sagte er einmal: „Heut Abend, Wagen kommen, mich abholen, das ist ausgemacht!"

Seine Seele blieb nun fortwährend an dem Angesichte seines HErrn, bald betete er leise, bald laut und mit einer Macht, selbst der Stimme, die alle in Erstaunen setzte, bald richtete er bittend, ermahnend, segnend das Wort an die Umstehenden. „Noch eine Stunde vor seinem Tode," sagt die trauernde Schwester, „betete er so schön, wie ich's nie noch hörte; ach, man hätte mitsterben mögen vor Wehmuth und Schmerz, ach, daß ich vermögte, dieses Gebet zu beschreiben!"

Dabei fuhr er fort, sich als einen schon zweimal Verstorbenen zu betrachten, und erzählte, was mit ihm jenseit vorgegangen, doch in nicht ganz verständlicher Weise. Er nannte Namen vor Jahrhunderten Verstorbener, die ihn hinübergeleitet. „Ich kam dann immer tiefer und tiefer, dann ging's an ein

Ringen, einer hielt sich am andern, endlich sahe ich ein herrliches Licht — und nun war ich wieder hier."

Am Tage verlangte ihn jetzt nach seinem treuen Freunde Doyé. Dieser kam und fand ihn unter den Wehen und Schmerzen des Todes. S. bekam nochmals den Starrkrampf. „Mir bebet noch das Herz," sagt der genannte Freund, „wenn ich hieran zurückdenke. Da schrie er jämmerlich weinend, wie ein zerschlagenes Kind, ließ nicht ab vom Bitten um Erbarmen. Vorher, wie auch nachher, sprach er viel; es war, als ob er nicht mehr schweigen wollte. Er nahm Abschied von den Anwesenden. Ohne Zweifel litt er die heftigsten Schmerzen, dieß war ihm anzusehen; aber kein Wort der Klage! Mit aller Kraft seines Geistes dachte er nur an eine rechte Bereitung zum Sterben. O, daß Du dabei gestanden hättest! Ich vermag nicht, die gedemüthigte Liebe zu schildern, wie sie aus seinen brechenden Augen mich anblickte. Da war in Wahrheit alle Eigenheit hinweg. Da hatte er nichts mehr, als seine Sünde und das Gebet des Bettlers: Sei mir gnädig! Da wollte er auch vor uns nichts mehr sein, als ein elender Wurm, der alles von der Gnade hofft. Da wußte er nur von seiner Sünde zu reden, nur sich unter uns alle zu stellen. Ach, sprach er zu mir, langsam und mit Pausen, wie bin ich noch so stolz! Da habe ich vorher den F. beten geheißen. Bald aber dachte ich, du kannst es ja selber besser. Und gleichsam, auch sich selbst dafür zu strafen, forderte er jenen zugleich auf, doch nun zu beten.

„Es ist eine alte Sitte der Christen," fuhr er bald danach fort, indem er mit Ruhe zu den vielen Umstehenden hinblickte, „beim Sterben den Angehörigen die Sünden abzubitten," und so bat er denn auch uns um Verzeihung — der Hirt die Schafe, die nichts als Dankgefühl und Liebe für ihn erfüllte. Ach, daß die ganze Gemeine hätte dabeistehen können! Doch auch ohne dieß haben wohl viele von seiner Demuth und Liebe gehört, so daß gewiß reichlich sein Wunsch in Erfüllung gegangen ist, den er noch vor dem Verscheiden aussprach, daß doch sein Tod noch einer Seele zur Buße und zum Glauben helfen mögte, so wollte er sich freuen mit den Engeln Gottes im Himmel.

Schon bei dessen Eintreten hatte er D. auf das rührendste um Verzeihung gebeten, daß er öfter, (was wohl nur mit dem eignen Herzen das Auge Gottes gesehen) stolz gegen ihn gewesen sei. Jetzt rief er jeden einzelen, auch die Magd und die Wärterinn, zu sich heran, sie um Verzeihung jeder Unfreundlichkeit bittend, ihre Liebe ihnen dankend.

Noch einmal zog er die Genossinn seines Lebens mit Innigkeit an sich: „O, HErr," sprach er, „verzeihe auch meine so große Liebe zum Geschöpf!" Und als auch diese nun ihn nicht lassen konnte, sprach er mit großer Bestimmtheit: „Laß mich, Du kannst mich nicht halten, der HErr hält mich schon!"

Jetzt sammelte er seine Kräfte nochmals zum Gebet. Die Anwesenden knieeten nieder, er fing ganz leise an, immer mächtiger wurde aber seine Stimme, immer dringender sein Flehen um Gnade für sich, den ärmsten Sünder, für alle, die seinem Herzen theuer waren. Dieß war das letzte Gebet, dessen oben schon die Schwester gedachte. Nach demselben neigte er sich erschöpft auf das Lager. „Ich habe Glauben gehalten, ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich werde selig!" sagte er nochmals.

Man reichte ihm nochmals etwas Saft dar. „Nun brauche ich keine irdische Speise mehr. Es wäre unrecht, wenn ich mein Leben noch verlängern wollte; der HErr hat mich ja schon zweimal gerufen!" entgegnete er aber. Eben so hörte man ihn jetzt noch mehrere Worte aus dem Taufbunde sprechen, besonders die letzten: „Im Glauben und Gehorsam Dir treu zu sein, bis an mein letztes Ende."

Noch in der letzten Stunde verordnete der Arzt, ihm Senfpflaster zu legen. Da, als die Frau und Schwester sie ihm um seine Füße zu legen beschäftigt waren, als schon der obere Theil des Gesichtes, auch die Nase erkaltet war, strebte sein bleicher Mund noch einmal zu einem sanften Lächeln, sprechend: „Ihr lieben Frauen, was mühet ihr euch doch, was kann dieß doch noch helfen? Liebe B., hättest Du diese Lappen nicht noch für einen armen Kranken aufbewahren mögen?" Diese durch das ganze Leben des Seligen erklärten Worte waren fast die letzten, die sein Mund hienieden sprach.

Als er auch Doyé der Vollendung nahe schien, fragte dieser ihn, ob er sterben wolle auf den Namen des Herrn Jesu Christi. S. antwortete laut und kräftig: Ja! Hierauf sprach der Freund den Segen über ihn, was ihm erwünscht zu kommen schien. Er schien ruhiger zu werden, und was er nun sprach, verstand D. so, als ob er wünsche, gezeichnet zu werden. Der Freund glaubte, er wolle das Zeichen des Kreuzes auf der Stirn haben, machte ihm dasselbe dreimal, und schien den Wunsch errathen zu haben. S. lag still mit geschlossenen Augen und wiederholte lange immer nur die Worte: „Heilige Züge, heilige Züge!“ immer leiser und leiser, wobei es recht merklich war, daß er sich innerlich wohl und selig fühle.

„Ach,“ mögte ich mit dem lieben Bruder Doyé sagen, wäre der Selige nicht in der Hand seines HErrn über allen menschlichen Wunsch erhoben, „daß er in diesem Augenblicke hinübergegangen wäre!“ Nun aber trat noch der letzte Starrkrampf ein, nach welchem das Auge völlig brach. Der Tod vollendete sein Würgeamt. Gehend durch des Todes dunkles Thal, lallte S. noch unverständliche Worte. Nur in den letzten Minuten wollten alle den oft mit ganz leiser, dumpfer Stimme gesprochnen Ruf: Hülfe! Hülfe! vernehmen. War auch das noch Kampf, und sollte dieser Kämpfer ringend, ohne Erquickung sterben? Sollte er auch darin seines Heilandes Tode ähnlich werden,*) ihm im Sterben nachrufen: „Mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen!“ und so als ein verlorenes Schaf nun für immer in die Hand des guten Hirten fallen?? oder war es Triumph, und Siegesruf über die Hülfe, die er gefunden?? Nach dem Eindruck, den jenes Rufen auf die Anwesenden machte, war es, auch dieß versage ich dem Leser nicht, jenes erste. Doch wie dem sei: die Hülfe ist ihm in der Stunde geworden! Er ist aus der Angst und Gericht genommen, wer will seines Lebens Länge auskünden? Die Leiden dieser Zeit waren nicht werth der Herrlichkeit, die an ihm offenbaret worden. Der Tod ist doch verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der ihm

*) Phil. 3, 10.

(der uns) den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum. Darum, so ruft uns das Leben und das Ende des Seligen mit dem Apostel zu: Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werke des HErrn; sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem HErrn!" *)

Der liebe Herr Superintendent Beck sprach jetzt nochmals den Segen über den Sterbenden, die Umstehenden harreten noch eine Weile an seinem Lager, bis er, um 3 Uhr Nachmittags, den letzten, tiefen Athemzug that, und seine begnadigte Seele einging zu seines HErrn Freude.

Nach seinem Tode fand man ein Blatt in seinem Schreibtische, welches er wahrscheinlich vor dem völligen Ausbruche der Krankheit also beschrieben:

„Mein Begräbniß soll sehr einfach sein. An meinem Grabe wünsche ich, daß einer meiner Herzensbrüder zur Gemeinde spreche über die Worte: „Das ist je gewißlich wahr und ein theuerwerthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin." **) Hier kommt ein armer Sünder her, der gern für's Lös'geld selig wär'. Also kein Rühmens machen."

Auch diese Worte finden in des Seligen Leben ihre vollständige, schönste Erklärung.

Freund Doyé übernahm den Auftrag, die Grabrede zu halten. Ihm schloß sich, dem Drange des Herzens folgend, der Herr Sup. Beck an. In einem konnten beide dem Wunsche des Seligen nicht ganz nachkommen. Sie mußten lautes Zeugniß davon geben, was die Gnade des HErrn an dem Verewigten und so auch durch denselben gethan. Doch blieb dem HErrn die Ehre: und dieß war ja seines Dieners Verlangen. ***)

Eine übergroße Menge der tiefbewegten Menschen war täglich in das Sterbehaus gedrungen, die theuren, lieben Züge des Verewigten noch einmal zu schauen. Es war jetzt wohl in der

*) Jes. 53. 1 Kor. 15. Röm. 8, 18.

**) 1 Tim. 1, 15.

***) Beide Reden sind abgedruckt im ersten Jahresbericht der Bibelgesellschaft zu Werder bei Jüterbog.

ganzen großen Gemeinde nur Eine Stimme über den Hingegangenen, nur Eine Klage über den unersetzlichen Verlust.

Auch dem Verfasser war es nur vergönnt, das erblichene Antlitz des Freundes noch einmal zu sehen, der von Jugend auf seiner Augen und seines Herzens Lust gewesen. Aber die Empfindungen des Herzens an dem Sarge eines solchen Freundes kann nur die eigne Erfahrung kund thun.

Das Begräbniß fiel auf den 19. Dezember, einen rauhen Wintertag. Eine unübersehbare Menge der Leidtragenden hatte sich freiwillig eingefunden. Der Weg durch die Stadt nach dem fernen Kirchhofe war mit dem letzten Immergrün des Winters bestreut. Ach, dahin gingen wir nun mit der Hülle des Theuren, unter dem herzbewegenden Geläute der Glocken, welches ihm allezeit so lieblich däuchte! — Mit unbeschreiblicher, tiefinnerlicher Bewegung hörten alle die Grabreden an. *).

Die ungewöhnliche Theilnahme an dem Hingange S's. sprach sich mannichfach auf die rührendste Weise aus. Da die hinterbliebne Gattinn, wie es schien, ohne Hoffnung darniederlag, boten sich von allen Seiten, durchaus unaufgefordert, die achtbarsten Familien an, eins und selbst mehre der hinterbliebnen Kinder aufzunehmen. Mir sind deren nicht weniger als zehn Familien bekannt; die oftgenannte edle Familie erbot sich, alle aufzunehmen; einer der älteren, später etwas ferner getretnen Freunde wollte nur mehr Berechtigten weichen, sonst aber auch gern zweien der Kinder in seinem, nicht mit zeitlichen Gütern gesegneten, Hause eine Zufluchtsstätte der Liebe eröffnen. Imgleichen schenkte die dankbare Stadt aus den überaus geringen Mitteln der Kommunalkasse jedem der Kinder zum nahen Weihnachten ein Sparkassenbuch mit einer ansehnlichen Summe.

Und nicht in dieser Hinsicht allein ward der Glaube S's. gerechtfertigt, zeigten sich die Früchte seiner Saat in der lieben Gemeinde.

Einige Glieder der Landgemeinden trösteten sich über des treuen Hirten Tod mit diesem Troste: „Es mögte sein Hingang

*) Während die hartgefrorne Erde auf des Sarges Deckel schlug, schwebte ein (von mir deutlich wahrgenommener) Schmetterling über das offene Grab hin.

nöthig gewesen sein, da die menschliche Schwachheit sich sonst zu sehr an seine Person gebunden haben könnte, wenn er ihnen nach diesen Leiden wiedergegeben worden wäre." Ein Verehrer und Freund, ein wissenschaftlicher und sehr protestantischer Mann, äußerte späterhin, es sei ihm jetzt klar, wie die katholische Kirche sich wohl bis zur Verehrung und Anrufung der Heiligen verirren konnte. In dem gleichen, einfältig evangelischen Sinne ist es ohne Zweifel zu deuten, wenn der Nachthüter des Filials Gottow kürzlich in der Stadt erzählte, daß er seinen Weg dahin über den Kirchhof genommen, um an dem Grabe des treuen Hirten ein Vaterunser zu beten — wobei ihm die bitteren Thränen über die gefurchten Wangen rollten.

So fand S. zu dem Einen, was er suchte, reichlich dasjenige, was er nie gesucht, und ein Widerschein der Ehre dessen, dem allein die Ehre gebühret, fiel auf den armen Diener zurück, den Seine Gnade so reich gemacht. — —

* * *

Von Dir aber scheidend, geliebter Leser, reiche ich Dir im Geiste die Bruderhand, welche Dir das Schönste geboten hat, was ich mein nenne! Ist mein Freund durch meine Gabe der Deine geworden: so sei er uns hinfort eine liebliche Mahnung, ein dringender Ruf, hinzugehen und ein Gleiches zu thun, in der Nachfolge Christi ihm nachzufolgen; so vermehre er uns die Anziehungskraft des himmlischen Lebensmagneten, zu welchem er durch Sünde und Tod hindurchgedrungen, zu Jesu Christo, unsrem HErrn! Ihm und dem Vater und dem Heiligen Geiste sei Lob und Preis in Ewigkeit!

Druck von A. M. Colditz in Jüterbog.





